

Zu diesem Heft

Liebe Mitglieder!

Ich kann mir Ihre Überraschung vorstellen, als Sie dieses Heft nicht mit dem vertrauten Deckblatt „Ekkhart“, sondern einfach als Heft 4/85 erhalten haben. Dafür bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig:

1. Der „Ekkhart“ ist schon seit vielen Jahren kein Kalender, kein Jahrbuch mehr. Das Kalendarium ist durch seine große Ungenauigkeit wertlos geworden. Diese Ungenauigkeit wird von Jahr zu Jahr größer. Korrekturen sind kaum möglich, selbst eine Kommission könnte das Kalendarium nicht auf einem aktuellen Stand halten.

2. Das Kalendarium umfaßt mit dem alphabetischen Verzeichnis rund 35 Seiten. Diese große Anzahl Seiten muß besser genutzt werden. An der Stelle eines unstimmigen Kalendariums können Aufsätze stehen. Auch ein Zusammenstreichen des Kalendariums auf wenige Seiten ist nicht möglich. Wer wollte entscheiden, wer gestrichen wird, wer nicht?

3. Der Datenschutz ist ebenfalls zu beachten. Bei jedem Lebenden, der im Kalendarium steht, muß dessen Einverständnis dazu eingeholt werden. Diesen Verwaltungsaufwand können wir nicht bewältigen, abgesehen von der zeitlichen Dauer eines solchen Verfahrens.

Unter Einbeziehung dieser Gründe haben Vorstand und Beirat nach ausführlicher, ernsthafter Diskussion beschlossen, aus dem „Ekkhart“ das Heft vier zu machen. Unsere Mitglieder erleiden dadurch keine Einbuße, die Gesamtseitenzahl der Hefte bleibt gleich. Hervorragende Persönlichkeiten werden weiterhin gewürdigt. Durch diese Maßnahme berücksichtigen wir nicht nur die uns auferlegte Sparsamkeit, sondern auch einen alten Wunsch der Bibliotheken und Archiven nach bibliographischer Vereinfachung und Vereinheitlichung unserer Publikationen. Vorstand und Beirat bitten deshalb unsere Mitglieder um Verständnis für diese uns gewiß nicht leicht gefallene Maßnahme.

L. Vögely
Landesvorsitzender



Christkind des 13. Jahrhunderts an der Marienkirche in Ahlen/Westfalen heute (Aus: Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, „Steinzerfall“)

*Ein gutes
glückliches Jahr
1986
wünscht
allen Mitgliedern
und Freunden*

*Ihr Vorstand und Beirat
des
Landesvereins
Badische Heimat*

Weihnachts- und Neujahrgrüße des Präsidenten des Deutschen Heimatbundes

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Heimatfreunde,

zum Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel übermittele ich allen Landesverbänden, ihren Vorständen und Mitgliedern, den zahlreichen ehrenamtlichen Mitarbeitern in unseren Arbeitskreisen und schließlich den vielen Heimatfreunden vor Ort heimatliche Grüße und gute Wünsche für das neue Jahr.

Was brachte uns — so fragt man sich zur Jahreswende — das ausklingende Jahr 1985 in der Heimatarbeit?

Nun, nach der großartigen Festveranstaltung in München 1984 zum achtzigsten Geburtstag des DHB gab es 1985 wieder mehr nüchterne Tagesarbeit in den Arbeitskreisen, im Präsidium und in der Geschäftsstelle, die personell verstärkt werden konnte.

Am 17. 4. 1985 wurde die Deutsche Stiftung Denkmalschutz in einem Festakt in Anwesenheit des Bundespräsidenten in Schloß Gracht bei Bonn ins Leben gerufen. Zu dieser Gründungsveranstaltung war auch der DHB geladen und entsprechend vertreten. Die Zusammenarbeit mit der Deutschen Stiftung läuft an. Der Präsident des DHB wird Sitz und Stimme im Kuratorium erhalten. Die deutsche Wirtschaft ist entschlossen, sich mit beachtlichen Mitteln in der Denkmalpflege zu engagieren. Es bleibt zu hoffen, daß die Organisation dieser Stiftung so weit voranschreitet, daß der gute Wille bald auch in die Tat umgesetzt werden kann.

Starkes Echo rief auch im Jahre 1985 die Pressefahrt des DHB zu historischen Gärten hervor, dieses Mal in den Nordwesten unserer Republik.

Auf dem Gebiet der Öffentlichkeitsarbeit haben wir uns — eingedenk des Ansporns von draußen und im Präsidium — angestrengt.

Wir haben eine Schriftenreihe ins Leben gerufen, deren Band 1 („Kennen Sie die Umweltgesetze?“) und Band 2 („Umwelt vor Gericht“) zu Bestsellern geworden sind. Band 1 erscheint jetzt schon in vierter Auflage, Band 2 wird uns förmlich aus der Hand gerissen und hat es innerhalb von acht Wochen zu einer Auflage von etwa 2000 Stück gebracht. Band 3 der Schriftenreihe ist die Schrift „Leitfaden zum Schutz und zur Pflege historischer Parks und Gärten“, und Band 4 wird das umfangreiche Werk „Die historischen Gärten in der Bundesrepublik Deutschland“ sein; es ist in Vorbereitung. Band 5 läuft unter dem Arbeitstitel „Denkmal vor Gericht“ und wird wieder von Otto Blessing, unserem bewährten früheren Geschäftsführer, geschrieben. Er braucht dazu aber noch etwas Zeit. Sie sehen also, daß wir uns „auch da oben in Bonn“ rühren.

Umweltschutz bewegt in unserer Zeit nicht nur die politische Szene, sondern jeden einzelnen. Es wird viel Geld dafür ausgegeben, und man engagiert sich mehr denn je. Und doch ist Umweltschutz — schon vom Wort her — etwas Abstraktes, etwas Anonymes, nicht persönlich Ansprechendes. Wir Heimatbündler müssen deshalb diese Hülse Umweltschutz mit Leben erfüllen, menschliche und landschaftliche Bezüge einbauen, Umweltschutz zum Heimatschutz werden lassen. Es gilt die Brücke zu schlagen, den Boden zu spannen vom Umweltschutz — und das ist vorrangig eine Aufgabe für Sie vor Ort in überschaubaren Räumen.

Der Mensch sucht heute mehr denn je nach heimatlicher Geborgenheit. Helfen Sie mit, daß diese Suche nach Heimat Antwort findet. Heimat ist eben mehr als Umwelt, Heimat ist gelebte und erlebte Umwelt mit Nachbarschaft, Brauchtum und Sprache in Beziehung zu Mitmenschen in einer überschaubaren Landschaft.

Viel Erfolg bei Ihrer Arbeit im neuen Jahr und heimatliche Grüße Ihr

gez. Dr. Tiedeken

Die „Badische Heimat“ gratuliert Herrn Dr. Tiedeken herzlich zum 60. Geburtstag (6. 12.1985).

Wenn's weihnachtet

Wenn's weihnachtet, seht me,
's meßt Bsinnung sei —
trotzdem wird g'huddlet
ob groß oder klei.
Me kennt grad monne,
es rennt om defu,
wie wämme sich riße meßt
umenen Clou. —
Worum sind au d'Mensche
so hi und her zerrt?
Wa hot ne de Unsblick
uf's Maß so veschperrt? —

Je meh onner haschdet
noch Glück oder Macht,
deschto weniger brennt m
e Licht in de Nacht. —
Wenn's weihnachtet, seht me,
's meßt Friede au sei,
froh wird doch konner
mit Schtreiterei. —
Wosch wa kennt helfe? —
Etz fällt mer äbs ei:
Mol nochgäbe sott me
und des meglichschd glei.

Rosemarie Banholzer

Der Pfaffenweiler Marienteppich

Franz Hilger, Pfaffenweiler

In den Geschichtsbüchern über das Breisgauer Winzerdorf Pfaffenweiler wird ein „Pfaffenweiler Marienteppich“ erwähnt. Er war viele Jahre im Besitz der Gemeinde und befindet sich seit 100 Jahren in der Kunstsammlung des Fürsten zu Fürstenberg. In einer 1921 erschienenen Studie über dieses kunstvoll gestaltete Knüpfwerk heißt es: „Die Bedeutung des Teppichs ist keine geringe sowohl in kunstgeschichtlicher wie ikonographischer Beziehung und in dieser doppelten Bedeutung nimmt er eine hervorragende, bisher noch nicht gewürdigte Stellung in der Kunstgeschichte Deutschlands ein.“

Wann der Teppich geschaffen wurde und wie er einst nach Pfaffenweiler kam, darüber gibt es keine genauen Hinweise. Auch wird in den Chroniken nicht genau aufgezeichnet wie der Gobelin vor 100 Jahren in die fürstliche Sammlung kam.

Die Bürger der Gemeinde sind darin einig, daß dieses Kunstwerk nie mehr in ihr Dorf zurückkehren wird, doch bemühten sich Bürgermeister Fritz Gutgsell und Pfarrer Adalbert Roth mit Unterstützung des Landtagsabgeordneten Gundolf Fleischer, daß eine großformatige Farbfotografie von diesem Teppich hergestellt wurde, um somit den Einwohnern des Winzerdorfes zu zeigen, wie der so oft erwähnte Pfaffenweiler Marienteppich aussieht.

In den kunstgeschichtlichen Beurteilungen gibt es recht unterschiedliche Angaben zu der Auslegung der Motive und zu den in den Teppich eingearbeiteten Spruchbändern. Auf dem mit stilisierten Blättern und Blumen verzierten Grund sind auf dem Gobelin drei fast gleichgroße Szenen aus dem Leben der Muttergottes dargestellt.

Das erste Bild zeigt die Muttergottes (oder den Apostel Johannes) wie sie die Apostel empfängt. Hände, die aus Wolkengebilden hervortreten, führen einige der Männer an den Haaren herbei. Über der Personengruppe ist auf einem Spruchband, in gotischer Schrift, zu lesen „Willkommen mussend ir alle sin, ihr brüder und ihr herren min“. Auf diesem Bild entdeckt der Betrachter ganz unten ein weiteres kleineres Spruchband mit dem Wort „Gnaden...“. Wahrscheinlich heißt es Gnadental und weist auf den Namen des Klosters hin, in dem dieser Teppich hergestellt wurde. Darüber kniet eine kleinere Figur, wohl eine Nonne. Marias Auferstehung aus dem Grabe zeigt das Thema des zweiten Bildes. (Es gibt auch Angaben, nach denen es das Begräbnis Mariens darstellt.) Umgeben von Aposteln wird der Leichnam der Gottesmutter von Engeln aus dem Grab gehoben. Das Spruchband darüber ist schlecht lesbar und wohl im Laufe der Jahrhunderte mehrfach ausgebessert. Darauf könnte es heißen: „Du bist der Busch unverbrannt, wie der des moses wird bekannt.“

Die dritte Szene stellt die Aufnahme Mariens in den Himmel dar. Auf dem dazugehörigen Spruchband stehen die Worte: „Bis willkommen maged rein, Gott hat dich userwält allein.“ Auf dieser Darstellung übergibt Maria einen mit Andreaskreuzen verzierten Gürtel an einen der Apostel. Es ist wohl der heilige Thomas, denn auf dem Spruchband stehen die Worte: „tomas min gürtel han ich dir gesant, dobi (?) ist dir mit uffert (?)“. „

Wer hat den wertvollen Teppich geschaffen und wie kam er im 15. Jahrhundert in das kleine Dorf am Fuße des Batzenberg? Wie eingangs erwähnt gibt es hierzu nur Vermu-



Pfaffenweiler Marienteppich

tungen. Die kleine Nonne in der ersten Bildszene mit der Unterschrift, die vermutlich Gnadental heißt, läßt auf die Herstellung in einem Frauenkloster schließen. Dr. Josef Glauß, der 1920 eine Studie über diesen Teppich verfaßte, gibt an, daß es im 15. und 16. Jahrhundert fünf kleine Frauenklöster im süddeutschen Raum gegeben habe, die den Namen Gnadental führten. In der 1890 erschienenen Studie von Fredegar Mone wird ein Kloster Bachen erwähnt, in dem der Teppich zu Beginn des 15. Jahrhunderts gefertigt worden sei. Das Frauenkloster soll in der Nähe von Überlingen gestanden und hier soll eine „kunstreiche Weberin“ aus Burgund gelebt haben. In der Aufstellung über Orden und Klöster im Schwarzwald und am Bodensee wird ein Kloster dieses Namens nicht angeführt. Nach einer weiteren Studie weist der Stil des Teppichs auf die Herstellungszeit um 1470 hin. Hier wird angenommen, daß der Teppich entweder im Klarissenkloster St.

Paul zu Basel oder im Kloster der Augustiner-Chorfrauen in Stetten bei Hechingen gefertigt wurde. Wie nun der wertvolle Gobelin in das kleine Dorf im Schneckental kam, darüber gibt es keinerlei Anhaltspunkte. In den Akten des Pfarrarchivs finden sich darüber keine Mitteilungen. Man kann also nur vermuten. Es könnte sein, daß der kunstvoll gestaltete Teppich nach der Aufhebung des Klarissenklosters Freiburg (1782) an Pfaffenweiler verschenkt wurde. Dieses Frauenkloster besaß in dem Winzerdorf einige Rebstücke. Es könnte auch sein, daß eine aus Pfaffenweiler gebürtige Nonne nach Reformation oder gar nach der Säkularisation wieder in ihre Heimat zurückkehrte und diesen Teppich für ihre Heimatkirche mitbrachte. Vermutungen. Wie der Teppich von Pfaffenweiler in die Fürstliche Sammlung kam, darüber gibt es im Pfarrarchiv mehrere Schriftstücke „die unbefugte Veräußerung eines Gobelins des Kirchenfonds“. Doch der ge-

naue Sachverhalt wurde bisher in keiner geschichtlichen Abhandlung der Gemeinde aufgezeigt. Völlig verwahrlost und verstaubt wurde der Teppich um 1880 auf dem Speicher des Pfarrhauses gefunden. Der damalige Pfarrer Fidel Hugel, der von 1873 bis 1884 in Pfaffenweiler wirkte, fand wenig Gefallen an dem Stück und verkaufte den Teppich ohne Absprache mit dem Stiftungsrat und der kirchlichen Behörden an einen Freiburger Buchbinder für 80 Mark. Der Kaplan Albin Müller (späterer Pfarrer von Schlatt) wollte den Verkauf verhindern, doch seine Bemühungen blieben erfolglos. Nach dem Tode des Pfarrers schrieb der Kaplan an den Stiftungsrat: „Ich fand auf der dortigen Kirchenbühne einen uralten, staubbedeckten Gobelin, der früher offenbar als Antependium gedient hatte. Ich reinigte ihn und hing ihn auf der Empore auf, um Kunst- und Al-

tertumshändler gelegentlich über seinen Wert zu befragen. Derselbe wurde aber von unbekannter Hand wieder auf die Kirchenbühne geworfen. Ich machte Pfarrer Hugel aufmerksam, daß das Bild möglicherweise einen hohen Kunst- und Altertumswert haben könne. Er sagte mir aber kurz, er habe es dem Buchbinder Biehler jetzt schon versprochen.“ Inzwischen hatte ihn der Buchbinder an das Hause Fürstenberg verkauft. Der Brief des Geistlichen Albin Müller sorgte für einige Aufregung in der Gemeinde Pfaffenweiler. Es kam zu längeren Verhandlungen zwischen dem Stiftungsrat von Pfaffenweiler und dem Buchbinder. Die Pfaffenweiler Bürger haben alles versucht, den wertvollen Teppich wieder zu bekommen und als das ohne Erfolg blieb, zumindest „für den bescheidenen Kirchenfonds etwas herauszuschlagen“.

Flußgott

*Dein Haupt ist mächtig
Flußgott
aber du klagst*

*die Zeit wird kommen
da bist du nicht länger
deiner Gewässer
Herr*

*da sind dir
die Nymphen ans Ufer
die Fische stromabwärts
— tote Beute —
entkommen*

*und Schiffer wie Schwimmer
werden dir gram*

weh deinem Ort

*im Kampf
der Menschen und Mächte
geht die Ordnung zugrund*

*man bringt dir
kein Reinigungsopfer*

*das göttliche Wasser
achtet man nicht*

*wo bleibt deine Stimme
nur eben noch
zwischen den Locken
dreifach
(es zählen die Augen)
bist du
ein aufgerissener Mund*

*den Schrei des Ertrinkenden
nehmen die Wellen dir ab
unter dem eigenen
Haupthaar
wirst du versinken*

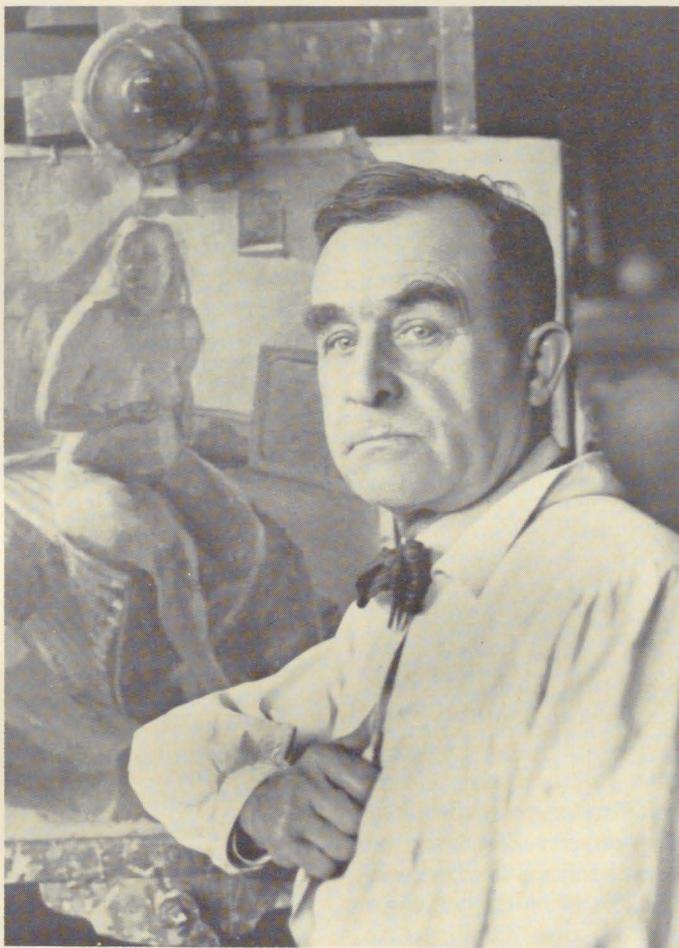
*was aber
wird aus den Flüssen
wenn die Seele des Wassers
selber im Wasser ertrinkt*

Margot Scharpfenberg

(Aus: Moderne deutsche Naturlyrik hg. von
Edgar Marsch, Reclam Stuttgart, 1980)

Der Maler Wilhelm Winkler

Ludwig Vögely, Karlsruhe



Wilhelm Winkler in seinem Atelier

Es ist eine schöne Aufgabe und ganz im Sinne des Landesvereins „Badische Heimat“, auch der stillen Künstler im Lande zu gedenken und sie zu würdigen, mögen sie noch leben oder seit Jahren aus dieser Welt geschieden sein. Manch einer von ihnen muß der Vergessenheit entrissen und ins Bewußtsein

der Menschen zurückgebracht werden, denn unsere Zeit ist schnellebig, und welche Entwicklung hat die bildende Kunst in den letzten fünfzig Jahren durchgemacht! Die Gefahr, daß Künstler durch die Maschen der Zeit fielen, war groß, daß Entwicklungen über das Bodenständige, oft auch Beschei-



Selbstbildnis 1913, Öl



Tochter Uto, Flöte spielend, Weihnachten 1943, Öl

dene, jedoch Echte und Gute hinweggingen, ebenso. Manch einer unserer heimischen Künstler verlor den Anschluß durch die politischen Gegebenheiten des Dritten Reiches oder in der Nachkriegszeit, die vielen ein Wiederaufkommen nicht mehr ermöglichte.

So gingen diese „Wanderer zwischen zwei Welten“ der Allgemeinheit verloren, sehr oft zu Unrecht, es wurde still um sie. Einer dieser Maler ist Wilhelm Winkler, der durch sein Leben und Werk eine Würdigung an dieser Stelle verdient hat. In manchem kann er für viele Künstler seiner Generation stehen.

Wilhelm Winkler wurde am 10. Mai 1882 in Heidelberg als Sohn des Dekorationsmalers Jakob Wilh. Winkler geboren. Seine Mutter Caroline geb. Scholl stammte aus dem Odenwald; die stattliche Frau starb, als der Junge vier Jahre alt war. Der Vater verheiratete sich wieder, und alle Kinder aus beiden Ehen zusammengenommen machten ein „Kegel-

spiel“ (9) aus. Der Vater arbeitete als Requisitenmeister am Heidelberger Theater, ein lebenswürdiger, frommer und ehrlicher Mann, den seine Kinder liebten. Durch ihn erlebte Wilhelm früh die bunte Welt des Theaters, denn er durfte mit seinem älteren Bruder Hermann dem Vater helfen. Vielleicht hat dieser frühe Blick in die Welt der Kunst den Jungen in seinem Weg bestärkt, den er später ging. Zunächst unterschied sich das, was Winkler im Theater sah, stark von dem Leben daheim in der Familie. Der Lohn des Vaters reichte kaum aus, die vielen Kinder zu ernähren. Man zog fast jährlich um und wohnte in den Hinterhäusern der Heidelberger Altstadt. Erhaltene Zeichnungen zeigen die Enge und Armut. Die heranwachsenden Buben mußten so schnell wie möglich in einen Beruf gebracht werden. Da Zeichnen die Leidenschaft Wilhelm Winklers von kleinauf war, die seine Lehrer förderten, lag es nahe, daß er eine Lehre als Maler begann, auch der Vater war dabei Vorbild.

Es ist kein Wunder und ganz normal, daß der junge Mann nach Beendigung der Lehre 1901 aus Enge und Armut von daheim weg wollte, es ihn in die Ferne zog. Er fand zunächst in Frankfurt a. M. bei einer Firma sein Unterkommen, die in ganz Deutschland Decken und Hausfassaden bemalte. Winkler genoß es, nicht nur „anstreichen“ zu müssen.

Aufträge aus vielen Städten gaben ihm Gelegenheit, seinen Horizont zu erweitern. Interessant ist es, daß er im Auftrage seiner Firma 1904 nach Aue im Erzgebirge kam und dort seine zukünftige Frau als sechsjähriges Mädchen kennenlernte. Ihr Vater war Besitzer einer Farbenfabrik und eines Malergeschäftes, ein vielseitiger Mann, der sich auch wissenschaftlich mit der Erforschung von Farbmischungen befaßte.

Niemals in all diesen Jahren hatte Winkler das Zeichnen aufgegeben, die erhaltenen Skizzenbücher sind Beweise seines Fleißes und seines Talentes. Niemals hat er auch den Plan aufgegeben, dieses angeborene Talent weiter zu fördern. Sein Bruder Hermann, der sich zum Ingenieur hochgearbeitet hatte, war ihm Hilfe und Berater. Und so wurde 1912 das Wagnis unternommen, sich bei der Großherzoglich Badischen Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe anzumelden.

Wilhelm Winkler wurde angenommen, es begann für ihn eine glückliche Zeit. Nicht nur, daß er sich mit der ihm eigenen Energie des Studiums annahm, er lebte auf in der Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freunden. Freundschaft zu pflegen, war Winkler zeitlebens ein Bedürfnis, und die Atmosphäre in der Akademie muß ihn mächtig angezogen haben. Sein Lehrer war Prof. Fehr, Begegnungen mit Hans Thoma, den Brüdern Plock und Hoff hinterließen nachwirkende Eindrücke. Das Geld, die geringen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, verdiente sich Winkler mit der gelernten Dekorationsmalerei. So war alles im besten Fluß, als der Erste Weltkrieg ausbrach und dem allem ein Ende setzte. Winkler wurde Soldat in West

und Ost. Das Schicksal gewährte ihm eine glückliche Heimkehr nach Beendigung des Krieges. Mit 26 Jahren stand er vor einem Neuanfang.

Zunächst kam Winkler bei seinem zukünftigen Schwiegervater unter und verdiente seinen Lebensunterhalt als Deckenmaler. Aber schon 1922 gelang es ihm, seine Studien in Karlsruhe an der Bad. Landeskunstschule fortzusetzen, wie die Akademie nun hieß. 1923 heiratete Wilhelm Winkler Marianne Baumann. Der Schwiegervater war von dieser Heirat seiner Tochter mit einem „Hungerleider“ nicht begeistert. Winklers Tochter Ota erzählt dazu: „Die ersten Jahre waren dann auch sehr hart. In der Wohnung in der Karlsruher Gartenstraße standen nicht sehr viel Möbel. Oft mußte die junge Frau mit dem im Oktober 1924 geborenen Söhnlein wieder heim zu den Eltern, weil kein Geld da war für das Tägliche. Vater arbeitete in der Schweiz, am Bodensee, verkaufte Gemälde, und so fand man langsam den Weg aus all der äußeren Armut, die aber innerlich nie Fuß fassen konnte. Dankbarkeit und Freude waren größer. All die Künstler in Karlsruhe, das Künstlerhaus, dieser feste Kreis schenkte Geborgenheit und ersetzte das, was materiell nicht da war. 1930 wurde ich geboren und erlebte in meiner frühen Kindheit noch diese große Harmonie in der Kunstschule, wo Vater immer noch sein Atelier hatte. Daß daneben das Geld immer knapp war, machte wenig aus, man war glücklich.“

Dann kam das Dritte Reich. Winkler besaß viele jüdische Freunde, seine Abneigung gegen das neue Regime war bekannt. Das bedeutete, daß die Aufträge immer weniger wurden. Als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, war es schon sehr still um den Künstler geworden. Der sensible Mann litt schwer unter den Ereignissen. 1942 entschloß er sich, mit seiner Familie in die Einsamkeit des Schwarzwaldes zu ziehen. Man baute in Nußbach bei Triberg eine alte Scheune aus, schwere körperliche Arbeit als Heilmittel ge-



An der Alb bei Karlsruhe-Rüppurr, Öl

gen seelische Bedrängnis. Das Maß des Leidens war voll, als an Weihnachten 1944 der einzige Sohn in Kurland fiel.

Nach Kriegsende kehrte die Familie wieder nach Karlsruhe in die Akademiestraße zurück, aber das Leben hatte sich geändert. Die Freunde fehlten, den vertrauten Kreis der Künstler gab es nicht mehr. Aber Winkler arbeitete unverdrossen, er verkaufte jetzt mehr, man konnte davon leben. Die Liebe des Malers gehörte der Natur, der Erde, mit allem, was sie gibt. Er brachte große Blumensträuße ins Atelier und bannte sie auf die Leinwand. Und trotz aller Schaffenskraft und Erfolge fühlte sich der Künstler nach und nach unverstanden. Die Richtung, welche die bildende Kunst nahm, führte den einem qualitätsvollen Konservatismus anhängenden Ma-

ler langsam aber sicher ins Abseits. Winkler erlebte noch die Freude, Reisen ins Tessin und nach Italien machen zu können, immer zusammen mit seiner Frau, mit der ihn eine tiefe Liebe verband. Doch mit des Geschickes Mächten ist wahrhaft kein Bund zu flechten. Worte der Tochter mögen dieses Lebensbild beschließen: „Am 13. Dezember 1964 wurden Vater und Mutter bei einem Spaziergang im Hardtwald von einem Auto angefahren. Mutter war sofort tot, Vater wurde nach zwei Tagen am 15. Dezember von seinem Leiden erlöst. So durften die beiden Unzertrennlichen auch miteinander von der geliebten Erde scheiden. Vaters letztes Blumenbild ‚Crysanthenen‘ war noch aufgestellt, die Farben noch nicht trocken, und die Blumen noch frisch.“



Bäuerin am Spinnrad, Öl

Es bleibt noch, das künstlerische Schaffen Wilhelm Winklers zu würdigen. Ohne alle Einschränkung und mit Bewunderung ist feststellbar: Winkler war ein geradezu besessener Zeichner, der den Skizzenblock immer und überall, sogar in der heimischen Küche, griffbereit hatte. Unzählige Skizzenbücher zeugen von der Meisterschaft seines Stiftes. Als Beispiel mögen die Blätter dienen, die er in seiner Frankfurter Zeit geschaffen hat. Es sind geradezu stadtgeschichtliche Dokumente, denn sie entstanden ja lange vor dem Bombenhagel des zweiten Weltkrieges. Die meisterhaften Zeichnungen gehörten eigentlich nach Frankfurt, und es wäre wünschenswert, wenn sich die Stadt um sie bemühen würde, denn sie müssen auf jeden Fall erhalten bleiben. Viele andere Blätter stehen diesen gleichwertig gegenüber. Beim Betrachten

wird klar, daß Winkler mit dem Bleistift alles konnte, daß er den Stift liebte, weil er es vermochte, mit ihm alle Nuancen zeichnerischer Möglichkeiten herauszuholen, von linearen Strukturen bis hin zu weichen Übergängen der Tonwerte bei seinen malerischen Zeichnungen.

Unter den Ölbildern Winklers sind besonders seine Selbstbildnisse von großer und beeindruckender Aussagekraft, denn sie offenbaren die seltene Fähigkeit, sich selbst zu durchschauen und das Wesen des eigenen So-Seins zu gestalten, eine schwierige Kunst! Diese Selbstbildnisse machen die Entwicklung deutlich, die der Künstler genommen hat auf seinem gewiß nicht leichten Lebensweg. Hier blickt uns ein Mensch an, der selbstkritisch und zweiflerisch auf das Leben sieht, und in seine Gesichtszüge ist die Refle-



Blumenstrauß, Öl

xion darüber hineingeschrieben und auch die Linien und Falten, welche die Jahre hinein-gezeichnet haben. Hinzu kommt die Farbgebung der Porträts, die von den warmen Tönen der älteren Bilder bis zum modernen, konträre Schlaglichter setzenden Duktus reichen. Auch sonst hat Winkler als Porträtmaler Gutes geleistet, vor allem sind die Bilder seiner Frau und Kinder ungemein ansprechend. Unter seinen sonstigen Ölbildern befinden sich geradezu altmeisterlich gestaltete Werke von hervorragender Qualität, wie z. B. die „Klöpplerin“ oder die „Frau am Spinnrad“. Sicheres Beherrschen der Komposition zeigen auch andere Bilder, sie zeigen auch oft einen anderen Pinselstrich, immer aber des Malers Sensibilität für Farben und ihre Abstufungen. Hier tut sich eine breitgefächerte Palette auf. Motivische Zen-

tralpunkte sind Landschaften in allen Jahreszeiten, so um Karlsruhe (auch Karlsruhe selbst), der Altrhein z. B., der Schwarzwald, der Bodensee. Besonders schön sind die vielen Schwarzwaldlandschaften mit ihren Höfen und die Porträts der Bäuerinnen und Bauern, oft wahre Charakterköpfe. Auch die Interieurs der Stuben in diesen Höfen sind meisterlich gemalt und sind z. T. heute schon kulturhistorische Dokumente. Das gleiche gilt für die Ateliers der Akademie und die eigenen, die Winkler gemalt hat und die im Bombenhagel untergingen.

Die Stilleben, immer wieder Blumensträuße, sind in ihren besten Blättern eine Augenweide. Diese Bilder, viele noch heute im Besitz der Tochter, offenbaren Winklers Naturliebe in schönster Weise, sie wurden mit großem inneren Engagement gemalt.

Die Aquarelle des Künstlers füllen viele Mappen, Zeugnisse eines enormen Fleißes. Es sind Landschaften aus dem Schwarzwald, dem Kraichgau, aus dem Taubergrund, also vor allem wieder badische Landschaften, aber selbstverständlich ebenso Blätter, die er von den Reisen ins Tessin und Italien mitgebracht hat. Winkler malte an sich lieber in Öl. Er schätzte die Ölmalerei mehr, obwohl er das Aquarellieren ebenso beherrschte. Vielleicht war die Ölmalerei seinem Temperament mehr gemäß als das rasch aufgetragene Aquarell. Wie dem auch sei, die aquarellierten Landschaften sprechen zu dem Betrachter und nehmen ihn gefangen, weil der Maler sie in ihrem Wesen und ihrer Einmaligkeit erfaßt und gestaltet hat. Winkler hat mit seinen Bildern vielen Menschen Freude bereitet. Sie hängen nicht nur in Museen,

sondern auch in vielen Privathäusern, Schulen oder in den Räumen von Kliniken und Behörden.

Winkler war auch, das sei zur Abrundung seines Schaffens gesagt, ein ausgezeichnete Restaurator. Die Handschrift seines Könnens zeigen viele Kirchen und wertvolle Bauten landauf-landab. So hat er als Maler und Restaurator beispielsweise in Schloß Favorite bei Rastatt erfolgreich gearbeitet.

Frau Ota-Ursula Winkler, heute wohnhaft im Kanton Aargau in der Schweiz, verwaltet mit großer Treue den Nachlaß ihres Vaters. Ihr hat es der Verfasser zu verdanken, daß er diese Zeilen schreiben konnte. Er hofft, daß sie dazu beitragen, den liebenswerten Künstler Wilhelm Winkler wieder in der Erinnerung wachgerufen und auf seine Bedeutung hingewiesen zu haben.

Die Karlsruher Keramikerin Eva Fritz-Lindner

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Es sind wohl schon viele Jahre her, daß in den Heften des Landesvereins „Badische Heimat“ eine Frau der bildenden Kunst gewürdigt wurde, eine Keramikerin wurde überhaupt noch nicht vorgestellt. Und doch haben Frauen auf diesem Gebiet ausgezeichnetes geleistet und dieser Kunstform wertvolle Impulse gegeben. Einen hervorragenden Platz unter den Keramikerinnen der Gegenwart nimmt Frau Eva Fritz-Lindner aus Karlsruhe ein.

Eva Lindner wurde am 17. März 1933 in Düsseldorf geboren. Mit drei Jahren verlor sie die Mutter, welche Innenarchitektin gewesen war. Der Vater war Berufsoffizier, und dies hatte das bei diesem Beruf übliche „Wanderleben“ zur Folge. Vom Vater hat die Künstlerin sowohl die Frohnatur als auch

das Meistern gegebener Verhältnisse gelernt. Er war ein heiterer, lebenswürdiger Mensch, die Tochter hat sehr viel von ihm. So lebte man kurz in Durlach, dann kam die Zeit in Horb a. N. 1939 brach der Krieg aus, aber da war man schon in Schwerin in Mecklenburg, wo das Mädchen zur Schule ging. Es schlossen sich drei Jahre in Dresden-Radebeul an. Nach dem Kriege fanden sich Vater und Tochter in Schwäbisch-Gmünd wieder. Dort starb der Vater. Eva Lindner ging 1949 nach Wiesbaden, besuchte dort die Werkkunstschule und reihte sich in die Bildhauerklasse ein. An dieser Schule studierte sie acht Semester bei Erich Kuhn und weitere zwei Semester (1953/54) als Gastschülerin. Frau Lindner verdankt Erich Kuhn sehr viel, sie hat bei ihm viel gelernt. Er entdeckte ihre Begabung



Eva Fritz-Lindner

Foto: Christa Lopatta

und ließ diese sich frei entfalten. Nach dieser gründlichen Ausbildung studierte Frau Lindner noch ein Jahr in Darmstadt. Und dort kam sie mit der Keramik in engere Berührung. Damals dachte sie noch nicht daran, Keramikerin zu werden, obwohl es ihr immer Spaß gemacht hatte, Figuren zu bemalen. Aber nun erfuhr sie in der Keramik die Möglichkeit, ihre bildhauerischen Fähigkeiten, ihr Form- und Farbgefühl, ihre malerischen Talente mit ihren Gestaltungsideen zu

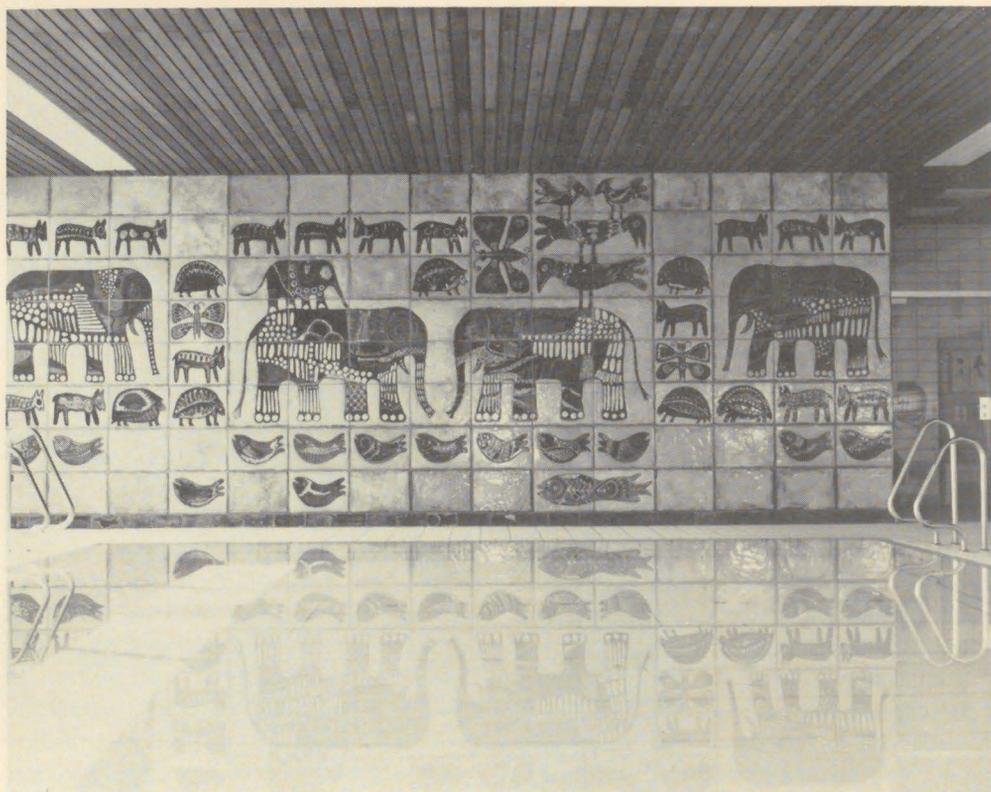
verbinden und zur Entwicklung zu bringen. Die erste praktische Gelegenheit dazu bot sich, als Eva Lindner 1955 künstlerische Angestellte der Karlsruher Majolika-Manufaktur wurde. Karlsruhe wurde ihre Heimat und ist es geblieben. Bis 1963 blieb sie fest angestellt, ab 1964 wurde Frau Lindner freie Mitarbeiterin. Das Eingehen auf ein freieres Verhältnis zur Majolika hing auch mit der Verheiratung zusammen, Frau Lindner schloß 1964 mit dem Professor für Baustatik

und Stahlbau Bernhard Fritz die Ehe. Prof. Fritz war nicht nur ein hervorragender Wissenschaftler, er war ein ebenso begeisterter Musiker, der das Collegium musicum der Universität Karlsruhe leitete. So wurde diese Ehe zu einer echten Künstlergemeinschaft, die zu früh enden mußte, als Prof. Fritz im Jahre 1980 starb. Mit ihrem Sohn bewohnt Frau Lindner das versteckt gelegene Heim in Durlach, ein Haus, das ihren Geist ausstrahlt. Hund, viele Katzen und ein Beo sorgen für Leben, denn Tiere zu haben, ist ihr ein Lebensbedürfnis, und Tiere in allen Formen, Arten und Abstraktionen sind geradezu ein Kennzeichen ihrer Kunstkeramiken geworden.

Das Hauptaufgabengebiet von Frau Lindner in der Manufaktur war zunächst die *Baukeramik*. Sie hat auf diesem Gebiet hervorragende Werke geschaffen und internationale Anerkennung gefunden. Die Karlsruher Majolika blickt ja auf eine alte Tradition in der Fertigung von Baukeramik zurück. Berühmte Künstler haben sich damit beschäftigt, weil sie die Verwendung keramischer Werkstoffe und die künstlerisch repräsentativen Möglichkeiten bei Bauten reizte. Seit 1909 wurde der weltweite Ruf der Majolika auf dem Gebiet der Baukeramik begründet, es gelang ihr, „die technischen und künstlerischen Vorzüge des Materials auch praktisch in vollem Umfang auszunützen und die künstlerische Keramik auch im Dienste großer moderner Kulturaufgaben wieder in die Architektur einzubringen“¹⁾. Die Folge waren große keramische Aufträge, z. B. die künstlerische Gestaltung von sechs Räumen im Berliner Admiralspalast, des Berliner Kaufhauses Wertheim und weiterer Wertheim-Kaufhäuser in anderen Städten. Die berühmten Bäder der Luxusdampfer „Imperator“, „Vaterland“ und „Kap Trafalgar“ wurden von der Manufaktur gestaltet, ebenso auch die Ausschmückung des Kurhauses Travemünde. Große, bedeutende Aufträge von privater Seite kamen hinzu. Deshalb wurde das Produktionsprogramm immer weiter ausgebaut, die be-

rühmten „Künstleröfen“ mögen als Beweis dienen, auch für das Bestreben „nach Typisierung allgemein verbindlicher Formgebung“²⁾. In den zwanziger Jahren setzte sich der Funktionalismus und der internationale Stil in der Architektur immer mehr durch, und dies entzog der Architekturkeramik allmählich ihre Anwendungsbereiche³⁾. Auch die wirtschaftliche Krise trug zum Zurückgehen der Aufträge bei, die erst wieder in den dreißiger Jahren zunahmen, als Rathäuser, Schulen, Krankenhäuser bis hin zum Olympiastadion in Berlin von der Majolika ihre kunstkeramische Ausstattungen erhielten. Nach dem Wiederaufbau der Manufaktur nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war es vor allem Erwin Spuler (gestorben 1964), der sich der Baukeramik annahm, die moderne, glatte Fassadengestaltung der Bauten verlangte eigentlich geradezu nach ihr. Der Schmuck für das Gebäude der Karlsruher Lebensversicherung z. B. ist Spulers Werk. In den fünfziger Jahren, wo die Kunst am Bau auch für die Majolika hinsichtlich der Baukeramiken wieder bedeutungsvoll wurde, war es vor allem Erwin Spuler, der mit seinen Entwürfen und Arbeiten neue Impulse setzte. Weiterhin arbeiteten für die Manufaktur Dietmar Liedke, K. H. Feisst und maßgeblich Eva Lindner.

Damit sind wir wieder bei der Künstlerin angelangt, der diese Zeilen gelten. Die etwas ausführlich geratene Hinführung sollte zeigen, in welcher künstlerisch verantwortungsvollen Tätigkeit, in welcher Tradition die junge Frau 1955 eintrat. Es ging um nichts weniger, als um die Bewältigung der Aufgabe, Architektur und Kunst, die ja beide autonom sind, mit eigenen Mitteln und Vorstellungen in eine harmonische Einheit zu bringen. Eva Lindner löste diese Aufgabe in ihrem eigenen charakteristischen Stil. Im Katalog Keramik des 20. Jahrhunderts, Band 2, wird die Baukeramik von Frau Lindner so charakterisiert: „Ihre Platten sind frei modelliert und handgeformt, es werden Engoben und stark farbige Fritteglasuren sowie Resultate aus ei-



Fliesenwand mit Elefanten in der Schwerhörigenschule Nürtingen

genen Experimenten und fertige Betriebsglasuren verwendet. Ihre Vorstellungswelt ist gegenständlich und figürlich; obwohl ein erzählender Grundzug den Bildkompositionen eigen ist, so erhalten sie vor allem durch die Wiederholung aufgereihter Motive eine übersichtliche Komposition⁴⁴). Hier ist in der Tat alles in Kürze zusammengefaßt, was die Baukeramiken Eva Lindners auszeichnen. Es ist erstaunlich, welche großen Arbeiten die Künstlerin bewältigt hat, dafür sei als Beispiel des Hafenneubauamt Mannheim (1959/60) genannt, frei modellierte, stark farbige Platten. Ein langer geistiger Prozeß ging da — und bei allen anderen großen Arbeiten — der Ausführung voraus, ein geistiges Reifen des Planes bis ins Detail, welches dann die schöpferische Gestaltung wesentlich erleichterte. Ornamentale Bildwände,

wie die in der Pausenhalle einer Karlsruher Volksschule (1960), roter Terrakottagrund mit stark farbigen Glasuren, zeigt die oben angeführte Reihung der Motive besonders deutlich, ebenso eine Fliesenwand mit Elefanten in der Schwerhörigenschule in Nürtingen (1975). Diese Aufreihungen sind zusammen mit den kräftig farbigen, aber immer harmonischen zueinander stehenden Glasuren, typisch für Eva Lindner. In der Baukeramik kommt die vielseitige Technik der Keramikerin voll zur Geltung, daß sie eine „gelernte“ Bildhauerin ist, kommt darüber hinaus diesen Arbeiten zugute. Auch der feine, oft ironische Humor von Frau Lindner bricht immer wieder durch, so z.B. in der Mensa der Karlsruher Universität, „wo auf einer Majolikawand alle Köpfe der Studenten aufmerksam lauschend dem Dozenten zuge-



Babar und Celeste

Foto: Mayer, Nonnenhorn



Krüge, Sonderserie für die Majolika

wandt sind, nur eine Studentin schaut in entgegengesetzter Richtung zu den Studenten⁴⁵). Mit Recht hat Helmuth Stephan darauf hingewiesen, daß die Arbeiten Eva Lindners selbständige autonome Kunstwerke sind, „deren Präsenz nie zu übersehen ist, ohne sich jedoch einem Raum aufzudrängen. Sie sind wie selbstverständlich da und setzen sich auch in einer Umgebung durch, die ihnen nicht angemessen ist“⁴⁶). Ein höheres Lob kann man eigentlich Baukeramik nicht zollen. Stephan weist noch darauf hin, daß Frau Lindner hin und wieder ägyptische Kunstformen oder mexikanische Flächenbehandlungen verwendet. Immer aber sind — das ist die einhellige Meinung der Fachleute — ihre Werke nie pathetisch und aufdringlich, sondern treffen mit feinem Gespür den Charakter des Raumes oder des Baues, für die sie gestaltet werden. Sie sind deshalb z.B. für eine Schule erzählend und humorvoll, oder bringen Wärme und beruhigende Atmosphäre in die nüchterne, sterile Eingangshalle einer Klinik.

1944 wurde die Majolika-Manufaktur bei einem Fliegerangriff beträchtlich beschädigt, aber zu ihrem 50jährigen Jubiläum im Jahre 1951 kamen bereits wieder *Kunstkeramiken* heraus. Ein echter Neubeginn war dies jedoch nicht, man mußte auf die Produktion von Vorkriegsmodellen und auf Entwürfe und Ideen bewährter Mitarbeiter zurückgreifen: Gretel Schulte-Hostedde, Erwin Spuler. „Sie verwirklichten ihre Vorstellungen ebenso wie Friedgart Glatzle und Eva Lindner im Rahmen sog. Werkstattarbeiten“⁴⁷). Mit dieser zu Beginn der fünfziger Jahre aufgenommenen Idee wurde der Verbindung von Kunst und Industrie eine neue Form gegeben: Der Künstler kann unter Benützung aller Hilfsmittel eines großen Werkes eigenhändig durchgeformte Keramiken in größerer Anzahl herstellen; eine „vielversprechende Weiterführung des ursprünglichen Manufakturgedankens“⁴⁸). Es war u.a. Richard Bampi in Kandern, der sich nach dem 2. Weltkrieg um neue Ausdrucksformen be-

mühte. Die Keramiker folgten der bildenden Kunst, die ja ebenfalls nach neuen Wegen und Ausdrucksmitteln suchte. Asymmetrische Gefäße, Vasengruppen, Vasenplastiken entstanden, abstrakte, zweckfreie Formen in den sechziger Jahren, bei denen z.B. die Funktion als Gefäß Nebensache wurde⁴⁹). Hier ist der Bogen wieder zu Eva Lindner zu schlagen.

Die Künstlerin verstand es, sich von Anfang an mit ihren Entwürfen, Arbeiten ganz eigener Art, zu behaupten. Sie tragen unverwechselbar ihren Stempel, denn „... (sie) läßt in ihren fantasiereichen Figuren und Gefäßen eine heiter märchenhafte Vorstellungswelt lebendig werden“¹⁰). Ihre Vasen, Krüge, Schalen und Figuren sind vielfältige Spiegelungen ihrer Fantasie. Ein paar Arbeiten aus den Anfangsjahren seien hier genannt:

- 1955: Wandbild „Franz von Assisi“, Irdengut, roter Scherben, geschnitten. In Engobenmalerei und Farbglasuren blau und weißgrau, der Scherben teilweise sichtbar, Mattglasur
- 1956: „Inolee“, auf einem liegenden Rind sitzt ein Mädchen in einem einfachen Kleid und bläst auf einer Schalmei, die es in beiden Händen festhält. Majolika, hellroter Scherben, modelliert, Bemalung: Tier türkis, Körper weißgrau, Kleid und Haar blau, Mattglasur
- 1957: „Familie“, auf hohem zylindrischem Fuß Eiform mit zwei ovalen Öffnungen; darin steht einander gegenüber ein stilisiertes Paar, das sich an den Händen hält, zwischen ihnen ein Kind. Majolika, roter Scherben, gedreht und modelliert. In Engobenmalerei und Farbglasuren Außenseite graurosa, Innenseite blau, Figuren braun-gelb, Mattglasur
- 1958: „Flaschenvase“, auf vier Röhrenfüßen hohe Zylinderform mit steiler Schulter und geradem Hals; Rechteckdekor. Majolika, roter Scherben, gedreht. Engobenmalerei in blau und braun, Mattglasur
- 1959: „Babar und Celeste“, a) Babar. Auf zwei Füßen stilisierte Gestalt in weitem Rock und aufgemalten Armen, rundem, oben offenem Kopf mit Ösenohren, vom Hinterkopf bis zum Boden reichendem Röhrenhenkel. b) Celeste. Auf vier Füßen stilisierte Gestalt in weitem, mit Augen beschmückten Rock, mit nacktem Busen, kurzen hochgestreckten Armen und rundem Kopf mit klei-



Bertel, Gartenplastik

Foto: Christa Lopatta

ner Öffnung. Beide Gestalten Irdengut, roter Scherben, gedreht und modelliert, Engobenmalerei mit Farbglasuren usw., Mattglasur

- 1961: „Nils Hølgerson oder das Dreimalhuhn“, auf vier Füßen oben abgeflachte Kugel­form mit reliefiertem, angedeutetem Feder­kleid und drei stilisierten Vogelköpfen ne­beneinander, darunter im Relief die schwe­bende Figur „Nils Hølgerson.“ Majolika, roter Scherben, gedreht und modelliert. Engobenmalerei in beigebraun und blau. Zeichnung braun, Mattglasur

Die Forderung, daß Keramik lebendig sein soll, wird bei allen Arbeiten Eva Lindners erfüllt. Die perfekt modellierten und glasierten frei gestalteten Arbeiten beweisen dies, sie beweisen ebenso die Liebenswürdigkeit und den oft hintergründigen Humor der Künstlerin. Frau Lindner meint im Gespräch, sie mache eine freundliche Keramik, Kunsthandwerk, hinter dem nicht viel sei, aber Kunsthandwerk sei eben auch schon etwas. Das ist bescheiden sehr untertrieben, weil doch sehr

viel hinter diesen Eulen, Hühnern, Vögeln, Fischen, Schildkröten, Igelsteinen steckt, durch die sie am bekanntesten geworden ist, eben die ganze Persönlichkeit Eva Lindners, ihr Optimismus und Lebensgefühl, ihre Sensibilität und der Reichtum ihrer Ideen. Um noch einmal auf die Eulen zurückzukommen, die sie in allen Varianten gestaltet hat: Durch die meterhohen Eulen im Schloßgarten zu Karlsruhe, aufgestellt zur Bundesgartenschau 1967, wurde Frau Lindner erstmals der breiteren Öffentlichkeit bekannt.

Gewiß macht Frau Lindner Entwürfe zu ihren Keramiken, aber sie verlegt sie oft, braucht sie wohl auch nicht mehr. Sie spielt mit den Formen, eine wächst aus der anderen heraus, nimmt Gestalt an und wird schließlich zum „Dreifachhuhn“ oder zu einem „Wassermann“ oder zu einer „Elefantenschale.“

Frau Lindner besitzt einen festen Kreis von Bewunderern ihrer Kunst, die ihre Unikate sammeln. Auf der Messe des Kunsthandwerks in Frankfurt werden ihre Schöpfungen gut verkauft. Sie ist ein ungemein fleißiger Mensch, sie arbeitet von früh bis spät. Die Werkstattarbeiten nehmen im Ausstellungskatalog von 1979 allein sechs dicht bedruckte Seiten ein. Bei bestellten Werkstattarbeiten mit großer Stückzahl, einer Vase z. B., muß natürlich gegossen werden, anders läßt sich

bei den geforderten Preisen eine solche Aufgabe heute nicht mehr bewältigen. Aber jedes Stück bemalt Frau Lindner selbst! Sie besitzt ein eigenes Atelier mit Brennofen, Drehscheibe und viel Platz zum Aufstellen ihrer Keramiken. Das macht sie weitgehend unabhängig, und das wiederum regt ihre schöpferischen Kräfte an. Wer ihr Haus und ihre Werkstatt verläßt, ist stark beeindruckt von der Fülle und dem Reichtum des Gesehenen, er ist es noch mehr von der Frau und Künstlerin Eva Fritz-Lindner.

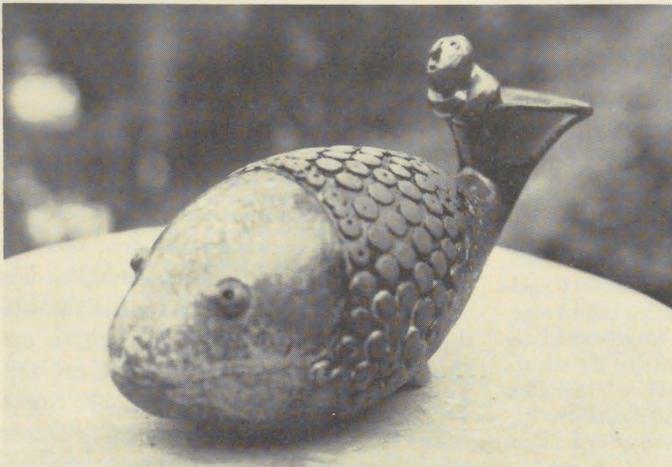
Literaturverzeichnis

1. Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Hrsg., Katalog zur Ausstellung „Karlsruher Majolika“, 1979, zitiert: Katalog
2. Helmuth Stephan „Kunst am Bau“ in „Werkkunst“, 30. Jg, 1968, Heft 3 „Keramik von Eva Lindner-Fritz“, zitiert: Stephan
3. Galerie der Stadt Sindelfingen und Bad. Landesmuseum Karlsruhe „Tendenzen moderner deutscher Keramik, Gefäße, Plastiken, Reliefs, Objekte“, 1983, zitiert: Tendenzen
4. Horst Kerstan „Keramion“, Frechen 1981

Anmerkungen

- 1) Katalog S. 95 / 2) Katalog S. 104 / 3) Katalog S. 105
 4) hier zitiert nach Katalog S. 109 / 5) Stephan S. 3
 6) Stephan S. 3 / 7) Katalog S. 293 / 8) Katalog S. 73
 9) Tendenzen S. IV / 10) Katalog S. 74

Die zitierten Arbeiten der Jahre 1955—1961 sind dem Katalog S. 308—312 entnommen.



Fisch und Jonas
 Foto: Christa Lopatta

Die Malerin Gerlinde Grund

Peter Assion, Marburg



Gerlinde Grund bei der Eröffnung ihrer Ausstellung in der „Kommunalen Galerie“ Emmendingen 1984 vor ihren Bildern „Blick auf Ebringen“ (rechts) und „Erinnerung“ (links)

Vierzehn Jahre hat sie in großstädtischen Ballungsgebieten gelebt. Dann ist sie nach Süden umgezogen, wo die Städte weniger groß sind und man bei Landschaft nicht gleich an eine solche von Beton denkt. Die Rede ist von Gerlinde Grund: Malerin und Graphikerin, seit 1977 in Freiburg i. Br. tätig. Freunden sensibler Aquarellierkunst sind ihre Arbeiten seit längerem ein Begriff. Durch Ausstellungen im ganzen südbadischen Raum hat sie ihren Ruf auf der Kunstszene festigen können, wobei ihr zuletzt auch ein neu erwachtes Regio-Bewußtsein entgegen-

kam. Denn Gerlinde Grund zeichnet und malt landschaftsbezogen. Von Freiburg aus geht sie hinaus und hält im weiteren Umland Landschafts- und Dorfbilder fest, ohne freilich Gesehenes nur naiv abzubilden und ungebrochen in einer Kunst zu spiegeln, die sich noch Idyllen leisten zu können vermeint. Für ihren neuen Lebensraum hat sich Gerlinde Grund sehr bewußt entschieden, und indem sie sich auch künstlerisch auf ihn einließ, konnte dies nur bedeuten, Landschaftskunst aus sich selbst heraus zu entwickeln: alternativ zu lebensgeschichtlichen Erfahrun-

gen und als reflektierte, sozusagen mit „weisendem Auge“ gemalte Kunst. Das heißt, daß bei dem vielfach abgestuften Grün und weichen bis satten Braun ihrer Regio-Bilder das tote Grau ganz anderer Landschaften nicht vergessen ist, ja insgeheim die Folie bildet zu ihren so organisch wirkenden Farbharmenien und durch diese bisweilen auch hindurchbricht, wenn auch mehr als Thema denn als Farbe.

Künstler drücken sich durch die Sprache ihrer Bilder aus und nur selten auch durch Bildkommentare. Bei der Eröffnung einer ihrer jüngsten Ausstellungen hat Gerlinde Grund dennoch einige Sätze gesagt, die einem angemessenen Verständnis ihrer Arbeiten weiterhelfen. Zunächst führte sie folgendes aus: „Die Umwelt löst in mir die verschiedensten Gefühlsregungen aus. Es können Gefühle der ‚Unbehaustheit‘ wie auch der ‚Inneren Harmonie‘ entstehen. Kälte und

Gespaltenheit einer ‚erdachten‘, rationalen Landschaft, also Großstadt, Betonstrukturen, erzeugen in mir Unlustgefühle und Unbehagen. Deshalb gehe ich lieber in die Natur und in die noch organisch gewachsenen Dörfer.“ In den langen Jahren in Großstädten habe sie die Natur immer gesucht, bekannte sie weiter, um dann als eigentliche Begründung dafür, daß sie sich bei der Arbeit in freier Landschaft am wohlsten fühle, folgenden Schlüsselsatz zu ihrem Werk folgen zu lassen: „Maß und Dimension meiner selbst finde ich im Organisch-Gewachsenen.“ Die Erkenntnis persönlicher wie künstlerischer Art, die dieser Satz enthält, ist nicht leicht gewonnen worden, sondern verdankt sich einer produktiven Unruhe, die Gerlinde Grund wiederholt Entscheidungen abverlangte: lebenswichtige Entschlüsse, von denen sich erst im nachhinein sagen ließ, daß es die richtigen waren. Die Künstlerin ist 1944



Gerlinde Grund, „Südbad. Dorf Haimbach bei Emmendingen, Aquarell

in Weilburg/Lahn als Tochter des hessischen Volkskündlers Heinrich Grund und seiner Gattin Anneliese Meißner-Grund, einer bekannten Teppichwirkerin (Webmeisterin für Bildteppiche), geboren worden, und selbstverständlich schien zunächst nur, eine künstlerische Laufbahn einzuschlagen, hatte Gerlinde Grund doch von ihrer Mutter entsprechendes Talent geerbt und war in der geistig lebendigen Atmosphäre ihres Elternhauses zu eigener schöpferischer Tätigkeit angeregt worden. „Die Auseinandersetzung mit Kunst war bei uns zuhause täglich“, schrieb sie später in einem kurzen Lebenslauf, und dies wird durch die Tatsache beglaubigt, daß sich auch ihr Bruder Konrad Grund — er lebt heute als Maler und Lehrer im Wiesental — dem künstlerischen Gestalten zuwandte. Sie selbst erwarb die mittlere Reife, absolvierte in Gießen eine Lehre als Dekorateurin und studierte dann an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach/Main von 1963 bis 1966 Werbegraphik. Von 1966 bis 1968 schloß sich an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart das Studium der Freien Graphik und Malerei an, u. a. bei Professor Gunter Böhmer. Danach übte sie den Beruf einer Werbegraphikerin aus, zunächst freischaffend — und immer auch malend mit Eigenem beschäftigt — in Stuttgart, dann von 1970 bis 1977 in fester Anstellung in Frankfurt/Main. Ein Angebot aus Freiburg i. Br. ließ sie dann 1977 den Entschluß fassen, in diese Stadt überzuwechseln. Nacheinander arbeitete sie hier für zwei Werbeagenturen, bis sie sich 1981 dafür entschied, das Berufsleben aufzugeben und sich als Malerin und Graphikerin selbständig zu machen. Im Gesamtzusammenhang ihres Lebens war auch dieser Entschluß nur konsequent. Hatte sie schon mit ihrer Übersiedelung nach Freiburg den „Betonstrukturen“ großstädtischen Lebens eine Absage erteilt, der Entfremdung vom Mitmenschlichen und von der Natur, so war es nur folgerichtig, die damit begonnene persönlich-künstlerische Selbstfindung weiterzutreiben und auch den Zwang des Mate-

riellen, dem ein beruflich beanspruchtes Künstlertum unterworfen ist, hinter sich zu lassen. Gerlinde Grund, die mit kritischer Wachheit den hemmungslosen, lebens- und naturbedrohenden Materialismus der modernen Industriegesellschaften registriert, hatte nie nach dem gestrebt, was man „Karriere“ nennt. Und bezeichnend für sie war, daß sie gerade dann, als sie noch im Berufsleben stand, den Reichtum ihrer inneren Möglichkeiten erkundete, eigenartig-phantastische Traumlandschaften malend. Das Wagnis der unabhängigen Künstlerexistenz verschaffte ihr dann die Freiheit, auch ihr Verhältnis zur Umwelt nach eigenen Maßstäben zu definieren und die humane Mitte zwischen innerem und äußerem Sein zu finden. Wobei „Freiheit“ umfassend zu verstehen ist, zunächst aber auch als elementares Freisein für die tägliche künstlerische Arbeit, für das Erkunden der näheren und weiteren Umgebung und das Malen vor Ort wie auch für die nächtelange Feinarbeit am Maltisch zuhause. Nicht zu vergessen das Freisein für weite Reisen, die sie menschlich und künstlerisch weiterbrachten.

War Gerlinde Grund schon in früheren Jahren viel gereist, vorzugsweise im Mittelmeerraum, so war es ihr nun z. B. möglich, 1982/83 mehrere Monate in Mittelamerika (Costa Rica, Honduras, Guatemala) zu verbringen. Fasziniert von der tropischen Vegetation dieser Weltgegend schuf sie Aquarelle, die das üppige Wuchern und Ineinander einer urtümlich-vielfältigen Pflanzenwelt festhielten, und sensibilisiert für die Wachstumskräfte der Natur gewann ihre Malerei das typisch Vegetative hinzu: die Grüntöne, pflanzliches Linienspiel, die in eigenen Bildserien ausreifende Pflanzen- und Blumenthematik („Seerosen“, „Amaryllis“ usw.). Aufenthalte in der Toskana, wo sie seither jährlich Aquarellkurse für Malinteressierte veranstaltet, schulten den Blick für die weite begrünte Landschaft, und als die „Toskana Deutschlands“ entdeckte sie das Markgräflerland für sich: vor der Freiburger Haustüre



Gerlinde Grund, „Im Kaiserstuhl“, Aquarell

sozusagen, wo sie auch schon am Tuniberg und am Kaiserstuhl sowie im Elsaß zu malen begonnen hatte und wo sie zur Sicherheit einer selbst- und umweltbewußten, reflektierten Regio-Kunst fand.

Wichtigstes Gestaltungsmittel blieb dabei die Aquarellmalerei, aber nichts ist „verwaschen“ und zu bloßen Farbspielen aufgelöst in Gerlinde Grunds Bildern. Das Aquarellieren erwies sich als ideale Technik, die Transparenz der weiten offenen Landschaft wie auch das pulsierende Leben des Pflanzlichen festzuhalten, den Lebensprinzipien Licht und Wasser getreu. Im übrigen aber ist Gerlinde Grund eine viel zu sachliche Künstlerin und eben auch Graphikerin, um nicht zugleich

den linearen Strukturen ihrer Bildgegenstände verpflichtet zu bleiben. Wenn sie ihre charakteristischen landschaftlichen Weitblicke malt, so registriert ihr Blick auch die Grenzlinien der Wiesen, Äcker und Weinberge: die Felderungen der Kulturlandschaft, die dem Wachstum ein lebensförderndes Maß vorgeben und auf ihren Bildern in einer Weise wiederkehren, daß sich der Blick des Betrachters — geöffnet für die Ferne — im Nahen und Menschlich-Maßvollen wieder zu fangen vermag.

Einen „Blick mit mittlerer Brennweite“ hat Bernhard Zilling anlässlich einer Ausstellungseröffnung der Künstlerin zugeschrieben und geltend gemacht, daß dieser ihr nicht



Gerlinde Grund,
„Sterbender Wald“, Aquarell

nur ein distanziert-genaues Sehen, sondern ebenso die Schau von Zusammenhängen zwischen Innen- und Außenwelt ermögliche. Dazu ist besonders auch auf die Dorfbilder von Gerlinde Grund, auf ihre Ansichten verwinkelter Höfe, behäbiger Fachwerkhäuser und schmaler Dorfgassen zu verweisen, über die Bernhard Zilling treffend gesagt hat: „Hier kommen für sie innen (Geborgenheit) und außen (Geborgenheit gewährende Architektur) zusammen; diese Fachwerkhäuser sind für sie der Inbegriff gelungener tiefmenschlicher Bedürfnisbefriedigung, sind Sinnbild eines durchaus möglichen harmonischen Lebens mit und in unzerstörter Natur.“

Doch reflektiert Gerlinde Grund auch die Problematik der Wiederannäherung an die Natur. Die „Städterin auf dem Dorf“, die sie gemalt hat, ist teils mit ihrer Umwelt verschmolzen, teils darin aber auch ein fremdes Element und jener Welt der Gedanken, Erinnerungen, Sehnsüchte und Zweifel zugehörig, der Gerlinde Grund in einem Teil ihrer Dorf- und Landschaftsbilder eine zweite Bildebene erschaffen hat. „Mensch in Architektur“ ist eine entsprechende Bildserie betitelt: charakterisiert durch figürliche Elemente, die zu den Wachstumsstrukturen des Dörflich-Organischen hinzugekommen sind, aber eben nicht als Fortsetzung dieser Struk-

turen, sondern diese überdeckend und brechend, sich ihnen unterschiebend und sie aufbrechend. Die nicht vergessene Gefährdung einer noch intakten menschlich-natürlichen Welt durch den Menschen selbst schimmert dabei mit auf. Auch mitten in der Natur ist sich Gerlinde Grund dieser Gefährdung bewußt geblieben, und sie hat sich nicht gescheut, ihr auch direkt Ausdruck zu geben, wie ihr Bild „Sterbender Wald“ beweist.

Verletzte Bäume sind da zu sehen, wie vom Feuerhauch getroffen und der Würde organischen Welkens beraubt, die Gerlinde Grund an vertrocknetem Herbstlaub beobachtet hat: an abgefallenen unscheinbaren, doch ein geheimnisvolles Weiterleben führenden Baumblättern. Statt hier Endgültiges registrieren zu müssen, konnte sich die Malerin von ihnen „Blättergeschichten“ erzählen lassen: so der Titel einer originellen Serie von Blätter-Porträts, deren Vorlagen sie an „Jung und Alt“ erinnert hatten, an „Nähe und Entfremdung“, an „Freundschaft“, an ein „Liebespaar“. Aufrecht stehen diese Blätter auf ihren Stengeln, in raumgreifender

Präsenz und menschlich anrührend, als ob sich der Mensch nicht nur in der Natur, sondern die Natur auch im Menschlichen wiederfinden könnte, ist nur der Sinn für die gemeinsame existentielle Grundlage nicht verschüttet und künstlerische Phantasie den Impulsen dieser Basis offen.

Man darf auf weitere Arbeiten von Gerlinde Grund und neue Ausstellungen, die sie präsentieren, gespannt sein. Einer größeren Öffentlichkeit stellte sich die Malerin seit 1975 vor, indem sie sich an Ausstellungen in Gießen, Offenbach und Schwalmstadt-Ziegenhain beteiligte und 1980 auch erste Einzelausstellungen in Freiburg i. Br. und in Würzburg ausrichtete. Ihre Aquarelle aus Mittelamerika waren 1983 in Bonn und 1984 in Frankfurt/Main zu sehen, während sie 1982 in Grenzach und in Breisach-Niederrimsingen die Reihe ihrer Regio-Ausstellungen begann, fortgesetzt mit den jeweils neuesten Arbeiten in Rheinfelden, Singen, Löfzingen, Staufen, Bad Krozingen, Merzhausen und Emmendingen.

Vergangenheit und Gegenwart eines spätmittelalterlichen Kleinbauernhauses in Stetten am kalten Markt

Eine bau- und heimatgeschichtliche Darstellung
in kritischer Auseinandersetzung mit einem typischen Fall

Klaus Hörter, Adelsheim

Die folgenden Abschnitte beehren ein Bauwerk, das ein ganz und gar bescheidenes Dasein abseits aller geschäftigen Betriebsamkeit führt. Ihm fehlt offensichtlich alles Spektakuläre. Sein graues Äußeres lädt nicht zum längeren Verweilen in seiner Umgebung ein, geschweige denn zum Überschreiten seiner Schwelle. Siegt jedoch die Neugier, und gelangt der so Eindringende gar in den Dachstuhl des Gebäudes, so darf er erstaunt feststellen: Dieses Haus ist ein ehrgebietender Veteran aus längst vergangener Zeit. Also doch eine Besonderheit? In der Tat! Die nähere Untersuchung sollte zeigen, daß dieses Gebäude das älteste der Heuberggemeinde Stetten am kalten Markt ist, jenes wegen seines rauhen Klimas berühmt-gefürchteten Garnisonsorts in der Höhe der Schwäbischen Alb. In den Jahren 1452/53 errichtet, ist es der letzte übriggebliebene Repräsentant des Mittelalters und ältestes bauliches Zeugnis der langen Geschichte des alten Marktflecks Stetten a. k. M., die bis in den Beginn des 9. Jahrhunderts zurückreicht. Zugleich aber auch anschauliches Zeugnis der von einer rauhen Natur auferlegten, kargen Lebensform des Menschen jener Zeit in diesem Ort. Gerade der letztgenannte Umstand läßt es geboten erscheinen, diesem Gebäude eine genauere, anteilnehmende Betrachtung zu widmen. Ein weiterer aber nötigt geradewegs dazu: Nach mehr als einem halben Jahrtausend seines Daseins rückt ihm unsere Zeit bedrohlich zu Leibe.

Alte Häuser — gerade im ländlichen Raum — sterben gewöhnlich leise und nehmen ein jähes Ende. Klage und Nachruf fallen meist aus, der Verlust wird eher als Gewinn betrachtet. So verständlich diese Erscheinung sein mag, so zweifelhaft ist sie. Hat sich diesbezüglich das Bewußtsein in den größeren Gemeinwesen seit Jahren entscheidend geändert — hier sprechen nicht allein die zahlreichen aktiven und erfolgreichen Bürgerinitiativen für sich — so sehr stehen allzu viele ländlichen Gemeinden hier zurück und zerstören, was jene gerade so sehr vermissen: Die ehemals vorhanden gewesene gewachsene und intakte bauliche Struktur ihres Ortszentrums, dessen Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit, dessen Wohn- und Lebensqualität und die Möglichkeit der Bewohner, sich eins zu fühlen mit ihrem unmittelbaren Lebensbereich.

Sich dieser ihnen gegebenen Chance bewußt und sie nach Kräften nutzend als eine der Möglichkeiten und Notwendigkeiten, den ländlichen Lebensraum lebens- und erlebenswert für seine Bewohner zu gestalten, mögen die ländlichen Gemeinden unserer Heimat darum bemüht sein, was ihnen heute in zahlreichen Fällen noch möglich ist: Zu verhindern, daß sie durch Unachtsamkeit in Geichts- und Geschichtslosigkeit, in Unwohnlichkeit, letztlich Unmenschlichkeit verfallen. Gegen sie anzukämpfen möchte der folgende Beitrag auffordern. Dabei geht er von einem Einzelgebäude in einer größeren Gemeinde

unserer badischen Heimat aus und versucht, dessen architektonische Struktur sowie seine orts-, heimat- und kulturgeschichtliche Bedeutung zu beleuchten, die Einmaligkeit, die seinem Dasein innewohnt und deretwegen die Auseinandersetzung mit ihm und der Einsatz für seine Existenz geboten erscheinen. Letzteres führt im Schlußteil der Darlegungen zu einer kritischen Auseinandersetzung, deren Anlaß zwar in der örtlichen Gegebenheit eines vom Abbruch bedrohten spätmittelalterlichen Bauernhauses liegt, betrifft jedoch keineswegs diese allein. Denn der „Fall“ dieses Hauses besitzt eine bedauerliche Allgemeingültigkeit, er existiert in gleicher oder ähnlicher Form in allzu vielen dörflichen Gemeinwesen unserer Heimat, und gerade aus diesem Grund soll er hier aufgenommen und dargestellt sein, zum Vergleich und zur Suche nach Wegen anregen, die Phantasie und Schöpferfreude im Umgang mit Überliefertem erkennen lassen.

Zur örtlichen Situation des Hauses

Ausgedehnte Wälder, saftige Wiesen und steiniges Ackerland prägen das Gesicht der herben Heuberglandschaft rund um den 804 Meter hoch gelegenen Marktfleck Stetten

am kalten Markt. Bis in den Frühsommer hinein dauern die sehr starken Fröste, und schon früh im Herbst setzen sie wieder ein. „Bei uns ist Dreivierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt“, meint ein altes Scherzwort. Nach langen Regentagen leuchten die gepflügten Äcker fast schneeweiß: Zahllose Kalksteine, die der rasch im stark verkarsteten Land versickernde Regen freispült, bedecken die dünne Humusschicht. Man ahnt von der Schwere und Armseligkeit des Bauernstandes früherer Zeiten auf diesem harten Boden. Dies war kein Land für große und mächtige Bauernhöfe. Die bescheidenen Maße und die Struktur des hier zur Betrachtung anstehenden Bauernhauses lassen dies deutlich erkennen. Einzig die Grundherren, seit 1432 die Herren von Hausen, besaßen in Stetten a. k. M. zwei urkundlich überlieferte „Herrschaftshöfe“, wohin Zinsen und Abgaben zu liefern waren. Zu einem dieser Höfe gehörte das stattliche Gebäude des heute leerstehenden und ebenfalls abbruchbedrohten Gasthauses „Kreuz“ (s. ausführlichen Bericht hierüber in Heft 1 v. März 1983 der „Badischen Heimat“), etwa 30 m südlich unseres alten Bauernhauses stehend, der Standort des zweiten Herrschaftshofs ist unbekannt. Diese herrschaftlichen Häuser unter-



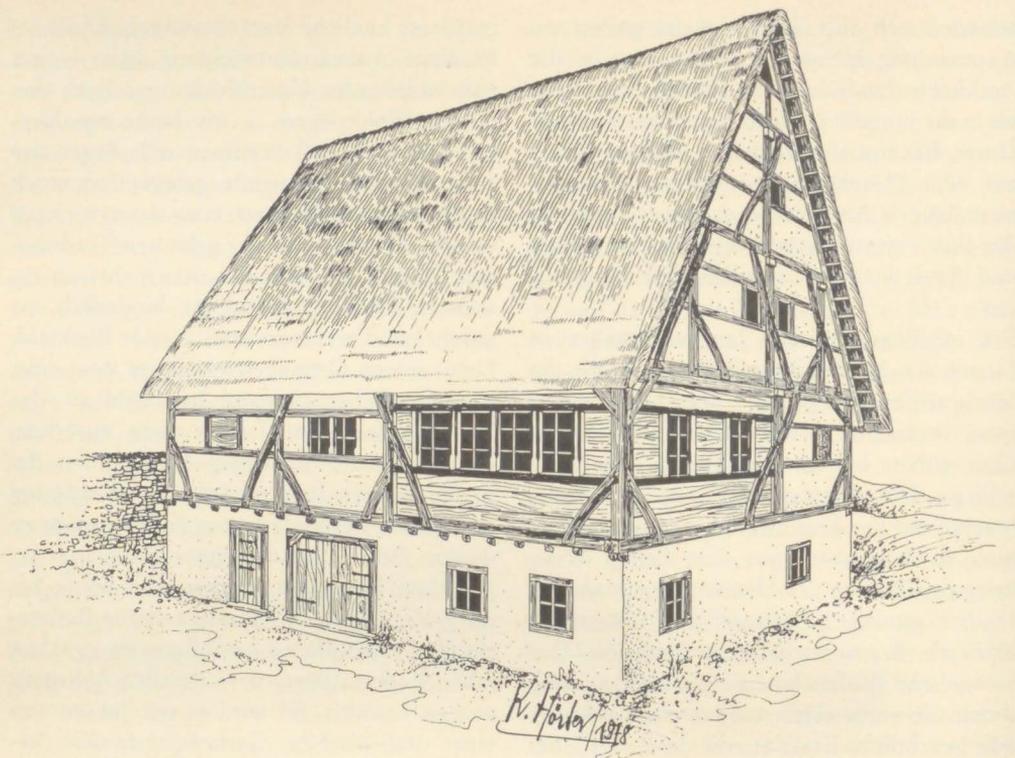
Das Wetzelhaus in seinem heutigen Zustand
(Photo: K. Hörter)

schieden sich auffallend von der geduckten Ansammlung kleiner Bauernhäuser, die die Architekturlandschaft des alten Markorts bis in die jüngere Neuzeit hinein bestimmten. Unser Bauernhaus stellt den ältesten, noch aus dem Mittelalter stammenden Vertreter einer langen Ahnenreihe dar und kündigt in der ihm eigentümlichen Sprache von Leben und Werk des mittelalterlichen Heubergbauern.

Erst mit Beginn unseres Jahrhunderts trat in Stetten a. k. M. eine Entwicklung ein, die die Struktur des Orts in jeder Hinsicht grundlegend veränderte. Zwei tiefgreifende Ereignisse gaben hierfür gleichzeitig den Ausschlag: Die Entwicklung des Ackerbaus brachte mit der Einführung der Mineraldüngung in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg den Bauern des Heubergs erstmals wesentlich günstigere Erträge und verbesserte merklich ihre wirtschaftliche Situation. Der weitgehend unfruchtbare Karstboden ließ durch die verbesserte Anbaumethode fortan eine beachtliche Ernte zu, die die durch Jahrhunderte gleichgebliebene bäuerliche Lebensform deutlich veränderte. Den entscheidenden Einfluß hatte jedoch ein anderes Ereignis: Mit dem Jahre 1910 setzte die Errichtung des großen badischen Truppenübungsplatzes auf dem Heuberg ein, wozu Stetten a. k. M. ein Drittel seiner Gemarkungsfläche verkauft hatte. Der neuerrichtete Truppenübungsplatz brachte der Gemeinde Stetten a. k. M. ein beachtliches Vermögen und einen vorher nie gekannten Um- und Aufschwung seiner Wirtschaftsstruktur, die sich fortan fast ausschließlich an den Bedürfnissen des Truppenübungsplatzes ausrichtete. Noch im Jahre 1912 ein reines Bauerndorf mit 970 Einwohnern, die ausschließlich von Landwirtschaft und etwas Gewerbe — soweit dies die Landwirtschaft bedingte — lebten, war die Einwohnerzahl auf annähernd 2000 am Ende des Ersten Weltkrieges angewachsen. Das Dorf hatte sich nach Nordwesten — zum Truppenlager hin — beachtlich ausgedehnt und zeigte auch in seinem alten Kern

markante bauliche Veränderungen. Diese erfreuliche Aufwärtsentwicklung hält — mit einschneidenden Unterbrechungen nach den beiden Weltkriegen — bis heute an. Verständlich also, daß der finanzielle Segen der aufstrebenden Gemeinde gelegentlich auch Kopfzerbrechen bereitet, etwa dann, wenn es um den Umgang mit der gebauten Tradition geht. Und hier rückt das nun mehrfach erwähnte Heubergbauernhaus hinderlich ins anscheinend weit vorausschauende Blickfeld. Denn seinen Ostgiebel wendet es dem einst grundherrlichen Gewann Im Brühl zu, das die Gemeinde vor Jahren dazu auserkor, Neubau- und Gewerbegebiet zu werden. Bei breiter Trassenführung einer in Erwägung gezogenen Verbindung von der Ortsmitte zu diesem Gebiet, könnte dieses Haus zum ärgerlichen Hindernis werden, und sicher hat die geringe Neigung der derzeitigen Besitzerin, das Gebäude zu veräußern, es vor dem jähen Ende in Form des schnellen Abbruchs vorerst bewahrt. So wird es seit Jahren von einer italienischen Gastarbeiterfamilie bewohnt und harrt in Duldung der Dinge, die da kommen werden.

Alte Häuser in ländlichen Gemeinden pflegen die Namen ihrer langjährigen Besitzer zu übernehmen. So auch hier, wo der Volksmund das bedrohte Bauernhaus am Brühl schlicht als „Wetzehaus“ bezeichnet. Aber ansonsten ist nicht viel in Erfahrung zu bringen. Schriftliche Quellen gibt es nicht, doch weiß der im Jahre 1908 hier geborene und aufgewachsene Bruder der derzeitigen Besitzerin noch Aufschlußreiches zu berichten, gerade aus jener Zeit unmittelbar vor dem Ersten sowie nach dem Zweiten Weltkrieg, als die originale Substanz des Hauses empfindliche Eingriffe über sich ergehen lassen mußte. Solche Hinweise aus der Erinnerung erweisen sich oft als wertvolle Quelle bei den Bemühungen um die Rekonstruktion eines historischen Gebäudes, zumal dann, wenn dieses noch bewohnt wird und der verdeckende Putz der Beantwortung so mancher Frage im Wege steht. Auch seine bauliche



Das Wetzelhaus, Zeichnung Klaus Hörter

Umgebung läßt keine eindeutigen Rückschlüsse auf seine Geschichte zu. Auffallend ist, daß die unmittelbaren Nachbarn allesamt ehemals grundherrschaftliche Gebäude sind: Das „Goreth-Haus“ mit seinem Treppenturm nordwestlich gelegen, gehörte ehemals zum gegenüberliegenden Schloß und heutigen Rathaus, südlich findet sich der 1661 urkundlich erwähnte „Herrschaftshof“, das heute verlassene Gasthaus „Kreuz“, und mit seinem Westgiebel grenzt es fast unmittelbar an die nach Norden sich hinziehende Schloßgartenmauer. Daß das „Wetzelhaus“ möglicherweise einmal zum alten „Mockenhof“ gehört habe, der vor dem Ersten Weltkrieg abgebrochen wurde, ist zu vernehmen, bleibt jedoch Vermutung. So kann letztlich allein das Gebäude selbst Aufschluß über sich geben. Dies soll im Folgenden versucht werden, doch sei — um nicht nur die zeitliche,

sondern auch die historische Dimension des Abstands bewußt zu machen, den die Zeit dieses Hauses von der heutigen trennt — zunächst daran erinnert: Zur Erbauungszeit des Wetzelhauses war die Erfindung des Buchdrucks gerade erfolgt, Amerika noch unentdeckt, nur einige Wochen noch existierte das in den letzten Zügen liegende, über tausendjährige oströmisch-byzantinische Reich, und noch immer stand ein Großteil der naturwissenschaftlichen Entdeckungen aus, die das damals ein Jahrtausend alte mittelalterliche Weltbild ablösen sollten. Nur wenige Jahre später galt dies alles nicht mehr: Die mittelalterliche Welt war vergangen. Zeitlich steht das Wetzelhaus somit an der Schwelle zur Neuzeit, aber seine Erbauer lebten und arbeiteten noch ganz im Geist des mittelalterlichen Weltbilds, das sich in diesem Gebäude sinnfällig widerspiegelt. Dieses

Weltbild sah den Menschen eingefügt in einen wohlgeordneten Kosmos, als Teil der Natur und eins mit ihr. Erbauer und Bewohner des Wetzelshauses lebten in und mit der Natur und bezogen diese in ihre gebaute Umwelt ein, die sich ausschließlich aus Naturmaterialien der nächsten Umgebung ergab: Eichenholz und Kalkbruchsteine wurden im Erdgeschoß verwendet, Eichenbalken — bei der Verzimderung dem natürlichen Wuchs belassen —, Haselnußsteckengeflecht sowie ein Lehm/Strohgemisch im Obergeschoß und im unteren Speichergeschoß. Bedeckt war das Haus vom hervorragend gegen Hitze und Kälte isolierenden „Fell“ des Strohdachs. Lage und innere Struktur des Hauses waren so ausgerichtet, daß der licht- und wärmespendende Sonnenlauf bestmöglichst genutzt werden konnte.

Zur Raumaufteilung des Hauses

Das innere Volumen des Hauses ist zweimal quer- und einmal längsaufgeschlossen. Diese Aufteilung zieht sich vom Erdgeschoß bis ins untere Speichergeschoß, ist äußerlich in der Anordnung der Ständer des Fachwerks deutlich abzulesen und bedingt bei einem Grundriß von $13,65 \times 9,80$ m, einer Erdgeschoßhöhe von 2,40 m und einer Höhe des Obergeschosses von 2,85 m (die Höhe des Giebel-dreiecks beträgt 7,80 m) die Entstehung einer Anzahl kleinerer, niederer Räume, die für das Wohn/Stallhaus eines größeren bäuerlichen Anwesens untypisch sind. Die ortsansässigen Bauern bis zum Beginn unseres Jahrhunderts waren Klein- und Kleinstbauern, die die karge Alb nur mühsam ernährte. Die innere Gebäudestruktur läßt darauf schließen, daß das Wetzelshaus ursprünglich ein kleinbäuerliches Anwesen war, in das beladene landwirtschaftliche Fuhrwerke größeren Ausmaßes nicht eingebracht werden konnten.

Betrat man das Haus von der südlichen Hausseite, so kam man ursprünglich in einen langgestreckten Querraum im Erdgeschoß,

der etwa in der Mitte des Hauses von der Süd- zur Nordwand verlief. Die originale Türrahmung an der Nordseite, von wo man diesen Mittelraum ebenfalls betreten konnte, ist bis heute erhalten geblieben. Dieser das Haus queraufteilende Raum diente ehemals als Tenne und Unterstellplatz für landwirtschaftliches Gerät und Fuhrwerk. An ihn schloß sich östlich der Stallbereich an, der jedoch in späterer Zeit mit dem Erweiterungsbau nach Westen dorthin verlegt wurde, was einer weitgehenden Veränderung der Struktur des Hauses gleichkam. Die massiven, zwei kleinere Räume bildenden Zwischenwände im Nordostbereich sind wohl nicht originalen Ursprungs, denn die heute in sie eingebundene, den Unterzug stützende Säule war ehemals durch die Stallfeuchtigkeit in ihrem unteren Bereich morsch geworden, was eine Verschiebung des gesamten Balkengefüges bis hoch in den Dachstuhl zur Folge hatte. Der im ehemaligen Stallbereich heute anzutreffende Kamin wurde im Jahre 1914 eingebaut. Auf die ursprüngliche Feueranlage des Hauses soll später noch näher eingegangen werden.

Westlich des mittleren Tennenraums befand sich ein Schopf (bei der erwähnten Erweiterung in den Flurraum hinein vergrößert und als Stall genutzt), ihm schließt sich nach Norden hin ein kleiner gewölbter Kellerraum an, der ursprünglich nur von außen zugänglich war. Sein unbefestigtes Bodenniveau liegt tiefer als das übrige Fußbodenniveau, und der Scheitel seiner Tonne reicht bis dicht unter die Balkenlage über dem Erdgeschoß. Über eine Treppe im Bereich der nördlichen Fluraußentür und nach Süden hin aufsteigend, konnte man das Obergeschoß erreichen, das die gleiche Aufteilung wie das Erdgeschoß zeigte. Hier war der mittlere Flurraum durch jeweils ein Doppelfenster in der Süd- und Nordwand belichtet. Das Originalfenster der Nordwand ist erhalten geblieben. Die Fensterfassung zeigt die sachliche, werkgerechte Holzbehandlung der alemannischen Holzbaukunst in abgefaßten

Kanten der Fensterpfosten, unten noch vor dem Pfostenende auslaufend, womit ein Pfostensockel angedeutet erscheint. In der Nordostecke des Obergeschosses lag die Küche mit dem Herd im Bereich des heute eingebauten Kamins und einer Tür zur sich südlich anschließenden, „guten Stube“ des Hauses, die auch vom Flurraum aus zu erreichen war. Von dort aus trat man durch eine schwere Türrahmung aus massiven Eichenbalken ein, wobei in den Türsturz ein sog. „Eselsrücken“ und in die Pfostenkanten ein schlichtes Schmuckmotiv eingehauen war. Dieser Raum war in seiner inneren und äußeren Gestaltung eine Besonderheit der alemannischen Holzbaukunst und vermittelte jene behagliche, urwüchsige Wohnlichkeit, die heute nur noch in einigen wenigen Bauernhäusern des Schwarzwalds erlebt werden kann. Die „gute Stube“, hier im Wetzelhause südöstlich — also über dem Stallbereich und dessen Wärme nutzend — angelegt, war stets völlig in Holz ausgestaltet und auch von außen sofort erkennbar, denn die Außenwände dieses bevorzugten Raums bestanden aus kräftigen Bohlen, die hinter den diagonalen, schwächer ausgebildeten Verstrebungshölzern (den sog. Kopf- bzw. Fußbändern) hindurchliefen, und in einer Nut an den tragenden Ständern lagerten. Die Wohnqualität der „guten Stube“ wurde zudem dadurch gesteigert, daß man hier mehrere und größere Fenster anbrachte. Aus diesem Bedürfnis heraus entwickelte sich der sog. alemannische Fenstererker, ein für den alemannischen Fachwerkbau typisches und heute selten gewordenes Architekturmerkmal: Die Fenster wurden hier zu einer Gruppe aneinandergereiht, deren obere und untere Begrenzung durch den Sturz- bzw. Brustriegel etwas weiter auseinandergerückt wurde, so daß eine größere Fensterrahmung entstand. Zudem waren diese Riegel etwas stärker ausgebildet, so daß die Fensterfront leicht vor die Flucht der Bohlenwand treten konnte, wodurch der Eindruck eines vorstehenden Erkers entstand. Der wohlhabende Bauherr ließ hier

gerne die damals wie heute so beliebten Butzenscheiben anbringen, die in den hölzernen Innenraum ein klares, aber sanftes Licht einfallen ließen. Die Innenwände der „guten Stube“ waren gleichermaßen aus Holz, wobei die tragenden Konstruktionen mit ihren Verstrebungen auch im Innern sichtbar blieben und die Türfassungen gelegentlich einfache Ziermotive erhielten. Gedeckt war dieser Raum durch eine Sichtbalkendecke. Hier im Wetzelhause war es eine Sonderform der sog. Riemchendecke: In die Zwischenräume der Deckenbalken wurden Dielen eingelegt und die Balken selbst unterhalb der Nuten sorgfältig zu „Riemchen“ zugearbeitet. Die Riemchendecke des Wetzelhauses wies nicht die in einigen Landstrichen übliche leichte Wölbung auf, sondern war eine flache Konstruktion.

Der Mensch als Maßstab

Der schöpferische Geist und die individuell arbeitende Hand des Menschen war hier im Großen wie im Detail spürbar, eine Eigenschaft, die ursprünglich den Charakter des gesamten Hauses prägte, heute freilich nur noch zu erahnen ist infolge zahlreicher, verständnisloser Eingriffe.

In der von der behaglichen Wärme des Holzes geprägten Atmosphäre der Wohnstube fand jene kaum zu erfassende, doch so urtümliche Eigenheit menschlichen Wesens ihre Befriedigung, für die die deutsche Sprache als einzige die Bezeichnung „Gemüt“ geschaffen hat. Und dieses wird von der wohllichen Atmosphäre des Hausinnern, ebenso wie vom urwüchsig-rustikalen Anblick des Äußeren angesprochen, eine Erscheinung, die wohl mancher heutigen Zweck- und Standardarchitektur völlig abgeht. Der überwiegend routinemäßige, geplante und vorprogrammierte Tagesablauf, das funktionale Denken und instrumentale Handeln des Großteils unserer Gegenwart scheinen diese ureigene menschliche Wesenheit immer mehr

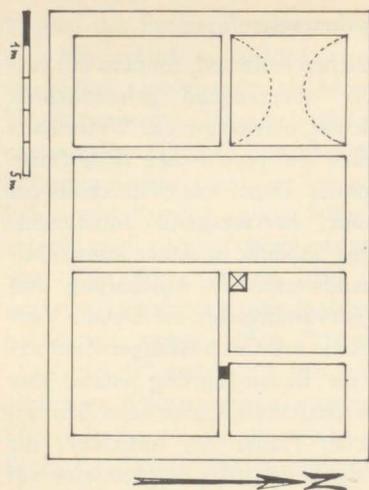
zu verdrängen. Allerdings: Eben nur anscheinend, denn in der ständig höhergehenden Nostalgiewelle, der blinden und unkritischen Sehnsucht nach Vergangenheit und deren kommerzieller Ausbeutung, meldet sich das Bedürfnis nach Gemütlichkeit ebenso heftig wie verkrüppelt und ausgenutzt wieder zu Wort. Aber die Gegenwart des Landes, dessen Sprache das sinnfällige Wort „Gemütlichkeit“ geprägt hat, entzog sich in der jüngeren Vergangenheit allzuoft der Verantwortung gegenüber der sichtbaren Anwesenheit des Überlieferten und mißbrauchte seine einzigartige, wirtschaftliche Hochkonjunktur, um sich zum Popanz aufzublähen, der seine Vergangenheit fraß und seinen Bürgern eine Zukunft bescherte, in der sie in zweckmäßigen Wohn-, Arbeits- und Konsumbehältern sowie in einer ausbeutungsgerecht zusammengestutzten Umwelt gebrauchskonform funktionieren und konsumieren dürfen. Gewiß ist seit Jahren ein sehr deutlich erkennbarer Umschwung im Gange, doch erreicht er — ebenso wie seinerzeit die Abbruch- und Neubauwelle — den ländlichen Raum mit Verspätung, so daß hier in unseren Tagen noch manches zerstört wird, was sich bald als schmerzlicher Verlust erweisen mag.

Die mittelalterlichen Bewohner des Wetzelhäuses führten im rauen Hochland der Alb ein karges und arbeitsreiches Leben, das jedoch keinen selbstentfremdenden Funktions- und Konsumzwängen, sondern weitgehend den Gesetzen der Natur unterworfen war. Sie bestimmten die Gestaltung des zeitlichen Ablaufs ebenso wie die der dinglichen Umwelt, deren Maßstab der Mensch als Teil der Natur war. Und darin besteht der fundamentale Unterschied zwischen der spätmittelalterlichen Architektur des Wetzelhäuses und jener gegenwärtigen Behälter- und Verschleißarchitektur, die den Maßstab Mensch weitgehend verdrängt und an seine Stelle die Maßstäbe höchstmöglichen Profits und geringstmöglicher Kostenkalkulation gesetzt hat.

Solide Zweckbauweise

Ohne erheblichen Aufwand, sondern mit einfachen, aber überzeugend gehandhabten Mitteln errichtet, befriedigte das Wetzelhäuser die materiellen und psychischen Bedürfnisse seiner Bewohner. Dabei war es durchaus ein Zweckgebäude, hervorragend durchdacht, von äußerster Solidität in seiner konstruktiven und handwerklichen Ausführung und funktional einwandfrei bis ins Detail. Vielleicht war es ein am Ort ansässiger Zimmermann, der die Bauausführung leitete, aber die Nachbarschaftshilfe spielte beim Bau solcher ländlicher Häuser im Mittelalter die entscheidende Rolle. Jeder brachte seine auf Erfahrung beruhende Kenntnis mit und setzte sie ein. Entstanden war schließlich ein Bauwerk, das ein halbes Jahrtausend überdauern sollte, trotz der Gefahr, die ihm unsachgemäße Eingriffe aus neuerer Zeit brachten.

Die gesamte, ausschließlich eichene Holzkonstruktion des Hauses ist auf einem Schwellenrahmen aus schweren Balken errichtet, der zu ebener Erde aufliegt. Im Erdgeschoß als dem anfälligsten Architekturteil, ist das Fachwerkgerüst von einer massiven Kalksteinmauer ummantelt. Im Obergeschoß und Giebel liegt es frei, so daß die Innenaufteilung und Konstruktion des Hauses äußerlich sichtbar und klar in Erscheinung tritt. Am Fachwerk des Giebeldreiecks ist die Konstruktion des stehenden Dachstuhls eindeutig ablesbar. Dieser ist durchweg rußgeschwärzt, was auf die alte Feueranlage des Hauses hinweist. Es besaß ursprünglich keinen Kamin, der den Rauch der Feuerstellen außerhalb des Dachs ins Freie geleitet hätte. Bei der üblichen Sogbildung im Kamin, die oft Funken mit emporriß, hätte ein solches bei der Stroheckung des Dachs akute Brandgefahr hervorgerufen. Stattdessen besaß das Haus ursprünglich wohl nur eine Rauchkammer im Obergeschoß, möglicherweise auch noch im ersten Speichergeschoß. In diese wurde der Herdrauch abgeleitet, der



Grundrisse des
Erdgeschosses und des
Obergeschosses

durch einen lehmbesetzten Rost in Deckenhöhe in den Dachstuhl stieg, wo er frei durchs Gebälk strich und schließlich das Haus durch eine dreieckige Abzugsöffnung im oberen Winkel des Giebels verließ: Das Haus „schwärmte“. Der Rauch konservierte in idealer Weise das Gebälk des Dachstuhls, verhinderte zudem den Pilzbefall des lagernden Getreides und wurde in der Rauchkammer zur Räucherung der Speckseiten genutzt. Die im ländlichen Bereich des alemannisch-schwäbischen Raums übliche Stroheckung war bei der beschriebenen Rauchabzugsanlage weniger gefährdet, da in ihr ein Funkenflug nahezu ausgeschlossen war. Stroheckte Häuser waren bis zu Beginn unseres Jahrhunderts auf der Alb ein gewohnter Anblick. Heute sind sie alle verschwunden. Ob diese urwüchsige Art der Dachdeckung auch im mittelalterlichen Marktflack Stetten a. k. M. die Regel war, ist nicht ganz sicher, denn unweit des Orts gab es zumindest bereits im 16. Jahrhundert — so die schriftlichen Quellen aus dieser Zeit — eine herrschaftliche Ziegelhütte. Sollte diese noch früher bestanden haben, so mag Stettens mittelalterliche Dachlandschaft für damalige Verhältnisse schon recht städtisch

ausgesehen haben. Die Stroheckung des Wetzelhauses bleibt insofern einstweilen eine Annahme, die noch der Bestätigung bedarf.

Das alemannische Fachwerk

Den äußeren Charakter des Hauses bestimmt die herbe, typisch alemannische Fachwerkbauweise mit ihren senkrechten Ständern, der waagerechten Schwelle als unterer und dem Rähm als oberer Begrenzung eines Stockwerks sowie den Brust- und Sturzriegeln als oberer und unterer Begrenzung der Fenster (der Begriff „alemannisches Fachwerk“ soll in dieser Darlegung verwandt werden, wengleich ein gewisser Vorbehalt angebracht ist; hierauf näher einzugehen muß jedoch verzichtet werden, da es den Rahmen dieser Darstellung sprengen würde). Die verstrebbenden Hölzer verlaufen diagonal und wurden bei der Bearbeitung gerne in ihrem natürlichen Wuchs belassen, was statische Gründe hatte, gleichzeitig aber den naturverbundenen Charakter des Hauses um so mehr unterstrich. Im Gegensatz zu den technisch weiterentwickelten Holzverbindungen des naheliegenden Gasthofs „Kreuz“ zeigen die des Wetzelhauses eine ältere Form, die

bereits bei den frühgeschichtlichen Bohlenständerhäusern anzutreffen ist. Die Hölzer des „Kreuz“ sind durchgehend verzapft, wobei der aus der Hirnholzmitte des eingreifenden Balkens herausgearbeitete Zapfen in der Nut des Langholzes zu liegen kommt und durch einen Holznagel gesichert wird. Dagegen sind die Hölzer des Wetzelhauses nicht verzapft, sondern verblattet: Bei der Verbindung zweier gleichstarker Balken wird eine Negativform — die sog. Sasse — in das Langholz eingearbeitet und in das Ende des verbindenden Balkens eine Positivform, das sog. Blatt. Nach der Verbindung liegen beide Balken in einer Ebene und werden ebenfalls durch einen Holznagel gesichert.

Die Entwicklung der Zimmermannskunst von der Verblattung des Wetzelhauses über die Verzapfung des „Kreuz“ mit seinen geschweiften Verstrebungen bis hin zu den bewegten und teilweise verzierten Hölzern des prächtigen „Bubserhauses“ aus der Zeit des frühen Barock, ist hier in Stetten a. k. M. an einem Ort durch hervorragende Exemplare zu belegen. Hier findet sich augenscheinlich ein wesentliches Stück Entwicklungsgeschichte des deutschen Hausbaus, das zu erhalten der Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit des alten Marktflecks Stetten a. k. M. nur zuträglich wäre.

Am Wetzelhaus zeigt die herbe und rustikale alemannische Holzbaukunst in reinster Ausprägung ihre typische Eigenart: Das Vorherrschen der Waagerechten, Senkrechten und Diagonalen, wobei jede Form durch und durch funktional bedingt ist und der Bau einen schweren, tektonischen Ausdruck annimmt, dem jegliche Zierform als Verunklärung fremd ist. Häufig hat man versucht, diesen bodenständig-urwüchsigen Ausdruck alemannischer Fachwerkhäuser auf die Wesensart des Alemannen zurückzuführen und dabei auf dessen gelegentlich recht derbe Mentalität verwiesen, eine Auffassung, die allerdings eher der des Romantikers als der des Bauhistorikers entspricht.

Frühe Wandtechnik

Die Ausfüllung der Fächer des Wetzelhauses geschah nicht durch Ausmauerung, sondern in der frühen Technik der sog. Leymenwand: Zwischen die waagrecht liegenden Hölzer wurden Staken gestellt, in die flechtwerkartig Haselnußstecken eingewunden wurden. Von dieser Technik leitet sich das deutsche Wort „Wand“ her. In die Windungen dieses aussteifenden Geflechts wurde Lehm (Leymen), vermisch mit Kalk, Stroh und Spreu eingedrückt und die so entstandene Wand nach Glatzstrich mit Kalkmilch geweißt. Die Behandlung der Fachwerkbalken an den Außenseiten erfolgte mit Ochsenblut. Mit Ausnahme des Erdgeschosses findet sich diese Wandtechnik, die eine hervorragende Isolierung bot, sowohl an den Innen- wie auch an den Außenwänden des Wetzelhauses und bis hinauf zu den Zwischenwänden des unteren Speichergeschosses.

Entwicklungsgeschichtlich steht das Wetzelhaus an der Schwelle des Übergangs vom Bohlenständerhaus zum Fachwerkhaus. Als Nachklang fand sich an ihm die Bohlenständerbauweise noch an den Innen- und Außenwänden der „guten Stube“, die Flechtwerkwand im Obergeschoß sowie dem Untergeschoß des Speichers, und die Steinmauer — stabilisiert durch ein Balkengerüst — im Erdgeschoß.

Zur Baugeschichte

Im Laufe eines halben Jahrtausends haben zahlreiche Eingriffe das Innere und Äußere des Wetzelhauses verändert, wobei die intakte Statik des Hauses eine teilweise Störung über sich ergehen lassen mußte. Schon vor Jahrhunderten wurde das Haus erweiterten landwirtschaftlichen Bedürfnissen angepaßt und im Westen in Fachwerkbauweise ein Scheunenanbau mit großer Toreinfahrt errichtet, wobei der alte Westgiebel weitgehend und einige Innenwände ganz entfernt wurden. Ein zweiter westlicher Anbau, der als Garage dient, stammt aus jüngster Zeit.

Früherer Zeit gehört auch ein nördlich und außerhalb des Hauses angefügtes zweites Kellergewölbe an. Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg wurde die Stallung auf Kosten des mittleren Tennengangs (damals als Schopf genutzt) erweitert und mit einer armierten Betondecke versehen. Die heutigen Türen und Stallfenster stehen in Zusammenhang mit jenem Umbau. Bereits damals war die Eingangs- und die Giebelseite verputzt, lediglich an der Nordseite liegt das Fachwerk frei, allerdings übertüncht und verdeckt durch einen primitiven Schopfanbau. Der letzte wesentliche Eingriff erfolgte im Jahre 1947, bei dem die inneren Holzwände sowie die Sichtbalkendecke der „guten Stube“ entfernt und der sich nach Westen neigenden Giebelwand ein schwächerer Fachwerkgiebel vorgeblendet wurde.

Alternativen zum Abbruch

Sicher hat das Wetzelhaus im Laufe der letzten Jahrzehnte und der vergangenen Jahrhunderte manchen empfindlichen Eingriff in seine Substanz hinnehmen müssen. Sollte das Haus samt dem Grundstück in naheliegender Zukunft in den Besitz der Gemeinde übergehen, so wäre zu überlegen, ob statt eines in Erwägung gezogenen Abbruchs nicht alternative Lösungen gefunden werden können. Daß dies nicht so leicht sein wird, ist offensichtlich, zumal der originale Bestand arg gelitten hat, sollte aber kein Grund zum vorzeitigen und bequemen Umgehen der Mühen des Nachdenkens über dieses Problem sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß das Haus nicht ohne Weiteres erhalten und zudem an seinem derzeitigen Standort nicht belassen werden kann, ist durchaus realistisch. Gegebenfalls bestünde dennoch die Möglichkeit, es zu retten, indem es nach Abtragung in seinem ursprünglichen, relativ geringen Umfang und etwas nach Norden versetzt wiedererrichtet würde, unter Wiederverwendung des alten Holzbestandes und Ergänzung der fehlenden Teile. Daß dies technisch

und finanziell keineswegs unmöglich ist, hat u.A. die Stadt Mühlheim a.d. Donau bewiesen, die vor Jahren ein völlig heruntergekommenes Fachwerkhaus in unmittelbarer Nähe ihres Rathauses aufkaufte. Um es dem Stadtbild zu erhalten, wurde es zunächst fast völlig abgetragen, unter Ergänzung der äußeren fehlenden Holzteile wieder aufgebaut und im Innern seiner neuen Zweckbestimmung (zusätzliche Amtsräume des Rathauses, Arztpraxis) angepaßt. Zudem sei an die Verlegung und Wiedererrichtung des alten Plochinger Rathauses erinnert. Die Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Freilich ist eine solche Maßnahme hier in Stetten nur dann zu rechtfertigen, wenn das Wetzelhaus eine neue Funktion erhalten und in das gegenwärtige und zukünftige Leben der Gemeinde integriert werden kann.

Möglichkeiten eventueller Nutzung

Wäre es nicht denkbar, dieses Haus teilweise als heimatgeschichtliches Museum zu nutzen, in dem der Einheimische wie der Fremde die Geschichte des Orts und der Landschaft erfahren kann? Unter Wiederherrichtung und Einbeziehung der „guten Stube“ sowie eines Teils des Speicherraums böte sich hier eine einmalige Möglichkeit, mit dem ältesten Stettener Wohnhaus und dem integrierten Museum ein Stück erhaltenswerter Vergangenheit sinnvoll mit der Gegenwart zu verbinden. Gibt es zudem nicht die Möglichkeit, gegenwärtig und zukünftig zu lösende Raumprobleme mit der Existenz dieses Hauses zu verbinden, so daß es neben der Funktion eines Heimatmuseums noch andere Funktionen erfüllen könnte? Wären etwa die Raumbedürfnisse des Altenkreises oder der Gemeindebibliothek nicht mit dem Wetzelhaus in Verbindung zu bringen, und könnten die andernorts vorhandenen und dadurch freiwerdenden Räume möglicherweise gar sinnvoller genutzt werden? Zu entwickeln wäre hier eine wohlüberlegte, langfristige Konzeption, die davon

ausgeht, daß die Befriedigung gegenwärtiger und zukünftiger Bedürfnisse sich mit der Existenz des Wetzehauses sinnvoll verbinden läßt: Das Wetzehaus könnte so zum hervorragenden örtlichen Kulturzentrum werden, dessen sozialintegrativer und pädagogischer Wert nicht zu überschätzen wäre. Als gelungenes und vorbildliches Beispiel möge in diesem Zusammenhang ein Projekt der Stadt Mengen genannt werden, die vor Jahren das alte Stadthaus der Herren von Westerstetten, die sog. „Fuchset“ kaufte und wieder herrichtete. Mancher Saugauer Kreistagsabgeordnete meinte seinerzeit, für das „alte Glump“ sollte man „keine müde Mark“ ausgeben. Inzwischen hat die Stadt Mengen die Zweifler längst eines Besseren belehrt. Das stattliche Gebäude ist heute das Juwel der Stadt und beherbergt die Stadtbibliothek, die urgemütlichen Räume des Altenclubs sowie Räume für das Mengener Volksbildungswerk, die sich für Vorträge, Seminare und Kurse anbieten. Das Engagement der Stadt und ihrer Bürger für das „alte Glump“ hat sich gelohnt.

Zum städtebaulichen Aspekt des Wetzehauses

Zu den genannten Aspekten, die das Wetzehaus direkt betreffen, tritt jedoch noch ein weiterer, für Stetten sehr wesentlicher: Das wiederhergestellte Wetzehaus könnte — im Zusammenklang mit dem seit Jahren der Erneuerung harrenden Haus „Kreuz“ — in hervorragender Weise zur Verbesserung der Qualität des Ortsbilds beitragen. Dieses hat in der jüngeren Vergangenheit durch einige allzu sorglos eingebrachte Veränderungen gewisse Einbußen erfahren. Mit der Abbruchgefährdung des Wetzehauses und ebenso des „Kreuz“ scheint diese verhängnisvolle Entwicklung ungehindert ihren weiteren Verlauf zu nehmen, an dessen Ende eine anonyme, gesichts- und gestaltlose Ortsmitte stehen wird, die den alten, traditionsreichen Marktfleck Stetten a. k. M. als Dutzend-

wohntort mit abgeschnittener Vergangenheit und folglich lädiierter Gegenwart präsentiert, ohne typische Identifikationsmerkmale und bar jeglicher individuellen Prägung. Noch immer aber besitzt der aufstrebende Ort die Möglichkeit, sein bislang arg vernachlässigtes Gesicht von seiner besseren Seite zu zeigen und den hier wohnenden Bürgern wie dem Fremden seine individuelle „Persönlichkeit“ vorzustellen. Der ergänzte, der Ortsmitte zugewandte Westgiebel des Wetzehauses in Zusammenhang mit dem erneuerten Fachwerk des „Kreuz“, mit der Kirche, dem Goreth-Haus, dem Rathaus sowie dem markanten Giebel des Gasthofs „Krone“, dem sich ihm nördlich anschließenden, leider unter Verputz liegenden, ehemaligen Fachwerkbauernhaus, dem sich südlich anschließenden Gebäudekomplex — seit einiger Zeit bereichert durch ein farbenfrohes Wandgemälde — und der Anlage des Narrenbrunnens: Sie alle würden ein Ensemble von Identifikationsmerkmalen in Stettens Ortskern darstellen, von dem Einheimische wie Fremde sagen könnten: Das ist die Ortsmitte des Markorts Stetten, sie gibt es hier und sonst nirgendwo und nicht noch einmal, und sie hebt sich wohlthuend und in markanter Weise ab von dem belanglosen Spekulationsarchitektureinerlei so mancher Nachkriegsinnenstadt.

Forderung nach individueller Umwelt

Hier soll nicht dafür plädiert werden, der in unsere Zeit überkommenen, historischen Architektur unter allen Umständen einen Platz in der Gegenwart einzuräumen. Gestellt werden soll vielmehr die Forderung nach einer Annäherung und Durchdringung der modernen Anforderung funktionsgerechten Bauens und Planens mit der ebenso wichtigen Forderung nach einer menschenwürdig und individuell gestalteten Umwelt. Beide Faktoren sind keine Gegensätze, wie irrtümlich vielfach angenommen, sondern sie ergänzen sich gegenseitig. Historische Architektur hat ins-

besondere dann ein Lebensrecht, wenn sie den ursprünglichen Maßstab Mensch noch nicht aus den Augen verloren hat, und insofern ist sie Notwendigkeit und Verpflichtung für die Gegenwart und die Zukunft. Ohne sie sind Gegenwart und Zukunft orientierungslos, was ein erheblicher Teil der aus jüngerer Vergangenheit stammenden, oft rein funktionserfüllenden Behälterarchitektur drastisch vor Augen stellt. Die Bedürfnisse des Bürgers der Zukunft werden sich nicht mehr allein am funktionsgerechten Wohnen, an der programmierten Freizeit und an der verkehrsgerechten Umwelt orientieren. Allein damit kann sich in Zukunft kein Regional- und kein Kommunalpolitiker mehr Lorbeeren verdienen. Dies alles ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Keineswegs aber der Mangel an Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit, an Individualität und prägnanten Eigenschaften, letztlich an Menschlichkeit, auch und gerade in der gebauten Umwelt, in und mit der sich der Bürger wohlfühlen möchte.

Die bisherigen Darlegungen mögen erkennen lassen, daß das Engagement für die Erhaltung historischer Bauwerke, daß Denkmalschutz, Umweltschutz und Umweltgestaltung nichts gemein haben mit verklärter Bilderbuchromantik und einem vergangenheitsseligen Heimatverständnis, wohl aber mit handfesten Realitäten und unabdingbaren Forderungen zur Gegenwarts- und Zukunftsbewältigung und einem Politikum, das an Brisanz ständig zunimmt. Zahlreiche Städte und Gemeinden haben dies spätestens seit der Mitte der Siebzigerjahre erkannt und bemühen sich, teilweise sehr erfolgreich, den neuerkannten Anforderungen gerecht zu werden: Man versucht, den Durchgangsverkehr mehr und mehr aus den Ortszentren zu verlegen, saniert historische, das Ortsbild prägende Bausubstanz und paßt Neubauten in ihrer äußeren Erscheinung dem Gewachsenen an, ohne auf moderne Formen und Baumaterialien zu verzichten. Lediglich Orte in der näheren Umgebung Stettens seien als

Beispiele genannt: Ebingen, Sigmaringen, Pfullendorf, Mengen und Meßkirch. Selbst eine Stadt wie das durch den Krieg schwer und das Nachkriegswirtschaftswunder noch schwerer heimgesuchte Frankfurt a. M. sucht derzeit zu retten, was zu retten und selbst wiederaufzubauen — freilich nicht unumstritten — was nur noch durch historische Aufnahmen überliefert ist, obwohl kein Stein der ursprünglichen Gebäude mehr überlebte. In zahlreichen Städten und Gemeinden haben Bürgerinitiativen gemeinsam mit den verantwortlichen Ämtern und Behörden den ersten Stein ins Rollen gebracht und eine Veränderung der Planungen und Einstellungen im Sinne menschlicheren Wohnens und Lebens, nicht aber geist- und seelenlosen Funktionierens herbeigeführt.

Zur Situation in Stetten a. k. M.

In Stetten — und leider steht es hier nicht allein — scheint man um diese Ereignisse unbekümmert zu sein. Dem Verfasser sei die wohlmeinende Kritik erlaubt: Der Außenstehende, aber gelegentlich in Stetten Weilende kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man sich hier bis heute getreulich im Nachvollzug der Fehler anderer Städte und Gemeinden übt, und dies zu einem Zeitpunkt, da jene bereits aus ihnen lernen und sich umorientieren. Noch immer scheint man hier fasziniert zu sein von der andernorts allmählich als perspektiv- und wurzellos erkannten, menschenunwürdigen Entwicklung. Die mangelnde psychische Qualität anderer Orts- und Stadtkerne, dort gerade bedauert, begreift man hier offensichtlich immer noch als „modern“, ohne den Begriff kritisch zu befragen und erstrebt und bewundert auftrumpfend wichtigtuende Schräg- und Flachdachwunderwerke ohne landschaftlichen und örtlichen Bezug. Die zugunsten des Orts und seiner Bürger vorgebrachten Argumente — im Fall des „Kreuz“ zudem durch fachmännische Gutachten und Kostenrechnungen belegt und mehrfach veröffentlicht —

scheinen hier gegenüber einseitigen und widerlegbaren „Sachzwängen“ nichts zu gelten. Will man hier unbedingt eine Entwicklung nachvollziehen, deren Folgen man andernorts gerne rückgängig machen würde und die hier noch immer weitgehend vermeidbar ist?

Offensichtlich huldigt man hier noch immer der widerlegten Auffassung, mit dem rücksichtslosen Kahlschlag des Überlieferten und der fragwürdigen Anreicherung des Ortskerns mit öden Allerweltsarchitekturen die Aura vermeintlich städtischer Weite und Freiheit nach Stetten holen zu müssen. Dies kann aber nur mißglücken, denn es geht von völlig falschen Voraussetzungen aus. Während andernorts der verhängnisvolle Irrtum eingesehen wird, scheint hier noch schnell und gründlich ein später wirtschaftswunderlicher Tribut nachentrichtet zu werden, ohne daß die Erfahrung anderer zur Kenntnis genommen wird, daß hierfür keine angemessene Gegenleistung zu beziehen ist. Die Zeit ist wohl nicht fern, wo sich die Erkenntnis durchsetzt, daß alles auch anders und besser hätte verlaufen können und müssen. Vorerst aber scheint es so, als ob die Gemeinde Stetten entgegen aller besseren Möglichkeiten den Weg gehe, an dessen Ende der Ort aus einer unwirtlichen Anhäufung von Behälterhäusern, Pistenstraßen, Parkplatzzrastern und Neonästhetik — alles durchsetzt von etwas Feigenblattgrün — bestehen wird. Und in seiner Mitte zwei sorgsam konservierte, in dieser ungenießbaren Umgebung grotesk anmutende Reliquien: Das Rathaus und die Kirche. Der Abbruch des „Wetzels“ und des „Kreuz“ wäre nur die nächste Station auf diesem Weg vom traditionsreichen Marktort zum gesichtslosen Allerweltsort Stetten am kalten Markt.

Zeittypisches in der Stettener Entwicklung?

Zeigt sich hier in Stetten mit besonderer Deutlichkeit Bezeichnendes für unsere Zeit?

Die Reliquie Schloßrathaus als Instrument zur Hebung eines bedürftigen bürgerlichen Selbstwertgefühls sowie zur Ausgleiche bürgerlicher Minderwertigkeitskomplexe? Die Reliquie Kirche als sichtbares Zeichen zur Beruhigung des schlechten Gewissens? Beide werden offensichtlich — noch — unmittelbar gebraucht, der Rest nicht mehr, und er kann — als vermeintlich nicht mehr brauch- und ausschlachtbar — bedenkenlos auf die konsumgesellschaftliche Müllhalde gekippt werden. Iststand abendländischer Kultur? Und abendländischen Geistes — geschrumpft zu ausschließlichem Gebrauchs- und Profitdenken? Zukunft der zukünftigen Generation? Die gegenwärtige täte gut daran, ihr besseres zu gönnen, als den Verfall in eine Zivilisationbarbarei, deren Folgen unabsehbar wären, mag sie auch noch so funktions- und konsumversüßt sein. Auch und gerade daran mögen die Verantwortlichen unserer Tage denken, sobald sie mit dem Gedanken spielen, eine für die Orientierung in die Zukunft erforderliche Vergangenheit auszuradieren — wenn auch doppelt und dreifach durch Sachargumente abgesichert und vordergründig bedauernd die viel zu oft strapazierten Sachzwänge zitierend. Sie alle zählen nicht mehr und gerinnen zur Bedeutungslosigkeit in einer funktionalisierten, verdinglichten und entmenschlichten Umwelt. Einer solch verhängnisvollen Entwicklung meinungs- und tatenlos zuzusehen, offenbart Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit. Kein Planer und kein Politiker kann heute ohne schlechtes Gewissen darangehen, jahrhundertlang gewachsene Strukturen unter dem Vorwand des Fortschritts zu zerstören. Unter dem Damoklesschwert existenzgefährdender Umweltzerstörung — und die Vernichtung der gebauten Umwelt zählt hierzu — sind hiermit keine Lorbeeren zu verdienen. Keine Generation hat sich diesbezüglich jemals über mangelnde Zerstörungswut ihrer Vorfahren beklagt. Das umgekehrte allerdings ist durch zahllose Fälle belegt.

Dringend und mehr denn je erforderlich bei der Gestaltung der gegenwärtigen und zukünftigen menschlichen Umwelt ist schöpferisch-kreatives Denken und Handeln, das in der Lage ist, dem bisherigen Übergewicht blossen technokratischen Funktionierens und Perfektionierens wirksam entgegenzutreten. Die Situation in Stettens Ortskern kann zukunftsweisend nur bewältigt werden durch die sorgsame Ausarbeitung eines umfassenden und weitblickenden Bebauungsplans, der nicht — wie hier geschehen — von kurzfri-

stigen und punktuellen Bedürfnissen ausgeht, sondern diese koordiniert mit der Erhaltung und Integration der sichtbaren Vergangenheit und der verbindliche Richtlinien für die Neubebauung gibt.

Ist die von der Gemeinde veranlaßte, erfolgreich abgeschlossene Renovierung und Wiederbelebung des alten Stettener Amtshauses ein durch günstige Zufälle bedingter Einzelfall oder erstes Zeichen einer Wende in diese Richtung?

Johann Franz Bessel aus Buchen (1683 — 1724)

Des Kaisers zweiter Mann in Rom

Helmut Brosch, Buchen

In seinem Werk „Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters“ schreibt Friedrich Noack für jene Zeit, daß der völkische Zusammenhang der Deutschrömer untereinander und mit dem Mutterlande in beklagenswerter Weise abgenommen habe. Er begründet das mit dem „Hang der Deutschen zur Uneinigkeit“, mit den kirchlichen Streitigkeiten und damit, daß das Reichsoberhaupt die Partei des Papsttums gegen die eigenen Untertanen ergriffen habe und die Landesfürsten sich nicht schämten, ihren Vorteil im Bündnis mit dem reichsfeindlichen Ausland zu suchen¹⁾.

Daran ist sicher einiges richtig und ließe sich durch Beispiele belegen. Nur hierin ein „Erbübel des deutschen Volkes“²⁾ zu sehen, verkennet die historische Gewordenheit, die alten deutschen Stämme als freie Herzogtümer, das Wahlkönigtum, bei dem die Krone „von Stamm zu Stamm“ geht und das Fehlen eines Zentrums, einer Hauptstadt. Als die

Krone — nicht unangefochten — bei den Habsburgern blieb, sie nicht mehr nach Rom zur Kaiserkrönung zogen und Wien zur Kaiserstadt geworden war, da hatten die Landesfürsten ihre Länder auch fest in der Hand, war die kirchliche Spaltung vollzogen, tagte der Reichstag „immerwährend“, nur eben nicht in Wien, sondern in der Freien Reichsstadt Regensburg.

In dieser Zeit war das Geschlecht der Schönborn mit einer Reihe von Familienangehörigen in wichtige Positionen gekommen: Das Amt des Reichskanzlers und des Reichsvizekanzlers hatte ein Schönborn inne, ferner waren die Bischofssitze in Mainz, Würzburg, Bamberg, Speyer, Konstanz, Trier und Worms mit Schönborns besetzt.

Aus dem Mainzischen, aus Buchen, stammt Johann Franz Bessel, der jüngste Bruder des Abtes Gottfried in Göttweig/Niederösterreich, kurmainzer Resident und kaiserlicher Agent in Rom. Allerdings damit nur die „2te

Person auff unserem alhisingen Theatro“, gemeint ist Rom, wie er seinem Bruder nach Göttweig einmal schreibt³). Aber er starb in einem Alter, als dieser noch nicht zum Abt von Göttweig gewählt war. Seine Fähigkeiten und sein Geschick, die große Zahl hochstehender und einflußreicher Gönner lassen den Schluß zu, daß die erreichte Stellung nicht das Ende seiner Laufbahn gewesen wäre.

Die vielfältigen Beziehungen, die er anknüpfte und unterhielt, und die sich in mannigfachem Schriftwechsel niedergeschlagen und erhalten haben, erlauben nicht nur eine Darstellung seines Lebens und Wirkens: das Licht, das daraus auf die verschiedenen Personen und Sachprobleme fällt, rechtfertigen auch eine Beschäftigung mit ihm.

„Abseits der Heerstraße“⁴) — wie der Titel eines Bildbandes über seine Heimat lautet — wurde er geboren. Und doch sind Soldaten seine Vorfahren gewesen. Peter Bessel, sein Großvater, kämpfte im 30jährigen Kriege „sub regimine Tubaldico“⁵). Der Vater, Johann Georg Bessel, wahrscheinlich aus Schlesien stammend — „ex Silesia“ — wie ein Patenschaftseintrag in einem Buchener Pfarrbuch lautet⁶), läßt sich erstmals 1656 als „miles Eminentissimi“ in Buchen nachweisen⁷). Ein Jahr später verehelichte er sich. Nach der Geburt von drei Kindern stirbt seine Frau und Bessel heiratete 1666 zum zweiten Male. Anna Maria Klänck, seine zweite Frau, war ein uneheliches Kind und stammte wahrscheinlich aus dem östlich von Buchen gelegenen Baulande, wo der Name heute noch vorkommt. In Buchen gab es damals keine Familie dieses Namens. Aus der Ehe gehen zwei Söhne — Johann Georg, der spätere Abt Gottfried, und unser Johann Franz, sowie vier Töchter hervor. Als Johann Franz am 30. XII. 1683 geboren wurde⁸), war der Vater Landhauptmann der Satrapie Amorbach. Vorher (von 1677—1681) war er Stadtschultheiß von Buchen und 1685 wird er Klosterschultheiß von Amorbach.

Über die Jugendjahre Bessels ist bisher nichts

bekannt geworden. Man darf jedoch annehmen, daß sein Bildungsweg ähnlich dem seines Bruders Gottfried verlief: Lateinschule in Buchen, dann eine größere Anstalt auswärts (vielleicht ebenfalls das Jesuitengymnasium in Aschaffenburg), schließlich Universitätsstudien.

1705 finden wir eine erste Spur: Aus seines Bruders Gottfried Besitz und später der Göttweiger Bibliothek einverleibt: *Copia Responsi Juris, descripta a fratre meo, misso originale Herbipolim*. 14. febr. 1705⁹). Juristische Studien in Würzburg also.

1710/11 studierte Johann Franz Bessel am Collegium Germanicum in Rom, doch von dort kommt eine wenig erfreuliche Nachricht an den Bruder, der damals Mainzer Offizial war. Giovanni Battista Ptolomei schreibt am 11. VII. 1711 von Brustschwäche und Blutspucken bei Johann Franz, so daß die Ärzte ihm geraten hätten, Italien so bald als möglich zu verlassen, wenn er sich Gesundheit und Leben bewahren wolle¹⁰). Noch dringender stellt die Sache ein zweiter Brief vom 5. IX. 1711 dar: Er werde sich Gesundheit und Leben ruinieren, wenn er bleibe. Dies sei um so bedauerlicher, als er beste Sitten aufweise und den Studien größte Aufmerksamkeit widme¹¹).

Ein Jahr später — am 6. XII. 1712 — immatrikulierte er sich in Erfurt¹²), das damals wie Buchen zu Mainz gehörte. Vor einem Vierteljahr war sein Vater gestorben¹³), die Mutter lebte schon seit 7 Jahren nicht mehr¹⁴). In Erfurt wohnte er bei seiner Schwester Maria Eva, deren Mann — Mainzer Hauptmann wie ihr Vater — inzwischen Erfurter Oberster Ratsmeister und kaiserlicher Rat geworden war. Nach anderthalb Jahren beschließt Johann Franz Bessel am 17. V. 1714 seine Studien nach einem abgeschlossenen Theologiestudium noch mit dem Doktor beider Rechte. Er ist nun 31 Jahre alt. Die Dissertation erschien noch im selben Jahr bei Grosch in Erfurt im Druck und trug den Titel: „*Dissertationes ad Jus Publicum Romano-Ecclesiasticum Complectens Statum Romanae Eccle-*

siae ...“ Ein prächtiger Titelpufferstich zeigt eine auf einem Felsen thronende weibliche Figur, die Kirche darstellend. Sie ist geschmückt mit der päpstlichen Tiara, hält in der Rechten die Schlüssel Petri und in der Linken ein flammendes Schwert. Über ihr schwebt eine Taube, der hl. Geist. Unten links stehen Papst, Bischof und verschiedene Geistliche, von denen der mit dem erhobenen Zeigefinger und der „Sprechblase“ wohl Franz Bessel selbst sein soll. „Nec portae inferi praevalent adversus eam“ spricht er („und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“). Eine Porträtähnlichkeit ist nicht auszuschließen: der Stecher, Nicolaus Seeländer¹⁵), ist ein Erfurter und war mit Bessel bekannt. Rechts fliehen Häretiker und Ketzer.

Das Gesamtwerk besteht aus fünf verschiedenen Dissertationen und enthält im letzten Teil eine ausführliche Darstellung des Erbstiftes Mainz, seiner Heimat. Das 430 Seiten starke Werk wurde ein Jahr später in Köln nochmals gedruckt¹⁶) und hat eine über 1000 Seiten umfassende Erwiderung auf protestantischer Seite hervorgerufen. Hohe Anerkennung fand das Werk durch den Landesherrn, Kurfürst Lothar Franz von Schönborn, dem es auch gewidmet war. Er ernannte Bessel schon zwei Monate nach seiner Promotion — am 21. VII. 1714 — zu seinem Hofkaplan¹⁷). Sein Bruder Gottfried hatte diese Stelle ab 1698 eingenommen.

Im Dezember 1714 wird Franz Bessel dem Kurfürsten vorgestellt¹⁸). Dann muß Abt Bessel den Kurfürsten gebeten haben, ihm vor dessen Amtsantritt seinen Bruder für einige Zeit zu schicken, um ihn im Kurialstil zu unterweisen. Der Kurfürst schreibt nämlich am 29. I. 1715 aus Mainz an den Abt: „... und nachdem Er (Gottfried Bessel) zugleich für Nöthig ansieht vor antretung seiner aufkommenen Kayserl. Verrichtungen meinen Caplan seinen Bruder bey sich zu haben, ihm zu desto leichteren Begreifung des Styli Curiae Romanae die Nöthige unterweis- und anführung Beyzubringen, thue ich in dess ab-

reiß gar gern Consentriren auch nicht zweiffeln, Er werde zu Rom seine Zeit dergestalten wohl verwenden, damit Er künftighin meinem Ertz Stiff die anhoffende nutz- und ersprißliche Dienste leisten könne“¹⁹).

Also doch wieder nach Rom! Aus dieser Zeit hat sich nur ein Briefdokument erhalten: Luigi Pinestro schreibt an Abt Bessel am 8. II. 1716, daß sein Bruder mit allen nötigen Gaben geschmückt sei, mit Klugheit, Reinheit der Sitten, kurz allem, was ihn liebenswürdig machen und seinen Fortschritt befördern könne²⁰). Anschließend begab er sich nach Wien und dann nochmals zu seinem Bruder nach Göttweig, der ihn am 29. XII. 1717 mit einem Schreiben an Kurfürst Lothar Franz schickt: „Überbringer dieses, mein Bruder, hatt sich aus befehl des H. Reichs Vicekanzlers hochgräfl. Excellenz und der groshofmeister H. Grafens von Stadion guetbefinden, theils zu Wien, theils allhier länger aufgehalten ... (ich habe) zeit und gelegenheit genug gehabt, gedachtem meinem bruder alles dasienige einzuflößen, was ich in den 15 Jahren ... gelernet zu haben geglaubt“²¹). Der Kurfürst antwortete am 8. I. 1718: „Ich werde meine zu ihm fürwerende Wohlmeinung auff meinen Vorgestern hier angelangten geistl. Rath seinen Bruder meine protection und Gnadenreflexion in der Hoffnung zuwenden, das derselbe nicht allein seine Zeit zu Rom wohl werde employret haben, sondern sich auch angelegen seyn lassen, nach des Hrn Praelatens rühmlichen Exempel und ihm gegebenen guten anweisung mir und meinem Ertz Stiff ersprißliche Dienste zu leisten“²²).

Von Anfang an ist man um das Fortkommen des talentierten jungen Mannes bemüht. Schon 1716, als Abbate Melchior, der Mainzer Agent am römischen Hof, gefährlich krank war, hatte man Johann Franz diese Stelle, falls sie frei würde, zugesagt. Jetzt, als Melchior Rom verläßt (21. VII. 1717), ist Franz Bessel wiederum im Gespräch. Doch „ist dieses nicht für allerzeit daselbst zu bleiben gemeint, sondern sich so mehreres quali-

fiziert zu machen, . . . daß wan das Erzstift seiner nöthig, Er sich hinwiederum heraußen zu Diensten sistier²³).

Allein die Sache ist nicht so einfach, und so selbstverständlich es scheinen mag, daß der Kurfürst diese Stelle nicht einem der zahlreichen römischen Bewerber geben mag, sondern „einem rechtschaffenen und verthrauten landts Kind“²⁴), der Vorgang ist ungewöhnlich. Zur Zeit ist kein Deutscher am Römischen Hof zu finden. So sehr dies bedauert wird: es wäre auch kein Brauchbarer, der frei wäre, zu finden. Abt Gottfried Bessel war es, der diese Zustände untersuchte und darüber mehrere Abhandlungen schrieb. In einer ersten, undatierten, doch wohl um diese Zeit verfaßten Schrift weist er auf die Nachteile dieses Zustandes hin: „Außführlich-Erinnerliches Bedenckhen, was Teutscher Nation für Ein grosser nachtheil Erfolge auß deme, daß an dem Römischen Hoff Kein Erfahrene Teutsche gebohrne Persohn, welche in negotijs Nationis alldorth zu gebräuchen, sich aufhalten Thuet, sambt einen Vorschlag, wie einem solchen abzuhelfen“²⁵). Einerseits werden die Rechte, Privilegien und Prärogativen der deutschen Nation dadurch vernachlässigt, andererseits aber leidet das Vorbringen von Anliegen und ihr Verfechten darunter. Dabei hat „die Hochlöbl. Teutsche Nation ein alt- Erworbenes privilegium drey Hoch ansehnliche ämbter, und Stellen mit aigen gebohrenen Persohnen zu Besetzen, unter welchen das fürtrefflichste ist, der Auditoratus Rotae Romanae . . . das andere Amt, so man Revisorij Commissionem nennet ist auch nit eines geringes Ansehens . . . , daß man es von uhralthero anderst nit nennt, alß l'officio del Tedescho . . . das dritte officium . . . wirdt insgemain genambset clericus consistorij“²⁶). Die ersten beiden Ämter haben seit geraumer Zeit Niederländer inne. Gegen die Personen selbst hat Bessel nichts einzuwenden, außer daß sie „sowohl der Teutschen Sprach alß der Teutschen geschäftten Einige wissenschaft nit“²⁷) haben. Dann aber auch hat es „Bey den Italienern

das Ansehen, daß ob sonst in gantz Teutschland Keine Tüchtige Persohn zu dießer ambts Vertretung zu finden seyn sollte“²⁸). Nicht besser stünde es mit dem deutschen Hospital S. Maria de Anima. Die Priester sollten Deutsche sein, und das Hospital wie die Kirche sollte von 12 Deutschen verwaltet werden. Jetzt seien Niederländer und Wallonen da und die „Hochteutschen gantz ausgebissen“²⁹).

Auch die Agenten der deutschen Fürsten in Rom seien keine Deutschen, sie seien auf Gewinn aus und brächten mit Fleiß Kontroversen zwischen die deutschen Fürsten, um zu profitieren. Als Beispiel wird der Streit zwischen Würzburg und Fulda erwähnt, dessen „feuer allein Von Beederseits Römischen Agenten . . . angezündt, und mit fleiß aufgeblaßen seyn worden“³⁰). Und was nicht Absicht ist, rühre aus Unerfahrenheit und Unkenntnis in deutschen Dingen her. Man solle sich ein Beispiel an Frankreich oder Spanien nehmen, die nicht nur „Ambassadors, Cardinales, Auditores Rotae, und dann allerhandt praelaten, so ansehnliche Stellen Bedienen, sondern auch geringer, und privat-Standts Persohnen, welche Ihrer Nation Handelungen wohl versehen“ mit Franzosen besetzen „und nit baldt einem frömbden, sich in dieselbige Einzutringen, nachgeben“³¹). Nur muß man damit auch bei uns einmal anfangen und auch darauf sehen, diese Personen gut mit Kanonikaten und Benefizien in Deutschland zu versorgen, dann würden sie auch eine Weile bleiben. Und so würden sich auch die deutschen Pilger in Rom nicht mehr als Fremdlinge fühlen und behandelt sehen. Nun ist es also für Franz Bessel so weit. Es müssen jedoch noch einige Verzögerungen eingetreten sein. Die mir bislang zugänglichen Quellen weisen hier eine beträchtliche Lücke auf. In der zweiten Jahreshälfte 1717 muß Johann Franz Bessel eine Romreise unternommen haben³²), aber erst am 11. I. 1719 trifft er nun endlich als Mainzer Beauftragter in Rom ein³³). „Ministro Elettorale“ wird er in einem Brief Melchiors genannt³⁴). Ein

Brief des Reichsvizekanzlers an ihn ist adressiert an „Dr. Bessel, Chur-Meynz: Residenten zu Rom“³⁵). Mangels anderer Quellen kann man seine augenblickliche Stellung nur aus Briefanschriften feststellen. 4. I. 1719: „An Agent Bessel in Rom“³⁶), am 11. I. 1719 schreibt Kardinal Sagripante an Lothar Franz: „Bessel, . . . Spedito da Lei à questa Corte in qualita di Agente“³⁷).

Die Bewerbung um eine Agentenstelle für Trier, bei der J. A. Bauer vermittelt, schlägt jedoch fehl³⁸). Mit seinen Leistungen in Rom ist man zufrieden: „Indessen gehen unsere Sachen durch eifrige cooperierung dero Hh Bruders zu Rom . . . sehr wohl“³⁹).

Durch kaiserliches Schreiben vom 26. IV. 1720 wird Bessel mit Wirkung vom 2. I. 1720 kaiserlicher Agent in Rom⁴⁰), ein kaiserliches Dekret vom 18. III. 1720 macht ihn zum kaiserlichen Rat⁴¹). Kardinal Althann erwirkt zusätzlich die Stelle eines kaiserlichen Archivars. Kurfürst Lothar Franz wollte ihm auch noch die Würzburger Agentenstelle verschaffen⁴²).

Warum diese Vielzahl von Ämtern, wird man fragen, diese Ämterhäufung. Füllte ihn eines nicht aus? Die Gründe sind vielfältig. Da der Erzbischof von Mainz gleichzeitig Reichskanzler war, sein Neffe Friedrich Karl von Schönborn Reichsvizekanzler, war eine Personalunion für die Angelegenheiten des Kurfürstentums Mainz und die des Reiches einfach praktisch. Die Gehälter der „zweiten Personen“ waren im Vergleich zu denen der „ersten“ recht schmal bemessen. Trotzdem mußten auch jene ihre Herren würdig vertreten. Wir sind zudem im Zeitalter des Barock, den wir uns ohne Prachtentfaltung in allen Bereichen, seien es nun weltliche, kirchliche oder private, gar nicht denken können.

Aus verschiedenen Gründen, z. B. Beamtenwechsel, strotzen jedoch die Gehaltsanweisungen. Erstick mit dem 22. VIII. 1722 wird das Archivargehalt angewiesen⁴³), am 10. XII. 1723 richtet sein Bruder Gottfried ein Schreiben an die Spanische Kammer, ihm wenigstens die Hälfte des seit 1720 rückständigen

Gehalts zu zahlen⁴⁴). Noch nach seinem frühen Tode muß Abt Bessel in zahlreichen Briefen rückständige Gehälter anmahnen, um Verbindlichkeiten regeln zu können. Als Beispiel dafür, wie schwierig sich im einzelnen die Dinge gestalteten, sei der Vorgang um ein Mainzer Kanonikat dargelegt.

Als Versorgung für alle Fälle, ja als ausgesprochene Altersversorgung, will der Kurfürst seinem Residenten Bessel die Einnahmen eines Kapitelsherrn des Stiftes Beatae Virginis ad Gradus in Mainz verschaffen. Schon der Bruder Gottfried war Kanoniker dieses Stiftes gewesen. Eine wichtige Bedingung für die Rentenzahlung, neben einer einjährigen Karenzzeit, ist die Pflicht, die Residenz persönlich anzufangen und zu vollenden. Das letztere kann gegen Erlegung einer gewissen Geldsumme erlassen werden. Bessel glaubt, daß die Residenzpflicht, die Anwesenheit in Mainz, für ihn nicht gelte. Er sei als kaiserlicher Agent nach Rom gesandt worden zum Besten der deutschen Kirche und der Stifter, auch dieses Stiftes, also verhindert und von der Residenzpflicht freizusprechen. Das Tridentinische Konzil (1545 bis 1563), das um die Residenzpflicht sonst so besorgt gewesen sei, so argumentiert er weiter, erlaube, zwei Kanoniker davon zu befreien und doch die fructus Canonicales gleich anderen präsenten zu beziehen und zu genießen. Er sei ja schließlich nicht freiwillig und um privater Geschäfte wegen abwesend, sondern von Staatswegen und auf Geheiß der Kirche. Er bittet deswegen den Kurfürsten, dem Kapitel kraft aufhebenden Erzbischöflichen höchsten Amtes aufzuerlegen, ihn ohne fernere Ausflüchte aufzunehmen. Das ganze hat einen delikaten Hintergrund: Neid und Mißgunst am Mainzer Hof. Das Verlangen des Mainzer Weihbischofs, sich den Dispens von der Kurie in Rom zu holen, sieht demnach wie eine Falle aus: wird dies dort abgeschlagen, kann es der Kurfürst hier nicht mehr gewähren. Wird es gewährt, ärgert sich der übergangene Kurfürst. Bessel durchschaut das: es würde einen Eingriff in

die Erzbischöfliche Jurisdiktion und Autorität bedeuten und würde Präzedenzfälle schaffen. Darauf kann er sich nicht einlassen, „obwohlen mich sothane Dispensa alhier nichts als ein Einziges wortlein kosten thäte“⁴⁵).

Drei Wochen später erlaubt er sich, den Kurfürsten nochmal zu erinnern, da die Kapitelsitzung bevorsteht, auf der entschieden wird⁴⁶). Der Kurfürst wählt einen dritten Weg: er holt ein Gutachten ein. Der Gutachter, Johannes Joachimus in Bari, zögert, denn er ist „zweifach an dem Handel interessiert“, also befangen, will jedoch dem Kurfürsten zu Diensten sein. Er nennt die fünf Bedingungen, die für die Aufnahme in das Kapitel erfüllt werden müssen: 1. und 2. betreffen bestimmte Abgaben, 3. das Aufnahmebegehren, 4. den Kapiteleid und 5. die Haltung der prima residentia. Er selbst hätte für 9 Monate 100 Taler zahlen müssen, obwohl er legitim nur kurze Zeit abwesend war. Die erste Residenz mit Geld loszukaufen, hält er jedoch für eine üble und sündhafte Sache⁴⁷).

In seiner Antwort an Bessel schließt der Kurfürst aus dem Gutachten, daß von Bessel als einem rei publicae causa abwesenden, also im Namen und im Interesse des Staates, weder eine persönliche Anwesenheit noch Geld dafür gefordert werden könne. Sollte gegen alles Vermuten das Kapitel trotzdem noch darauf bestehen, so „werden Wir schon hülfz zu schaffen wissen“⁴⁸).

Im Nachsatz kann er mitteilen, daß Dechant und Kapitel ihn per procuratorem aufnehmen wollen⁴⁹). Dem Kapitel teilt er mit, die Bitte Franz Bessels als legitim und billig anzusehen. Wegen der besonderen Umstände werde kein Präzedenzfall geschaffen⁵⁰). Es wäre seine Pflicht, schreibt er an das Vikariat, für den zu sorgen, „welchen wir als der Erste Erzbischof und Kurfürst im Reich zu den ganzen katholisch- und geistlichen Wesens, besonders aber zu aller Untergebenen stifter besten an das allerhöchste geistliche

Oberhaupt der Christenheit abgeschickt haben“⁵¹).

Nur fünf Jahre sollte seine Tätigkeit in Rom dauern, unterbrochen und später gelähmt durch seine Krankheit. Dann raffte ihn ein früher Tod dahin. Seine kaiserliche Agententätigkeit übte er unter drei Herren aus: Zuerst und bis Sommer 1720 unter Kardinal Francesco del Guidice, dann unter Kardinal Michael Friedrich Graf Althann, der aber im Mai 1722 Statthalter in Neapel wurde und seinen Botschafterposten an den spanischen Jesuiten Kardinal Alvaro Cienfuegos abgab. Drei Päpste waren sein diplomatisches „Gegenüber“: Clemens XI. bis 1721, dann Innozenz XIII., bei dessen Wahl Franz Bessel mit im Konklave war, und der im März 1724, kurz vor seinem eigenen Tod starb. Ihm folgte Benedikt XIII.

Während es bei den meisten Gesandten der deutschen Fürsten in Rom vielfach um persönliche und private Dinge ging (Versorgung von Angehörigen mit kirchlichen Stellen, Heiratssachen usw.), kamen bei der Vertretung von Mainz — und erst recht bei der kaiserlichen Botschaft — übergreifende Dinge zur Sprache und Entscheidung. Sie sind heute freilich meist vergessen und nur noch Fachleuten bekannt. Am markantesten scheint noch die Erhebung Wiens zum Erzbistum zu sein (1723).

Große Bedeutung hatte damals der Streit um die Jansenisten. Gegen diese erließ Clemens XII. 1713 die Konstitution „Unigenitus“. Bedeutende Hilfe leistete Abt Gottfried Bessel in Göttweig mit umfangreichen Abhandlungen zum Thema in lateinischer und deutscher Sprache, sowie Gutachten für den Kaiser, welche wiederum Franz Bessel in Rom zugute kamen⁵²). Politische Themen waren der Streit um den Besitz von Comacchio, einer kleinen Hafenstadt an der Adria. Auch hier tat sich neben Franz Bessel sein Bruder Gottfried hervor. Göttweig und sein Abt erweisen sich als eine Art Relaisstation zwischen Mainz, Wien und Rom, nicht zu vergessen den Reichsvizekanzler Friedrich Karl

von Schönborn, der in Wiens Nähe begütert war (Göllersdorf) und mit dem Abt Bessel engen Kontakt pflegte.

Ich breite aus der Fülle der Akten ein Beispiel aus: Nach dem Tode des Kurfürsten Karl von der Pfalz (1695) erhob Ludwig XIV. für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte (die bekannte „Liselotte von der Pfalz“) Ansprüche auf Teile der Pfalz. Dies führte zum Pfälzischen Erbfolgekrieg, in dessen Verlauf die Pfalz durch Mélac verwüstet wurde, Frankreich mehrere Siege errang, letztlich aber doch verlor. Im Frieden von Rijswijk mußte es alle rechtsrheinischen Eroberungen und Lothringen herausgeben, nicht jedoch Straßburg und die Reunionsgebiete. Der aus pfälzischen Diensten kommende, dann kaiserliche Bevollmächtigte Seilern hatte in Geheimverhandlungen mit den Franzosen eine Vereinbarung getroffen, daß dort eingeführte Veränderungen zugunsten der Katholiken gewahrt bleiben sollten. Durch Johann Wilhelm von der Pfalz waren die Franzosen zur Forderung der Klausel „*religione tamen catholica Romana in locis sic restitutis in statu, quo nunc est, remanente*“ veranlaßt worden, die als Artikel 4 in den Vertrag einging.

Von den Protestanten wurde gegen diese Klausel Sturm gelaufen. Sie widerspräche den Bestimmungen des Westfälischen Friedens, bekannt unter der Formel „*cuius regio — eius religio*“, wonach der Landesherr über die Religion in seinen Gebieten zu entscheiden habe.

Wie wir von anderen Gebieten auch wissen, überschritten sich oft weltliche und Diözesangrenzen. So gehörten auch dort nun Gebiete des protestantischen Pfälzers kirchlich zu Mainz oder auch zu anderen Diözesen. Als nun im pfälzischen Gebiet die Bestimmungen über Gottesdienst, Kirchen und Pfründen der Katholischen nicht eingehalten wurden, wandte sich der betroffene Mainzer Kurfürst Lothar Franz in einem Schreiben direkt an Papst Clemens XI. und unterrichtete gleichzeitig seinen Residenten Franz

Bessel⁵³). Die protestantischen Fürsten wurden beim Reichstag in Regensburg vorstellig und drohten mit Gewalt (*ferrum et devastatio*). Noch hoffte der Mainzer Kurfürst auf ein Machtwort des Kaisers, da man sich auf beweiskräftige Dokumente aus dem Reichsarchiv stützen zu können glaubte.

Franz Bessel überreichte das kurfürstliche Schreiben an den Papst persönlich. Clemens XI., so schreibt Bessel, „scheint sich recht wehmütig zu bezeigen über die apparente Gefahr, so dem *articulum pacis Riswicensis* bevorsteht und sagte resignierend: (Übersetzung) „Aber, was soll man sagen, was glaubt denn der Herr Kurfürst, was wir machen sollen oder auch nur machen können?“⁵⁴)

Bessel setzte nun die Lage genauer auseinander, appellierte an die Stellung des kirchlichen Oberhauptes und fuhr schließlich mit stärkerem Geschütz auf: die Protestanten drohten nämlich, sich in dieser Sache mit Frankreich zu verständigen. Nun sagte Papst Clemens XI. ein scharfes Schreiben an den König von Frankreich zu, „*un breve nervosissimo*“, und schreibt auch gleich an den Kurfürsten⁵⁵). Die Protestanten drohten darauf „mit würllicher Ziehung des schwerdts“ und ließen verlauten, Frankreich habe „seine alle nur thunliche Assistenz versprechen lassen“. „Seine Heylichkeit sahen sehr übel und kränklich aus“, wußte Bessel nach dieser Mitteilung während einer neuerlichen Audienz zu berichten⁵⁶).

Der Kurfürst hatte Bessel Kopien dessen, was die Protestanten in Regensburg überreicht hatten, zukommen lassen und möchte von ihm gern wissen, was von kaiserlicher Seite in dieser Sache am Römischen Hof geschehen sei, was Bessel als kaiserlichem Agenten ja bekannt sein mußte. Das sogenannte „*Corpus Evangelicum*“ (die Protestanten) verbinde sich nämlich mehr und mehr.

Nun kann sich Bessels Doppelfunktion und diplomatisches Geschick voll entfalten. Durch kluges Taktieren konnte tatsächlich ein drohender Krieg verhindert werden. Zu-

sammenschluß und Einigkeit der katholischen Fürsten in der Sache wurden durch gleichlautende Schreiben manifestiert. Das drohende Eingreifen Frankreichs brachte Kaiser und Papst auf den Plan. Jener gab ein heiliges Versprechen ab, an den Friedensschlüssen nach den Religionskriegen festzuhalten und beide Seiten gleich zu behandeln. Das einigende, wenn auch lockere Band des Westfälischen Friedens für das Reich, auf den die Katholischen einlenkten, ermöglichte dem Kurfürsten doch noch, das „Exercitium catholicae religionis“ wieder herzustellen, und der Kaiser konnte ihm weitgehende Unterstützung gewähren.

Franz Bessel ist auch anderen Mitgliedern des Hauses Schönborn verpflichtet. Ich greife heraus: Kardinal Damian Hugo, Bischof von Speyer (1676—1743). Bessel will 1721 nach dem Tode von Clemens XI. mit ins Konklave. Er weiß nur noch nicht, wer ihn mitnehmen wird. So setzt er auf Kardinal Damian Hugo. Eine Reihe von Briefen und Konzepten, die sich im Gräflisch Schönbornschen Archiv Wiesentheid erhalten haben, geben uns Einblick in seinen taktischen Plan. Am 19. III. 1721 schreibt er, daß der Kardinal bei seiner Reise nach Rom nicht viele Leute mitnehmen solle, weil er sich gleich ins Konklave verfügen müsse, das Monate dauern kann. Die „fressenden Pfänder“ seien bei den „tewren circumstantia temporum überflüssig“. Gleichzeitig offeriert er sich selbst⁵⁷). Er hat Mitbewerber. Ein Dr. Trenner verweist auf seine halbjährige Kurialpraxis und bittet, „einige gnädigste reflexion auf seine wenige person“ zu machen⁵⁸). Einmal hat man den Eindruck, als wolle Bessel einen Konkurrenten ausstechen. Wenn nämlich ein Abbate von Sinzendorf sich die Ehre ausbitten wollte, mit Damian Hugo Konklavist zu werden, so solle er sich mit ihm nicht einlassen, lasse Kardinal von Althann sagen, der den Genannten nicht im Konklave sehen wolle. Damian Hugo könne als Entschuldigung vorbringen, er hätte wegen eines Konklavisten zu seiner Begleitung den Kardinal

von Althann ersucht, jemanden zu finden. Sinzendorf solle sich doch an diesen wenden!⁵⁹)

Zwei Tage später ist entschieden: Ein kaiserlicher Kurier bringt Franz Bessel die Order, sich mit dem Kardinal Tschudij ins Konklave zu begeben. Er könne der kaiserlichen Partei „in Einem so höchstimportanten negotio, in quo de summa rerum agitur, nuz- und nöthig sein“⁶⁰). Damian Hugo muß sich noch am Abend seiner Ankunft auch ins Konklave begeben. Gewählt wird Michel Angelo Conti, der sich Innocenz XIII. nennt. Am 9. XII. 1721 berichtet Damian Hugo von seiner Rückreise aus Bruchsal. Inhalt und Ton des Briefes zeugen davon, daß Franz Bessel während der Zeit des Konklave das Vertrauen des Kardinals gewonnen hat (wenn er es nicht schon besaß; denn dies ist das erste erhaltene Briefkonzept an ihn). Vor Viterbo, wird berichtet, sei einer der Schimmel krepirt, dann der Gepäckwagen hinabgestürzt, und wenige Tagreisen vor Bruchsal hat „der Merckel die fahrläßigkeit gehabt . . . mein Hertzig und schönes Möbgen in einem Huth in der Chaise allein sitzen lassen dahe es dann durch einen sturz herausgeworffen, und gleich durch daß rath ist zerschmettert worden, es ist nicht zu glauben wie wehe mir dieses gethan alß ich eß vernohmen“⁶¹).

Bessel soll nun noch für den Transport des Silbers und der anderen Sachen (Kisten mit Weißzeug, Büchern und Tapeten) sorgen. Wir erfahren, daß sich der Kardinal in Rom hat porträtieren lassen (Bessel mußte das Bild mit 10 Dukaten auslösen). Die weiteren Briefe zeugen von der Vielfalt der Aufträge an Bessel. Da geht es lang und breit darum, einige Ballen Tücher, die dem Kardinal in Rom anscheinend als „Sonderangebot“ aufgedrängt worden waren, wieder zu verkaufen. Bessel soll auch das besorgen. Aber zum angesetzten Preis will sie niemand abnehmen. Die Farbe — blau — sei jetzt aus der Mode. So wandern die Ballen hin und her, werden aus- und eingepackt, werden naß, bekommen Stockflecken. Sie nach Speyer zu

schicken, lohnt die Fracht schon nicht mehr. In Bologna verliert sich ihre Spur. Dann wieder soll Bessel dies und das beschaffen, von Lorbeersamen bis zu zwei heiligen Leibern für die Markgräfin von Baden.

Natürlich geht es auch um Wichtigeres bei Damian Hugo: Abtwahl in Kempten, Bischofswahl in Konstanz. Der Kardinal kommt aber hier nicht zum Zuge, trotz aller Bemühungen Bessels, und als dieser eine Aussicht auf das Bistum Lüttich eröffnet, und anbietet, „was mein ganzes wenig bluth dahir darzu Contribuire Kan, will ich gern so willigst als schuldigst offeriren“⁶²), da will Damian Hugo sein Speyer mit nichts mehr tauschen.

Bessel hat alle Kräfte und all sein Geschick auch für Damian Hugo wie für manchen anderen eingesetzt, wie er es in einem Brief an ihn versprochen hatte: „Gleichwie ich von dem allmächtigen Gott mir Keine grössere gnad ausbitte, als genugsame Cröfften und gelegenheit nicht allein allen meinen wenigen Schweis, sondern mein ganzes Leben zu EwEr Hochfürstl. Eminenz und dero ganzem Hauses, nützlichen Diensten Sacrificiren zu Könne, als werde nach ahntrieb meiner ohnsterblichen schuldigkeit nicht allein in dem überschickten, sondern in allen übrigen Dero gnädigsten Befehlen prudenter, secrete et fideliter operiren“⁶³).

Auch wenn uns Heutigen diese Sprache fremd ist, wir müssen sie als Ausdruck der Zeit sehen. Auch hier finden wir Barock, und hinter der Fassade den Menschen. Man muß lernen, nicht in jedem Ausdruck einen Topos, eine Phrase zu suchen. Vertrauter freilich klingt die Sprache in den Briefen an seinen Bruder. Ihm gegenüber verwendet er oft auch recht plastische und drastische Formulierungen, so wenn er von der „Hartlaibigkeit des alhisigen Hoffs“⁶⁴) spricht, wo man warten lernen muß. Oder: er müßte sehen, „wie Serenissimus beim ohr zu bekommen wäre“⁶⁵).

Ungeduldig, wenn er sagt: „... man solle doch Endlich das Kind zum Tauffstein tra-

gen“⁶⁶). Mit klarem Blick sieht er, wie man den ganzen schwerfälligen Apparat vereinfachen und effektiver gestalten könne und macht dazu brauchbare Vorschläge. Aber — wie sich doch die Zeiten auch gleichen können — auch damals fürchteten nicht wenige, ihre schönen Pöstchen könnten wegrationalisiert werden. Ausländer haben immer noch die meisten Stellen bei den deutschen Gesandtschaften inne, ja auch in Deutschland gingen immer mehr geistliche Stellen an Italiener, die „ihre magere Suppen mit dem fett der teutschen Pensionen, auf welche ihr appetit schon so lang abziehlet... schmelzen“⁶⁷).

1722 erhält Franz Bessel einige Nachzahlungen und Anweisungen für Sonderausgaben, dringend benötigte Gelder. Neben den laufenden Ausgaben — trotz sparsamer Haushaltsführung und geschickter Finanzgebarung — schlug immer mehr ein Posten zu Buche: die hohen Arztkosten bei fortschreitender Krankheit. Bessel spricht wenig darüber. Mehr erfahren wir von seinem Sekretär Rota, der einen selbständigen Briefwechsel mit Abt Bessel führte⁶⁸). Die Energie, mit der sich Franz Bessel immer wieder aufraffen konnte, schien die Ärzte die Schwere der Erkrankung nicht erkennen zu lassen, sie sprachen sogar von bloßer Hypochondrie. Sein unerschütterlicher Optimismus schien selbst den Bruder zu täuschen. Auffällig ist nur der immer wiederkehrende Wunsch, Italien verlassen zu können. Mit einer bescheidenen Stelle wäre er an jedem Orte Deutschlands zufrieden, am liebsten freilich in der Nähe seines Bruders oder seiner Liebblingsschwester Eva in Erfurt. Noch in seinem letzten erhaltenen Briefe — er ist an seinen Bruder gerichtet — spricht er davon. Dort heißt es aber auch: „(ich bin nun) dahin reduziert, mich heben, legen und putzen zu lassen, als wie eine Kreatur“⁶⁹).

Am 24. Mai 1724 wurde er von seinen Leiden erlöst. Ein umfangreicher Obduktionsbericht hat sich erhalten⁷⁰) und eine Reihe von schweren Krankheiten enthüllt. Chefarzt

Dr. Hans Dietl/Buchen hat ihn erstmals nach modernen Erkenntnissen entschlüsselt. Das Ergebnis habe ich 1974, zum 250. Todestage von Franz Bessel in der Zeitschrift des Bezirksmuseums Buchen, „Der Warturm“, veröffentlicht⁷¹⁾. Gravierendste, wenn auch nicht letzte Todesursache war ein Leberabszeß.

Begraben wurde er auf seinen testamentarischen Wunsch hin⁷²⁾ in der Kirche Sancta Maria de Anima in Rom, wie Abt Bessel auch in seinem „Chronicon Gotwicense“ berichtet⁷³⁾. Von der geplanten Errichtung eines Marmorepitaphs in der Kirche ist im Briefwechsel Rota — Abt Bessel mehrfach die Rede⁷⁴⁾. Ob es ausgeführt wurde? Heute ist dort keines mehr zu finden.

Ein umfangreiches Inventar der beiden in Rom von ihm bewohnten Paläste ist überliefert und harret der Veröffentlichung. Ein Haushalt von größerem Zuschnitt tut sich da auf und erlaubt uns vielerlei Einblicke in das Leben eines Mannes von seinem Stande in damaliger Zeit. Bibliothek, Kunstgegenstände, Pretiosen, Kutschen, Pferde, Waffen, Jagdhunde, alles wird bis ins einzelne genau beschrieben, gemessen, gewogen, geschätzt. Einiges davon kam nach Göttweig und hat sich dort erhalten. Aus der Gemäldesammlung allein 67 Bilder, die im Jahre 1983 anlässlich der Jubiläumsausstellung des Stiftes erstmals der Öffentlichkeit gezeigt wurden⁷⁵⁾. Bessel hielt sich einen eigenen Maler, den er für besser hielt als den „Albrecht Schmierer“⁷⁶⁾ (Anklang an Dürer) des Abtes von Melk. Keines der erhaltenen Bilder aber zeigt uns Franz Bessel selbst. Aus Briefen und Akten müssen wir ihn uns vergegenwärtigen. P. Emmeram Ritter, der frühere Archivar des Stiftes Göttweig, hat zusammen mit mir die Göttweiger Bestände daraufhin gesichtet und alles auf ihn Bezügliche einem schon von Abt Bessel begonnenen Aktenband beigelegt⁷⁷⁾.

Franz Bessels lauterer, gerader Charakter, der alle Probleme ohne Umschweife anging, die Dinge ungescheut beim Namen nannte,

konnte ihm nicht lauter Freunde schaffen, er hat aber viele wahre gehabt.

In den Fußstapfen seines Bruders bewegte er sich und machte sich dessen Erfahrungen und Ratschläge zunutze. Was wir von ihm wissen, ist, daß er selbständig genug war, ohne Nachahmung seinem Bruder nachzuleben. Ob er ihn erreicht, ob er ihn wohl gar übertroffen hätte? Die um ihn waren, glaubten dies.

Anmerkungen

¹⁾ Friedrich Noack, Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. Berlin und Leipzig 1927 (Neudruck Aalen 1974), Bd. 1, S. 147

²⁾ Wie Anm. 1, S. 147

³⁾ Brief an Abt Gottfried Bessel (1672—1749), Rom 27. II. 1723. Archiv Göttweig (AGö), Bessel-nachlaß R-V-25 (unpaginiert)

Über Gottfried Bessel:

Helmut Brosch, Gottfried Bessel, Sein Leben und Wirken, in: Badische Heimat. Ekkhart 1973, S. 98—106

Hrsg. Franz Rudolf Reichert, Gottfried Bessel (1672—1749) = Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte Bd. 16. Mainz 1972

Ildefons Fux OSB, Geschichte des Stiftes Göttweig 1083—1983, St. Ottilien 1983

Clemens Anton Lashofer OSB, Professebuch des Benediktiner-Stiftes Göttweig, St. Ottilien 1983

⁴⁾ Abseits der Heerstraße, Wanderungen durchs Badische Frankenland. Buchen 1929/30

⁵⁾ Matriculae Parochiae Buchensis Bd. 1, Bl. 20 r, Pfarrarchiv Buchen. Siehe auch: Helmut Brosch, Die Familie Bessel. In: F. R. Reichert, Gottfried Bessel (wie Anm. 3)

⁶⁾ Wie Anm. 5, Bd. 1 Bl. 72 r

⁷⁾ Wie Anm. 5, Bd. 1 Bl. 72 r

⁸⁾ Wie Anm. 5, Bd. 2 Bl. 40 v: „Baptizatus e(st) Jo(hann)es Franciscus f(ilius) D(omini) Jo(hann)is Georgij Bessel Colonelli Satrapiae Amorbacensis, et uxoris ei(us) Annae Mariae Patrin(us) Nicolaus Mückler.“

⁹⁾ Bibliothek Göttweig (BGö), Handschriftenband 688 (unpag.)

¹⁰⁾ BGö, Hs. 686 Bl. 42

¹¹⁾ BGö, Hs. 686 Bl. 44

¹²⁾ Stadtarchiv Erfurt, 1—1/10 B 13—46, S. 197

¹³⁾ Am 8. IX. 1712, Pfa Buchen, Bd. 2, Bl. 200 v. Ein Epitaph, gestiftet von Abt Gottfried Bessel, in der Stadtkirche Buchen

- 14) Verstorben 3. IX. 1706 PfA Buchen, Bd. 2 Bl. 195 v. Zum Andenken an seine Eltern ließ Abt Bessel in Buchen eine Kapelle bauen
- 15) Nicolaus *Seeländer*, Erfurter Medailleur und Stecher. Von Leibniz gefördert. Er fälschte in größerem Umfang mittelalterliche Brakteaten und verkaufte sie u. a. an Abt Bessel in Göttweig
- 16) Köln, Wilhelm Metternich 1715. Siehe dazu auch: 900 Jahre Stift Göttweig 1083—1983, Ausstellungskatalog Nr. 1183, S. 659 ff.
- 17) Bamberg 21. VII. 1714, BGö Hs. 684 (unpag.)
- 18) Johann Alberich Bauer an Abt Bessel, Bamberg 30. XII. 1714, BGö Hs. 687 S. 17
- 19) BGö Hs. 687 S. 17
- 20) BGö Hs. 690 (unpag.)
- 21) Graf von Schönborn'sches Archiv Wiesentheid (AWh), Korrespondenz Lothar Franz, Fasz. 125
- 22) BGö Hs. 687, S. 51 f.
- 23) J. A. Bauer an Abt Bessel, Mainz 7. VIII. 1717, BGö Hs. 689, S. 44
- 24) Wie Anm. 23
- 25) BGö Hs. 683 S. 155—171
- 26) Wie Anm. 25, S. 156 f.
- 27) Wie Anm. 25, S. 157
- 28) Wie Anm. 25, S. 156
- 29) Wie Anm. 25, S. 158
- 30) Wie Anm. 25, S. 162
- 31) Wie Anm. 25, S. 166
- 32) BGö Hs. 687, S. 51
- 33) Brief Melchior's an Abt Bessel, Rom 14. I. 1719, BGö Hs. 690
- 34) Brief Melchior's an Abt Bessel, Rom 11. II. 1719, BGö Hs. 690
- 35) Brief Friedrich Karl von Schönborn an Abt Bessel (Kopie), Wien 3. VIII. 1719, BGö Hs. 688
- 36) Brief Lothar Franz an Franz Bessel, 4. I. 1719, AWh, Briefwechsel L. F., Fasz. 126
- 37) Rom 11. I. 1719, AWh, Briefwechsel L. F., Fasz. 594
- 38) J. A. Bauer an Abt Bessel, Mainz 25. IV. 1719, BGö Hs. 689 S. 45 und Mainz 15. V. 1719, BGö Hs. 689 S. 35
- 39) Brief J. A. Bauer, Pommersfelden, März oder April 1719, BGö Hs. 689 S. 47
- 40) Kopie AGö, R-V-25
- 41) Kopie AGö, R-VII
- 42) Brief Abt Bessel an Kurfürst Lothar Franz, Göttweig 2. XI. 1719, AWh, Briefw. L. F., Fasz. 126
- 43) Wien, Kays. Universal Bancalitet 22. VIII. 1722 (Abschrift), AGö R-V-25
- 44) Abt Gottfried Bessel an die Spanische Kammer (Consilium Hispano-Aulicum) Wien 10. XII. 1723, AGö R-V-25
- 45) Brief Franz Bessel an Kurfürst Lothar Franz, Rom 28. IX. 1720, Öst. Staatsarchiv Wien, Haus-
- Hof- und Staatsarchiv, Geistliche- und Kirchensachen, Fasz. 44a, f. 110—112
- 46) Rom 18. X. 1720, wie Anm. 45, f. 113
- 47) Johannes Joachimus an Kurfürst Lothar Franz, Bari 20. X. 1720, wie Anm. 45, f. 114—115
- 48) Kurfürst Lothar Franz an Franz Bessel, Bamberg 30. X. 1720 (Konzept), wie Anm. 45, f. 116
- 49) Kurfürst Lothar Franz an den Kanzler zu Mainz, Gaibach 20. IX. 1720 (Konzept), wie Anm. 45, f. 118
- 50) Kurfürst Lothar Franz an das Capitulum ad gradus in Mainz, Gaibach 1. XI. 1720 (Konzept), wie Anm. 45, f. 119
- 51) Kurfürst Lothar Franz an das Vikariat Mainz, Gaibach 29. XI. 1720 (Konzept), wie Anm. 45, f. 122
- 52) BGö Hs. 683, S. 515—586 und S. 729—763
- 53) Kurfürst Lothar Franz an Papst Clemens XI., Mainz 2. I. 1720 (Kopie), wie Anm. 45, Fasz. 42, f. 803 f. und 807
- 54) Franz Bessel an Kurfürst Lothar Franz, Rom 28. I. 1720, wie Anm. 45, Fasz. 42, f. 805 f.
- 55) Papst Clemens XI. an Kurfürst Lothar Franz, Rom 3. II. 1720, wie Anm. 45, Fasz. 42, f. 801
- 56) Franz Bessel an Kurfürst Lothar Franz, Rom 31. VIII. 1720, wie Anm. 45, Fasz. 42, f. 813 und 815
- 57) Franz Bessel an Damian Hugo, Rom 19. III. 1721, AWh Damian Hugo, Korrespondenz mit Franz Bessel, Fasz. 217, f. 3
- 58) Dr. Adam Rudolph Trenner an Damian Hugo, Rom 4. V. 1721, wie Anm. 57, f. 5
- 59) Franz Bessel an Damian Hugo, Rom 2. V. 1721, wie Anm. 57, f. 11
- 60) Franz Bessel an Damian Hugo, Rom 4. V. 1721, wie Anm. 57, f. 13
- 61) Damian Hugo an Franz Bessel (Konzept), Bruchsal 9. XII. 1721, wie Anm. 57, f. 21 f.
- 62) Damian Hugo an Franz Bessel (Konzept), o.O. 20. VII. 1723, wie Anm. 57, f. 63
- 63) Franz Bessel an Damian Hugo, Rom 8. X. 1721, wie Anm. 57, f. 19
- 64) Franz Bessel an Abt Gottfried Bessel, Rom 6. III. (?) 1723, AGö, R-V-25
- 65) Franz Bessel and Abt Bessel, Rom o.D., AGö, R-V-25
- 66) Franz Bessel an Abt Bessel, Rom 27. II. 1723, AGö, R-V-25
- 67) Wie Anm. 64
- 68) AGö R-V-25, Briefwechsel Rota — Abt Bessel
- 69) Franz Bessel an Abt Bessel, Nettuno 15. IV. 1724, AGö, R-V-25
- 70) Dr. Pietro Ciascone, Rom 25. V. 1724, AGö R-V-25
- 71) Helmut *Brosch*, Zum 250. Todestag von Johann Franz Bessel. In: Der Wartturm, NF, 9. Jahrgang, Juni 1974

⁷²⁾ Kopie des Testaments vom 23. V. 1724, AGö, R-V-25

⁷³⁾ Chronicon Gotwicense, Tegernsee 1732, p. 866

⁷⁴⁾ AGö, R-V-25, Briefwechsel Rot—Abt Bessel

⁷⁵⁾ 900 Jahre Stift Göttweig 1083—1983. Ausstellungskatalog S. 408—428

⁷⁶⁾ Franz Bessel an Abt Bessel, Rom 13. II. 1723, AGö, R-V-25

⁷⁷⁾ AGö, R-V-25 (ausgenommen: in Handschriftenbände der Bibliothek Göttweig fest Eingebundenes)

Neu erschienen:

Heinrich Hansjakob:
Erzbauern

Erzählungen

Illustriert von Hugo Engl

11. Auflage 1985,
307 Seiten, Leinen,
DM 26,80.

Selbstverlag der Stadt
Haslach i. K., Rathaus,
7612 Haslach i. K.
Zu beziehen durch jede
Buchhandlung oder direkt
bei der Stadtverwaltung
Haslach i.K., 7612 Haslach i.K.

Wa isch Weihnachte?

*Isch Weihnachte a Huddlete, weil me
schier gar nimme nochkunnt mit allem,
wa me erledige sott?*

*Isch Weihnachte e Rennede wäge de Rumsuecherei
noch bassende Gschenke?*

*Isch Weihnachte e Agäbede, weil manche nu
no hochkarätige Schmuckstücke sich wünschet?*

*Isch Weihnachte e Vekrampfede fir selle, wo
niene richtig dehom sind?*

Naa, des isch it Weihnachte!

*Weihnachte isch erschd denn Weihnachte,
wenn's ko Hetzede me isch und wenn d'Mensche
ufenand eigond, mitenand schwätzed, sich
anenand hebed, niemed dusse sctoh lond,
de Liebe Düre ufnached und des alles zämme
au no noch de Fierdig fertig bringet.*

ROSEMARIE BANHOLZER wurde am 10. Februar 1925 in Konstanz am Bodensee geboren, sie ist hier aufgewachsen und zur Schule gegangen. Sie besuchte die Höhere Handelsschule und war anschließend im Kriegsdienstesatz in Oberrot bei Gaildorf, Backnang bei Stuttgart und im Elsaß. Nach Kriegsende zunächst als Sachbearbeiterin im Service de Statistique de Gouvernement Française in Konstanz tätig, wurde Rosemarie Banholzer dann im Südverlag, Konstanz, angestellt. Von 1948 bis 1976 gab sie die Berufstätigkeit wegen Heirat und Erziehung ihrer fünf Kinder auf und arbeitete nur aushilfsweise oder als Urlaubsvertretung. Seit 1977 ist sie als Redaktionssekretärin beim SÜDKURIER tätig.

Die ersten Verse in Schriftdeutsch und alemannischer Mundart hat sie schon in jungen Jahren zu den verschiedensten Anlässen geschrieben. Seit 1978 verfaßt Rosemarie Banholzer die Mundartkolumne *s Frichtle monnt...* im Konstanzer Anzeiger sowie Glossen und Kurzberichte. 1980 gab sie ihr erstes Mundartbuch *100 und no meh...*, 1981 das zweite mit dem Titel *Des und sell* sowie die zweite Auflage des ersten Buches im Eigenverlag heraus.

„Wiewoll ich hab gesündet sehr . . .“

Die Reuerinnen in Freiburg

Johannes Werner, Elchesheim

Nullum est tam grave peccatum, quod non possit per paenitentiam aboleri.

Keine Sünde ist so schwer, daß sie nicht durch Reue getilgt werden könnte.

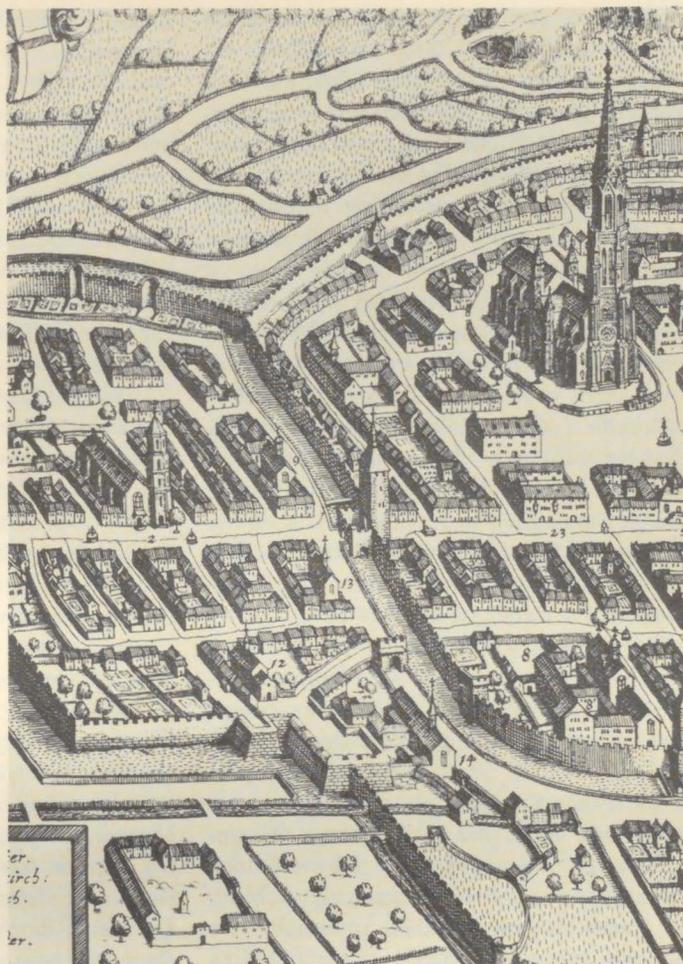
Anselm von Canterbury

Auf dem Kupferstich, den Matthäus Merian in seiner 'Topographia Alsatae' von 1644 der Stadt Freiburg gewidmet hat, findet sich links unten, also am nordwestlichen Rand¹⁾, als Nr. 14 noch ein kleiner klösterlicher Bau, der hier 'Zun Reweren' heißt: d. h. 'Zu den Reuerinnen'. Nur wenige werden wissen, was damit gemeint war. Eine Colmarer Chronik, die aus dem späten 13. Jahrhundert stammt, mag da erst einmal weiterhelfen.

„Der Orden der Frauen, welche man die Reuerinnen nennt, soll auf folgende Weise entstanden sein. Es war ein Geistlicher namens Rudolf, der dem Herrn nach dem Maße seiner Kraft treu diente. Als dieser einst in der Gegend von Worms seinen Geschäften nachgehend von Dorf zu Dorf zog, fand er an einem Kreuzwege öffentliche Dirnen sitzen. Da er nun zu ihnen gekommen war, fiel der Geist des Herrn auf ihn, so daß er den Stock ergriff und die Dirnen schlagen wollte. Sie aber sprachen: 'O Herr, wir sind schwach und können auf keine andere Weise unsern Lebensunterhalt erwerben; gebt uns nur Brot und Wasser, so wollen wir in allen Dingen euren Willen tun'. Als er das vernommen hatte, führte er sie in die Stadt, mietete ihnen ein Haus, verschloß sie fest darin und verschaffte ihnen, so gut er konnte, Lebensunterhalt. Er dingte nämlich einen Knecht, der täglich für sie in der ganzen

Stadt Brot erbetteln mußte. Da erbarmten sich die Leute der Weiber, gaben ihnen reichlichen Unterhalt und empfahlen Rudolfs Werk auf alle Weise. Als dieser nun sah, daß seine Tätigkeit vielfachen Anklang fand, ging er in verschiedene Städte, sammelte die öffentlichen Dirnen und verschaffte ihnen auf die erwähnte Weise ihre notwendigen Bedürfnisse. Dieser Rudolf gab den Weibern geistliche Gewänder und nannte sie auf lateinisch poenitentes, zu deutsch 'die Reuerin(nen)'. Ihre Kleider waren weiße Untergewänder, lange weiße Skapuliere, lange Mäntel, weiße leinene Obergewänder, leinene Kopfbedeckungen. Darauf ging jener Rudolf an den Papst und erlangte von ihm die Leitung und die Bestätigung seines Ordens.²⁾ Soweit also der Colmarer Chronist, ein Dominikaner, über den Ursprung der „seltsamsten unter den zahlreichen Ordensgründungen seines Jahrhunderts“³⁾; er hat, ungeachtet vielleicht einer leichten Stilisierung ins Legendenhafte, das Wichtige daran gut getroffen.

Auch diese Ordensgründung war, wie noch jede, eine Reaktion auf eine ganz bestimmte geschichtliche und gesellschaftliche Situation⁴⁾: hier auf die Entstehung und Ausbreitung der öffentlichen Prostitution. Sie ging Hand in Hand mit dem Anwachsen und Aufblühen der Städte, die einerseits vielerlei fremdes Volk anzogen, auch weibliches, das hier sein Glück zu machen oder doch wenigstens sein Leben zu fristen hoffte; die andererseits viele männliche Bürger beherbergten, die — als Kleriker, Studenten oder Soldaten — oft ungewollt zur Ehelosigkeit verpflichtet



Matthäus Merian, *Die Stadt Freyburg* (1644); Ausschnitt

waren. Diesem doppelten Bedürfnis trugen seit 1200 auch die kleinsten deutschen Städte dadurch Rechnung, daß sie sogenannte 'Frauenhäuser' einrichteten.⁵⁾ Auch in Freyburg gab es lange ein solches Bordell; es hieß "Haus zur kurzen Freud"⁶⁾.

Den fahrenden Frauen, von denen im Bericht des Colmarer Chronisten so unverblümt die Rede ist, ging es nun noch wesentlich schlechter als ihren städtischen, leidlich integrierten und versorgten Schwestern. Aber sie lebten — der Not gehorchend, nicht dem Triebe — so hin und hatten, wie sie ja selber sagen, keine andere Wahl. In ihrer Klage,

wie sie jener Chronist wohl weniger zitiert als vielmehr aus eigenem Wissen rekonstruiert, erscheint unversehens ein Stück soziale Wirklichkeit: nämlich der Frauenüberschuß, der aus manchen Gründen⁷⁾ für das Mittelalter typisch und notorisch war und die vorhin beschriebene Situation noch um etliche Grade verschärfte. Die vielen Frauen, die sich nicht verheiraten konnten, drängten zunächst in die sich ständig vermehrenden und vergrößerten Klöster, gründeten auch selber welche, notfalls auch — nach Art der Beginen — außerhalb der bestehenden Orden, die sich dieser Gründungen aber doch

irgendwann annehmen mußten. Zeitweise gab es etwa in Köln 140, in Straßburg 60 Häuser solcher Art.⁸⁾ (Wenig später entstand vor allem in den oberrheinischen Frauenklöstern eine spezifische Mystik und aus ihr eine Kunst, worin sowohl die eh und je erlittenen Versagungen als auch deren mißlungene Verdrängung und Verklärung noch sichtbar sind.⁹⁾)

Denen aber, die den Anschluß an diese religiöse und zugleich soziale Frauenbewegung erst einmal verpaßten oder verschmähten, blieb nicht viel anderes übrig als sich unters fahrende Volk der Pilger, Bettler, Gaukler, Gauner und auch Huren zu mischen. Und wie so oft (und wie etwa auch im Fall der Aussätzigen, auch in Freiburg¹⁰⁾ trat da die Kirche auf den Plan mit dem Versuch, die, die aus dem gesellschaftlichen Gefüge herausgefallen waren, wieder in dieses einzugliedern, sie also zu resozialisieren. Sie tat es durch jenen Priester Rudolf, Propst zu Hildesheim, der es wagte, für die ehemaligen Prostituierten einen eigenen Orden zu gründen.

Dies erwies sich bald als eine Lösung des Problems; weder der von Innozenz III. unterstützte Vorschlag, die betreffenden Frauen doch noch zu verheiraten, noch der in Frankreich und Italien unternommene Versuch, sie in bloß lokalen Gemeinschaften zu sammeln, hatte einen ähnlichen Erfolg gehabt.¹¹⁾ Rudolf gab ihnen also eine feste Organisation, eine Ordensregel und wohl ebenso das Ordenskleid, das der Colmarer Chronist beschreibt (und das, wie jedes andere, die Abwendung des Menschen von der Welt und zugleich seine Umwandlung anzeigen sollte¹²⁾). Nach ihm wurden sie vielfach 'Weißfrauen' genannt, während sie sonst eben 'Reuerinnen' oder auch 'Magdalenerinnen' hießen. Denn ihr Vorbild war Maria von Magdala, jene Jüngerin Jesu, die aufgrund einer alten kirchlichen Überlieferung einerseits mit Maria von Bethanien, andererseits aber mit der namenlosen Sünderin gleichgesetzt wurde, von der es heißt: „Ihre

vielen Sünden sind vergeben, weil sie viel geliebt hat“ (Lk 7,47) — in der Tat ein tröstliches Vorbild. Um diese Maria Magdalena, wie übrigens auch um eine andere Sünderin und Büsserin namens Maria Aegyptiaca, rankte sich im Mittelalter ein ganzer Kranz von Legenden¹³⁾, was der Altar des Lucas Moser in Tiefenbronn bei Pforzheim, gemalt 1431, noch deutlich bezeugt. Und noch das späte Passionsspiel von Freiburg, das freilich auf früheren Textstufen aufbaut, läßt sie auftreten und sagen:

„O güetiger herr Jesu Christ,
Der du unnser erlöser bist,
Und du das lamb gottes wuerst gemelt,
Das hin nimbt alle sündt der welt,
Ich pith dich durch die martter dein,
Du wellest mir sünderin gnedig sein.
Verczeih mir armen weibs bild jung!
In dich secz ich all mein hoffnung,
Du wöllest mich mit deinen gnaden
Bewaren vor ewigen schadenn.
Wiewoll ich hab gesündet sehr,
So ist doch deiner barmherzigheit mehr,
Und dein nachlassung also gross,
Wie dein erbarmung ist grundtloss.
Und gib mir gnad, das ich fürtan
Uff erd mein leben böseren kann.
Das pit ich dich von grundt meins herczen,
Erlöss mich durch dein pitern schmerzen,
Dann ich ein arme sünderin.
O son Davids, erbarm dich mein.“¹⁴⁾

Dies hätten auch die Reuerinnen sagen können.

Ihre förmliche kirchliche Anerkennung als Orden erhielten die Reuerinnen schon 1227, als Gregor IX. sie der Benediktinerregel und den Konstitutionen der Zisterzienser unterstellte; 1232 gab er ihnen stattdessen die den Verhältnissen angemessenere Augustinerregel in Form der Institutionen der Dominikanerinnen von S. Sisto in Rom. Sie schrieben ein Leben in strenger Klausur und unter harter Askese vor; die Frauen beschäftigten sich mit Handarbeit, soweit ihre Zeit nicht durch kanonisches Gebet und religiöse Übungen ausgefüllt war. Ihre Priorin wähl-

ten sie aus ihren Reihen selbst.¹⁵⁾ Sie waren Nonnen wie andere auch — ihre Vergangenheit war vergessen. Seit 1251 nahmen sie zunehmend unbescholtene Kandidatinnen auf, die den anderen als Vorbild und Hilfe dienen oder auch stellvertretend Sühne leisten sollten.

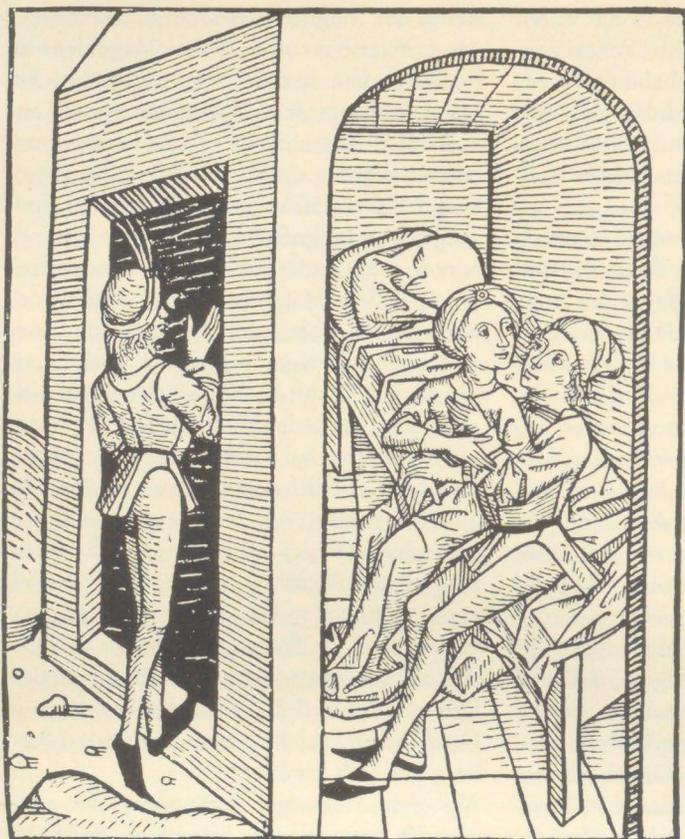
Das Freiburger Kloster muß schon ziemlich früh entstanden sein. (Wenn diese Darstellung es jetzt wieder entschiedener ins Auge faßt, so war es ihr doch nie daraus entschwunden. Schon der erste Historiker der Reuerinnen schrieb zu Recht, „dass die Geschichte eines einzelnen Klosters dieses Ordens, will man sich nicht in mikrologische Detailforschung rein lokalen Interesses verlieren und darüber die Entwicklung des Klosters als Glied des Ganzen vernachlässigen, nicht gut thunlich ist ohne eine genauere Kenntniss der Geschichte des Ordens, als sie uns bis jetzt zu Gebote steht“¹⁶⁾.) Anders läßt es sich nicht erklären, daß sich im Stadtarchiv von Freiburg eine am 10. März 1247 in Lyon gefertigte Urkunde befindet, worin Innozenz IV. den Erzbischöfen und Bischöfen befiehlt, die büßenden Schwestern von der hl. Maria Magdalena Almosensammeln zu lassen¹⁷⁾; zweifellos stammt das Dokument aus der Freiburger Niederlassung, die es zum Beweis ihrer Berechtigung benötigte und also in jenem Jahr bereits bestanden haben muß. Immerhin sind die Reuerinnen in Basel schon 1230, in Straßburg schon 1233 bezeugt.

Von jenem Jahr an wird das Freiburger Kloster noch oftmals urkundlich faßbar: teils im Zusammenhang mit irgendwelchen Geschäften, Stiftungen oder Schenkungen, teils aber auch aus wichtigeren Gründen. Was sich in den Archivalien von Freiburg derart abzeichnet, ist die Geschichte dieses Klosters und die des Ordens überhaupt.¹⁸⁾

Im Jahre 1286 beauftragt der Kardinallegat Johannes, Bischof von Tusculum, den Provinzial der Dominikaner in Deutschland, die in Verfall geratenen Reuerinnenklöster zu besuchen und zu bessern.¹⁹⁾ Im Jahr 1289 be-

stätigt der Magister des Dominikanerordens den Schwestern von St. Maria Magdalena zu Freiburg, daß sie durch den päpstlichen Legaten Johannes dem Dominikanerprovinzial und durch diesen dem Prior zu Freiburg unterstellt worden sind.²⁰⁾ Im Jahr 1296 appelliert der Dominikanerprior Bertold zu Freiburg gegen Eingriffe in die Leitung des Freiburger Magdalenenklosters („monasterii sancte Marie Magdalene extra muros Vriburgenses“) seitens des Bischofs von Konstanz oder etwaiger päpstlicher Richter am päpstlichen Stuhl; mehrere Schwestern sind abtrünnig geworden.²¹⁾ Im Jahr 1309 bitten die Reuerinnen zu Freiburg den Bischof von Konstanz um Wiederaufnahme in den Dominikanerorden, von dem sie sich kurzzeitig gelöst haben.²²⁾ Im selben Jahr beauftragt Bischof Gerhard von Konstanz den Dominikanerprovinzial in Deutschland, das Magdalenenkloster zu Freiburg wieder in den Orden aufzunehmen.²³⁾ Im Jahr 1316 reduziert Egeno, Prior des Dominikanerordens in Deutschland, das Reuerinnenkloster zu Freiburg auf 30 Schwestern.²⁴⁾

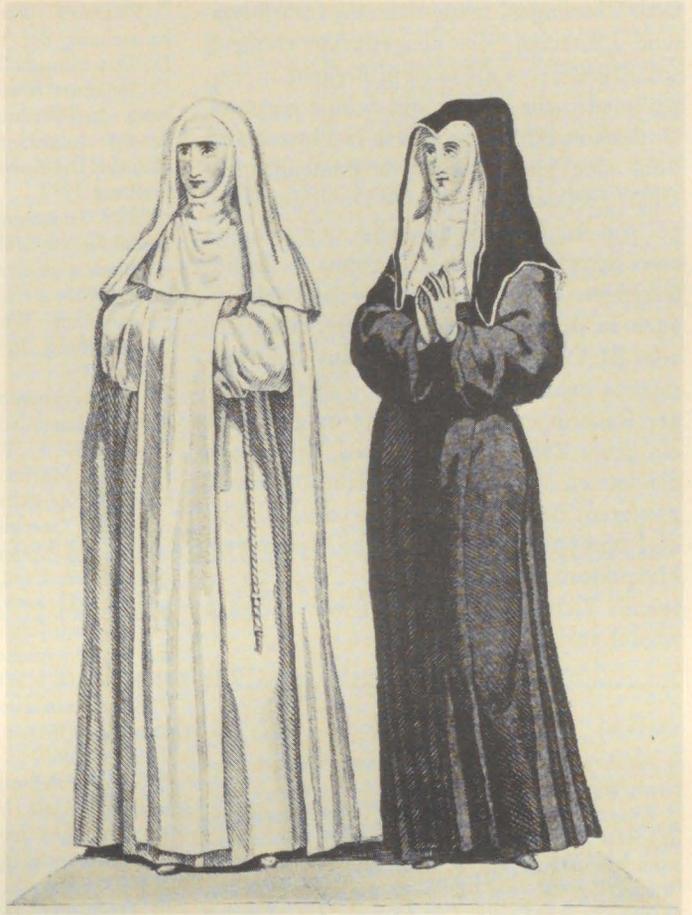
Aus den Freiburger Urkunden, die noch manche interessante Einzelheit enthalten, geht deutlich hervor, wie das einst eigenständige Kloster immer mehr den Dominikanern inkorporiert und von diesen schließlich, in jeder Beziehung, radikal saniert wurde. Die Beschränkung der Mitglie­derzahl war wohl auch eine Notwendigkeit in einer Zeit, in der immer noch viele Frauen in die Klöster drängten, ohne daß diese wirtschaftlich gesichert gewesen wären. So lebten 1237 in den fünf neu errichteten Frauenklöstern von Straßburg fast 300 Nonnen, obwohl die Mittel kaum für ein Drittel davon reichten; und 1245, ein Jahrzehnt nach der Gründung und im Jahr der Anerkennung, lebten in Adelhau­sen bei Freiburg schon 70 Nonnen adliger Herkunft.²⁵⁾ — Ähnlich erging es, mit einer noch zu nennenden Ausnahme, allen Klöstern der einstigen Reuerinnen; ein erstaunliches Unternehmen, die Resozialisierung von Prostituierten in Form eines religiösen Or-



*Im Frauenhaus (deutscher
Holzschnitt, 15. Jhdt.)*

dens, war damit, auch für Freiburg, beendet. Jene alleinige Ausnahme war — und ist — das Magdalenerinnenkloster, das um 1320 zu Lauban in Schlesien gegründet wurde. Nach einer sehr wechselvollen Geschichte drohte es 1945 schon unterzugehen, konnte sich jedoch 1952 zu Seyboldsdorf in Bayern neu konstituieren, wo es heute noch existiert.²⁶⁾ Freilich ist die Zahl der Konventualinnen seither von 56 auf 25 zurückgegangen; ihnen stehen aber zwei junge polnische Schwestern aus einer Gründung bei, die inzwischen am alten Ort und unter dem alten Namen neu entstand.²⁷⁾

Von Anfang an hatte dieses erst spät entstandene Kloster mit dem Orden zwar den Namen, nicht aber die ursprüngliche Aufgabe gemein. Sie wurde immer mehr von den 'Schwestern vom Guten Hirten' übernommen, die um 1830 aus zwei gleichgesinnten, im 17. Jahrhundert gestifteten Genossenschaften hervorgingen und eigene Institute für 'Büßerinnen' und 'Magdalenerinnen' umfaßten.²⁸⁾ In Wiener-Neudorf leiteten sie einst die einzige Frauenstrafanstalt von Österreich; aber auch in Baden wirkten — und wirken — sie, nun vor allem durch Mädchenheime, mit Erfolg.



Ordenskleid der Reuerinnen

Die letzten Nonnen von St. Maria Magdalena in Freiburg taten sich 1651, nach der Zerstörung ihres Klosters durch den Dreißigjährigen Krieg, mit denen von St. Katharina in Adelhausen zusammen; doch schon 1677 wurde die so gebildete Gemeinschaft von den Franzosen vertrieben und zog mit der von St. Mariä Verkündigung, die ebenfalls aus Adelhausen fliehen mußte, in das 1687–1694 neuerbaute 'Adelhauser Kloster' im Innern der Stadt; ihnen folgten noch die Nonnen von St. Agnes aus der Lehener Vorstadt. Dieses 'Neukloster' oder 'Weiße Kloster', wie es, im Unterschied zum 'Schwarzen Kloster', nach der Ordenstracht auch hieß,

umschloß nun alle Frauenkonvente der dominikanischen Observanz, die alle im selben 13. Jahrhundert gegründet worden waren. Im Jahr 1786 traten ihm schließlich noch die Schwestern des Regelhauses St. Katharina de Senis 'auf dem Graben' und die Regelschwestern 'zum grünen Wald' bei. Aber die Säkularisation beendete nun die Geschichte auch dieses Klosters, indem ihm ab 1806 die Aufnahme von Novizinnen verboten war; nur als 'Lehr- und Erziehungsinstitut' durfte es noch bis 1867 bestehen bleiben.²⁹⁾

Aber auch dies war noch nicht das letzte Wort. Eine kleine Gruppe von Adelhauser Konventualinnen zog noch im selben Jahr

nach Überlingen, später dann ins vorarlbergische Lauterach; die neugestärkte Gemeinschaft ließ sich 1904 auch in Bregenz nieder, wo wieder ein Kloster mit Schule entstand. Und schon 1855 hatte sich in Neusatzek bei Bühl eine kleine karitative Frauengemeinschaft gebildet, die 1859 die Dominikanerregel von Adelhausen übernahm und sich von zwei Schwestern dieses Konvents in ihr unterrichten ließ.³⁰⁾ So lebte — und lebt — auch in der 'Kongregation der Schwestern vom III. Orden des hl. Dominikus' von Neusatzek immer noch etwas von den Freiburger Reuerinnen fort; auch sie ist gleichsam ein neuer Zweig am alten (und, wie gerade die letzten Kapitel gezeigt haben, weiterverzweigten) Baum der Ordensgeschichte. Von ihm sagt das Motto von Monte Cassino, dem Hauptkloster der Benediktiner: „Succisa virescit“. Wenn er umgehauen wird, schlägt er wieder aus.

Literatur

- ¹⁾ Am heutigen Friedrichsring, etwa zwischen Merianstraße und Fahnenbergplatz.
²⁾ Zit. nach Kurt Köster, Mainz in der Geschichte des Reuerinnen-Ordens. In: Jahrbuch für das Bistum Mainz 3 (1948), S. 243—272; hier S. 243.
³⁾ Ebd.
⁴⁾ Vgl. Walter Dirks, Die Antwort der Mönche. Geschichtsauftrag der Ordensstifter. 3. Aufl. Olten und Freiburg 1968.
⁵⁾ Wolfgang Sorge, Geschichte der Prostitution. Berlin 1919, bes. S. 255—301; Lujo Bassermann, Das älteste Gewerbe. Eine Kulturgeschichte. Wien und Düsseldorf 1965, bes. S. 99—138.
⁶⁾ Rolf Süß, Hochgericht und Lasterstein. Rechtsleben im alten Freiburg. Freiburg 1980, S. 104.
⁷⁾ Eduard Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1 (= Renaissance). München o.J. (1909?), S. 267f.
⁸⁾ Max Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Bd. 3. 2. Aufl. Paderborn 1908, S. 526—528; Herbert Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik. 4. Aufl. Darmstadt 1977, S. 319—354.

⁹⁾ Johannes Werner, Frauenfrömmigkeit. Zur Entstehung der mittelalterlichen Andachtsbilder. In: Das Münster 1/1982, S. 21—26.

¹⁰⁾ Johannes Werner, Die Aussätzigen von Freiburg. In: Freiburger Almanach 33 (1982), S. 43—47 (u. ö.); Ingeborg Hecht, Der Siechen Wandel. Die Aussätzigen im Mittelalter und heute. Freiburg 1982.

¹¹⁾ Zur Gesamtgeschichte des Ordens vgl. fortan: André Simon, L'Ordre des Pénitentes de Ste. Marie-Madeleine en Allemagne au XIII^e siècle. Fribourg 1918.

¹²⁾ Johannes Werner, Das Ordenskleid. Eine Nachprüfung. In: Erbe und Auftrag 4/1982, S. 277—283.

¹³⁾ Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz. Berlin 1963, S. 508—521 bzw. 310—313.

¹⁴⁾ Ernst Martin (Hrsg.), Freiburger Passionsspiele. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 3 (1873), S. 1—206; hier S. 58f. (= V. 1415—1434). Siehe den Titel. — Vgl. auch Johannes Werner, Wie die Freiburger die Passion spielten. In: Freiburger Almanach 31 (1980), S. 31—37.

¹⁵⁾ Der lateinische Regeltex (,constitutiones sororum sancte Marie Magdalene“) bei Simon, a.a.O. S. 154—169.

¹⁶⁾ H. Grotefend, Die büssenden Schwestern der heiligen Maria Magdalena in Deutschland. In: Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. 6 (1881), S. 301—316; hier S. 314.

¹⁷⁾ Freiburger Urkundenbuch Bd. 1. Freiburg 1940, S. 85f. (= Nr. 98).

¹⁸⁾ Vgl. zum folgenden die kurze urkundliche Darstellung bei Simon, a.a.O. S. 114f. — Simon kennt und nennt nur 49 Häuser dieses Ordens, fast durchweg im deutschsprachigen Gebiet; im engeren Umkreis sind dies, neben Freiburg, besonders Straßburg und Basel, aber auch Weißenburg, Hagenau, Speyer und Pforzheim.

¹⁹⁾ Freiburger Urkundenbuch Bd. 2. Freiburg 1951, S. 47f. (= Nr. 37). — Die Anweisung versteht sich aus dem damals allgemeinen Verfall aller Ordensdisziplin zum einen und zum anderen aus der besonderen Gefährdung des hier betretenen Milieus, der, wie es scheint, der Ordensstifter selber inzwischen erlegen war (vgl. Simon, a.a.O. S. 66f.).

²⁰⁾ Freiburger Urkundenbuch Bd. 2. Freiburg 1951, S. 84f. (= Nr. 72).

²¹⁾ Ebd. S. 230—233 (= Nr. 203).

²²⁾ Freiburger Urkundenbuch Bd. 3. Freiburg 1957, S. 116f. (= Nr. 148).

²³⁾ Ebd. S. 117f. (= Nr. 149).

²⁴⁾ Ebd. S. 285f. (= Nr. 385).

²⁵⁾ Grundmann, a.a.O. S. 199—318.

²⁶⁾ Paul Skobel, Das Jungfräuliche Klosterstift zur Heiligen Maria Magdalena von der Buße zu Lauban in Schlesien von 1320—1821. Hrsg. u. ergänzt bis zur Gegenwart von Edmund Piekorz. Stuttgart und Aalen 1970.

²⁷⁾ Nach einer frdl. Mitteilung der derzeitigen Frau Priorin, M. Margaretha, in einem Brief an den Autor (25. 2. 1984).

²⁸⁾ Heimbucher, a.a.O. S. 384—386; Adam Wie-

nand (Hrsg.), Das Wirken der Orden und Klöster in Deutschland. Bd. 2. Köln 1964, S. 276—281.

²⁹⁾ König, Zur Geschichte der Freiburger Klöster. In: Freiburger Diöcesan-Archiv 12 (1878), S. 291—303; Ingeborg Krummer-Schroth, Bilder aus der Geschichte Freiburgs. Freiburg 1970, S. 177—180; Hermann Brommer, Freiburg, Adelhäuser Klosterkirche (= Kleine Kunstführer 1090). München und Zürich 1976, S. 2—5; Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811. Überlingen 1980, S. 133.

³⁰⁾ Wienand, a.a.O. S. 240f.

200 Jahre Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe 1785—1985

Von der fürstlichen Privatsammlung zum öffentlichen Museum

Gaston Mayer, Karlsruhe

Naturkundemuseum

*Wie alles geworden in Jahrmillionen,
Das Leben und die Erde die wir bewohnen,
Kristalle, in Höhlen und Klüften entstanden,
Das uralte Leben in steinernen Banden,
Der Pflanzen und Tiere zahllose Gestalten,
Die „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten“,
Das Werden und Sein im natürlichen Reigen,
Das will das Museum uns lehren und zeigen!*

Gaston Mayer

Als Caroline Louise, erste Gemahlin des Markgrafen, späteren Großherzog von Baden Carl Friedrich am 8. 4. 1783 unerwartet bei einem Aufenthalt in Paris starb, hinterließ sie eine bedeutende Naturaliensammlung als Ergebnis einer 20jährigen intensiven Sammelstätigkeit¹⁾.

Die Mineralien, die den Hauptteil der Sammlung ausmachten, waren zum Zeitpunkt ihres Todes mit ziemlicher Sicherheit

bereits im Erdgeschoß des zu diesem Zweck 1760—1768 erbauten Gebäudes am Ostflügel des Schlosses (heute Verwaltungsgebäude des Landesmuseums), das außerdem noch die Hofbibliothek und die Hofapotheke beherbergte, untergebracht, während der Großteil der zoologischen Objekte noch in verschiedenen Räumen des Schlosses lagerte. Diese sollten nach einem nicht mehr zur Ausführung gelangten Plan der Markgräfin einmal auf einer den Saal umlaufenden Galerie aufstellung finden. Die Räumlichkeiten dieses Naturalienkabinetts waren bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten geblieben. Sie bestanden nach Valdenaire (1931)²⁾ aus einem die Länge des Gebäudes durchgehenden, mit neun Arkadenbogen gegliederten Mittelgang und den an den Seiten eingerichteten Sammlungsräumen, die mit einer Galerie überbaut waren, welche hinter die mit

Entschuldigtes Compendium

Als ich den meinen Reisen im Jahr
1785 wieder fünf zuvordere, an-
zustehen mit der demselben Gesandten
Partey und Minister des Polen
das ich nun seynlich die Briefe über
das fieschliche Ministerium. Cabinet über
auszuweisen sollten, und bestellte selbst
wiederum andere Gesandten und
nach gesessig aufstellen und veran-
misten, das der fünf Briefe
und Briefe des fieschlichen Ministeriums
das dem Ministerium folgen, fiesch
Abgaben selbst davon liegen, die Natur-
stoffe der der Wissenschaft und fiesch.
Herrn Beschreibungen zu fünf der-
selben, die fieschlichen Com-
pendium, das auch zu erhalten und
zu sammeln.

Die „Geburtsurkunde“ der Landessammlungen für Naturkunde in einem Tätigkeitsbericht Gmelins von 1825, aus dem der ungefähre Zeitpunkt des Beginns seiner Anstellung als Direktor des Museums hervorgeht

modernem Kompositkapital endigenden Arkadenpfeiler eingesetzt war und mit niederer, gefelderter Voutendecke abschloß.

Noch zu Lebzeiten der Markgräfin im August 1782 war der junge Carl Christian Gmelin (geb. 18. 3. 1763 Badenweiler, gest. 26. 6. 1837 Karlsruhe) von Straßburg kommandiert, wo er 4 Jahre Medizin und Naturwissenschaften studiert hatte, in Karlsruhe dem Fürstenpaar vorgestellt worden, wobei ihm der Minister von Edelsheim die Direktion des Naturalienkabinetts sowie die Aufsicht über die fürstlichen Gärten nach Beendigung seines Studiums, das er in Erlangen fortsetzen wollte, in Aussicht gestellt hatte.

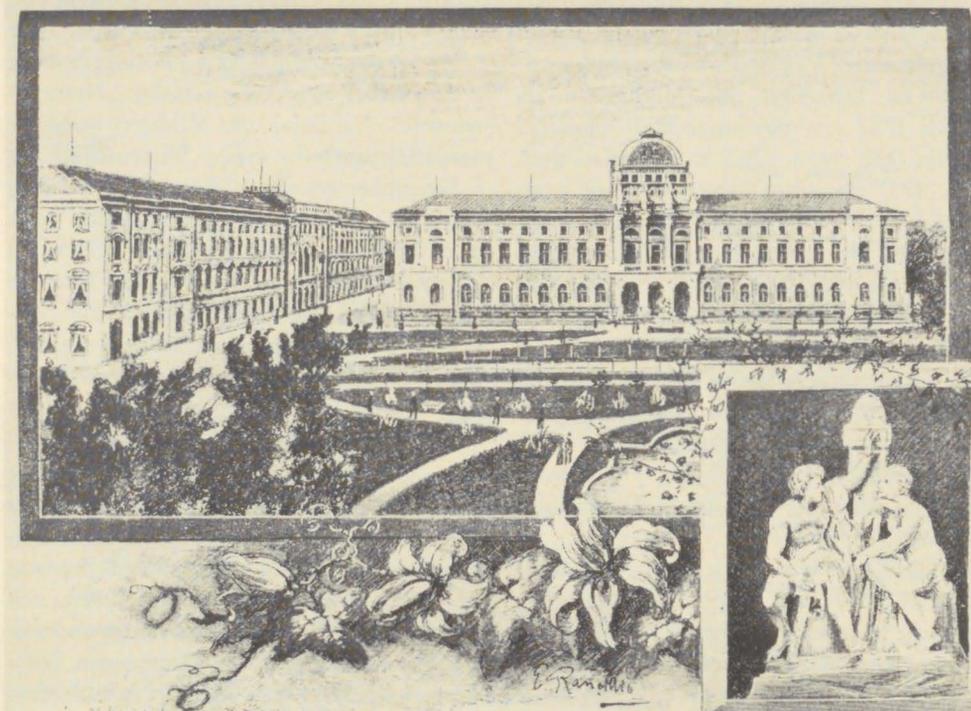
Dieses beendete er im Frühjahr 1784, erwarb im April den medizinischen Doktorgrad nach einer öffentlichen Verteidigung „auf dem Catheder“ der in seiner Inauguraldissertation „Consideratio generalis filicum“ über die Farne aufgestellten Thesen, wobei er sich „allgemeinen Beyfall“ erwarb und kehrte dann nach Karlsruhe zurück. Hier erhielt er von den Ministern von Hahn und von Edelsheim den mündlichen Auftrag, „die botanischen Gärten, Treib- und Pflanzenhäuser zu durchsehn und zu beobachten“ und über den Erfund zu berichten. Nach einer Reise in den Schwarzwald unterzog er sich noch der

Staatsprüfung in der Arzneikunde. Als er von dem Minister von Hahn gefragt wurde, ob er nebst der Arzneikunde kein Lieblingsstudium gehabt habe, antwortete Gmelin: „Naturgeschichte“. Auf Befehl des Ministers wurde er daraufhin auch in dieser Wissenschaft am 6. September geprüft. „Alle seine Antworten bewiesen, daß er mit vielem Fleiß diese Kenntniße auf Academien müße angebaut haben und daß er mit seinen guten Talenten und dieser feinen Anlage dereinst mit Nutzen für diese Wissenschaft arbeiten werde“. Gmelin wurde daraufhin als Lehrer am Gymnasium angestellt und erhielt die Lizenz im Badischen zu praktizieren.

Laut Anordnung vom 1. Oktober erhielt er ein Gratiale von 250 Gulden auf ein Jahr aus dem neuen Gymnasiumfond unter der Bedingung, daß er dafür wöchentlich 6 Stunden am Gymnasium die Mineralogie lesen, sich dabei auf die Zoologie präparieren und solche mit der Botanik im kommenden Sommerhalbjahr vortragen solle. Da er außerdem mineralogische Vorlesungen für Handwerker und Künstler halten sollte, fühlte er sich genötigt am 19. November darum zu bitten, daß diese Vorlesungen noch auf einige Zeit aufgeschoben werden möchten, „weil sie anders eingerichtet seyn müßen, als für Studio-

Das erste Naturalienkabinett im Seitengebäude des östlichen Schloßflügels, im Vordergrund die Hofapotheke, im Erd- und Zwischengeschoß dahinter das Naturalienkabinett, darüber die Hofbibliothek





Friedrichsplatz mit dem Gebäude der „Vereinigte Großherzogliche Sammlungen“. Der linke Flügel beherbergte das Naturalienkabinett. Zeichnung von E. Ranello aus Th. Cathiau (Karlsruhe und seine Umgebung. Zürich 1890).

sis, wen sie ihren erwünschten Nutzen haben sollen“. Er begründete diese Bitte um Aufschub wie folgt: „Da ich auf Akademien keine Gelegenheit hatte, mich auf Technologie zu legen, die doch bey diesen Vorlesungen höchst nöthig ist, bin ich noch nicht im Stande, sie mit vielem Nutzen zu unternehmen, werde aber diesen Winter mich in die Technologie umsehn, und in dieser Wissenschaft so viel möglich perfectioniren, daß mit der Zeit auf gnädigste Befehle diese Vorlesung der Mineralogie für Handwerker und Künstler halten kan“.

Er beschloß deshalb zum Zwecke seiner Weiterbildung noch einmal Erlangen aufzusuchen. Sein Vorhaben wurde genehmigt und Gmelin reiste im April nach Erlangen, hörte einige Fächer der praktischen Naturge-

schichte, der praktischen Pharmacie, besuchte das Klinikum und beschäftigte sich vorzüglich mit medizinischer, naturhistorischer und ökonomischer Encyclopädie. Nach Absolvierung einer Reise nach Sachsen und Böhmen traf er am 26. Oktober wieder in Karlsruhe ein und unternahm darauf noch eine Reise nach Badenweiler zu seinen Eltern und nach Basel.

Als er von dieser Reise zurückkehrte, waren 2 Physikate, Mahlberg und Kirchberg frei, auf die er Anspruch hatte, er verzichtete jedoch auf Anraten darauf und erhielt zu seinen 250 Gulden Gehalt eine Zulage von 50 Gulden mit dem Bedeuten, daß er außer seinen Vorlesungen am Gymnasium bald ganz andere Geschäfte und damit auch höherer Gage sich zu erfreuen haben werde. Der Mi-

nister von Edelsheim eröffnete ihm ferner, daß er nun sogleich die Aufsicht über das Naturalienkabinett übernehmen und dasselbe nebst seinen anderen Geschäften, dem Lehramt am Gymnasium sowie der Aufsicht über die fürstlichen Gärten nach und nach gehörig aufstellen und ordnen solle.

Mit diesem nicht exakt feststellbaren Datum im Spätjahr 1785 beginnt die Geschichte des markgräflichen, dann kurfürstlichen, schließlich großherzoglichen Naturalienkabinetts, den heutigen Landessammlungen für Naturkunde, die somit in diesem Jahr ihr 200jähriges Bestehen als öffentliches selbständiges Naturkundemuseum feiern können³⁾.

Anmerkungen

¹⁾ Einzelheiten siehe Lauts J., Karoline Luise von Baden. Ein Lebensbild aus der Zeit der Aufklärung, Karlsruhe 1980. (S. 213—232: Das Naturalienkabinett).

²⁾ Das Karlsruher Schloß. — Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ Nr. 39, Karlsruhe 1931.

³⁾ Aus diesem Anlaß brachte das Museum eine reich illustrierte Schrift „Vom Naturalienkabinett zum Naturkundemuseum 1785—1985“ heraus, die eingehend die wechselvolle Geschichte des Museums beschreibt und jedem interessierten Besucher empfohlen werden kann.

Das alte Naturalienkabinett

1785 im östlichen Seitengebäude des Schlosses untergebracht, erster Direktor war Carl Christian Gmelin (1762—1837), seine Nachfolger: Alexander Braun (1805—1877) und Moritz Seubert (1818—1878). 1875 wurde das neu errichtete Sammlungsgebäude am Friedrichsplatz bezogen.

Naturforscher von Rang und Namen

*Die gingen hier ein und aus,
Hoher Adel und Fürsten kamen,
Schauten die Schätze im Haus.*

*Gmelin war der erste Direktor,
Botaniker von Format,
Auf mineralogischem Sektor,
Schätzte man auch seinen Rat.*

*Er wirkte ein halbes Jahrhundert,
Goethe war bei ihm zu Gast,
Hat Vieles im Hause bewundert,
Man kannte noch keine Hast.*

*Braun folgte, dann Seubert, die beiden
Brachten viel Neues herbei;
Das Museum war räumlich bescheiden,
Bald war kein Plätzchen mehr frei.*

*Der Großherzog Kosten nicht scheute,
Ließ bauen ein großes Haus,
Am Friedrichsplatz steht es noch heute,
Besucher gehn ein und aus! Gaston Mayer*

Abraham a Sancta Clara als Pädagoge

Friedemann Maurer, Tübingen

Erich Marquardt zum Sechzigsten Geburtstag

I. Zur Frage der allgemeinen Volksbildung im Zeitalter des Barocks

Die einseitige Orientierung der pädagogischen Geschichtsschreibung an den protestantischen Territorien Mittel- und Norddeutschlands

Es sind die Gestalten der großen Reformdidaktiker Ratke und Comenius, die der deutschen Bildungsgeschichte des 17. Jahrhunderts ihren Stempel aufgedrückt haben. Wichtig für das Verständnis ihrer Wirkung ist der günstige Umstand, daß ihre Bestrebungen sich mit dem wachsenden Interesse des Staates an Erziehungs- und Schulfragen vereinten. Der straff geleitete Territorialstaat des Absolutismus mit seiner besonderen Wirtschaftsverfassung erforderte ganz anders als bisher den mit nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüsteten und für eine bestimmte Berufsaufgabe vorbereiteten Untertanen. Doch neben dieser neuen weltlichen Begründung der Volksbildung stand immer noch das ältere reformatorische Motiv der theologischen Laienschulung. „Gerade wegen dieser Vereinigung geistlicher und weltlicher Zwecke“, schreibt W. Flitner, „erfreute sich das reformdidaktische Programm des Beifalls der protestantischen Reichsstände, die hier erst den Weg zur Durchführung der reformatorischen Ansprüche an die Laien gebahnt sahen“¹⁾.

Aus diesem Geist entstanden dann eine Reihe von Landesschulordnungen, fast ausschließlich von protestantischen Fürsten Mittel- und Norddeutschlands erlassen, zur Errichtung eines einheitlichen Volksschulwesens mit all-

gemeiner Schulpflicht²⁾. Zweifelsohne begründete der Eifer und die Aufgeschlossenheit der protestantischen Obrigkeiten einen Vorsprung ihrer Territorien vor den katholischen Ländern auf dem Weg zu einer staatlichen Pflichtschule, wenn man auch im Blick auf den werdenden absolutistischen Staat mit seiner sich erst nach und nach vervollkommnenden Behördenorganisation gerade auf dem Gebiet des Schulwesens den Abstand zwischen theoretischer Forderung und praktischer Durchführung nicht aus dem Auge verlieren darf³⁾. Zu Recht hat die pädagogische Geschichtsschreibung der schulpolitischen Regsamkeit eines Ludwig von Köthen, Johann Ernst von Weimar, Ernst des Frommen von Gotha, des Großen Kurfürsten und der anderen protestantischen Fürsten breiten Raum gewidmet.

Von der Entwicklung im katholischen Süden in dieser Epoche, für die ein so eminent gegenreformatorisches Phänomen wie der Barock namengebend geworden ist, erfahren wir nur wenig, einmal weil die Quellen zur reinen Schulgeschichte weit spärlicher als in den protestantischen Regionen fließen, zum anderen weil eben die Reform des niederen Schulwesens im habsburgischen Bereich erst viel später nach preußischem Vorbild unter Maria Theresia, die ja bekanntlich die Schule zu einem „Politikum“ erklärte, durchgeführt wurde⁴⁾.

Dies ist unbestritten: für eine Geschichte der allgemeinen Volksbildung, die sich wesentlich als Geschichte der Volksschule versteht, liefern die katholischen Länder des deutschen Südens und Südostens, deren Bildungswesen fast ausschließlich in den Hän-

den der nur mittelbar an der eigentlichen Volksbildung interessierten Jesuiten lag, wenig imposante Daten. Ohne Wichtiges auszulassen, kann sich eine Abhandlung zur Geschichte der deutschen Volksschule, wie etwa diejenige Eduard Sprangers, mit ihren Beispielen auf die nord- und mitteldeutschen Territorien beschränken, lediglich knapp darauf hinweisend, daß die Entwicklung in den katholischen Gebieten „teilweise anders“ verlief⁵⁾.

Das Verhältnis von geistlichem Gelehrtenstand und einfachem Volk im habsburgisch-katholischen Kulturkreis

Einer über den engeren Bereich des Schulwesens ausgreifenden Darstellung der allgemeinen Bildung im Zeitalter des Barocks, wie wir sie leider nicht besitzen, müßte eine solche Beschränkung allerdings als unverzeihlicher Mangel angekreidet werden, denn der katholische Kulturkreis hat hierzu sehr wohl seinen besonderen Beitrag zu leisten. Überhaupt scheint das Schicksal der Volksbildung im ersten nachreformatorischen Jahrhundert erst recht deutlich zu werden, wenn es im Rahmen der allgemeinen Geistesgeschichte, vor allem im Zusammenhang mit dem Prozeß der Konfessionsbildung, gesehen zu werden vermag. Die volksformende Gestaltungskraft der jungen Konfessionen hat nicht allein jene einzelnen, uns wohlvertrauten, bleibenden kulturellen Erscheinungen, wie etwa den lutherischen Choral oder die bayrisch-fränkische Barockkultur hervorgebracht, sondern in ganz verschiedener Weise Sitte und Sittlichkeit, Erziehung und Kunst, ja fast alle Lebensbereiche jener Zeit geprägt. Gerade im Barock entstand in den habsburgisch-österreichischen Landen und in den süddeutschen katholischen Gebieten eine Volkskultur *sui generis*, die von der historischen Pädagogik trotz vielversprechender Aspekte, wie sie in den Forschungen der neueren Kunst- und Sprachwissenschaft und der religiösen Volkskunde für eine Geschichte

der volkstümlichen Geistesbildung angelegt sind, noch kaum gewürdigt worden ist⁶⁾. Weit stärker als in den lutherischen und calvinistischen Ländern war hier die Kirche als Institution die bindende Grundlage des geistigen Lebens, wie auch die Geistlichkeit noch lange jene Führungsrolle beihelt, die anderswo bereits dem weltlichen Gelehrtenstand zugefallen war⁷⁾. Die Frage nach der allgemeinen Volksbildung ist so zunächst einmal die Frage nach der Volksnähe dieser geistlichen Führungsschicht, ohne die jene barocke Volkskultur der Alpenländer schlechterdings nicht denkbar ist.

Eine Erörterung dieses Problems wird seinen Ausgang nehmen müssen von den Bestimmungen des Konzils von Trient, die den Zugang zum Priesterstand für die unteren Volksschichten öffneten. Setzte doch die Trienter Synode 1563 bezüglich der Seminare beziehungsweise der Vorstufen der Alumnate fest, „daß vorzüglich die Söhne der Armen dafür erwählt werden, schließt aber die Reichen nicht aus, sofern sie sich auf eigene Kosten ernähren und Eifer an den Tag legen, Gott und der Kirche zu dienen“⁸⁾. Diese Bestimmungen, in der Folgezeit besonders auch im kirchlichen Stiftungswesen wirksam werdend, verstärkten einen für die Erneuerung des Katholizismus und dessen Wendung zur Volks- und Seelsorgekirche hin bedeutsamen sozialgeschichtlichen Vorgang, denn die neuen Reformorden des 16. Jahrhunderts hatten bereits ein Übriges getan, die Bedeutung des Adelsprivilegs für die Träger geistlicher Würden zu unterhöheln. Im Gegensatz zu den romanischen Ländern vollzog sich dieser Vorgang in den Gebieten des Heiligen Römischen Reiches nur allmählich⁹⁾.

Überhaupt stieß die Durchführung der tridentinischen Reformdekrete auf den mannigfachen Widerstand des Feudaladels in den kirchlichen Schlüsselstellungen, dem hohe Prälaturen, Kapitelsitze in Stifts- und Kathedralkirchen, Patronate und Archidiakonate,



Abraham a Sancta Clara

Abraham a Sancta Clara, Kupferstich von Philipp Kilian

oft unter grober Vernachlässigung der Seelsorgepflicht, meist ausschließlich zur Gewährleistung einer standesgemäßen Lebensführung dienten. Dieselbe Reformunwilligkeit kennzeichnete den größtenteils recht ungebildeten, nicht selten in Armut lebenden niederen Klerus, dessen Verhältnisse sich in der nachtridentinischen Zeit allerdings durch verschiedene Maßnahmen der einzelnen Bischöfe, etwa durch Zusammenlegung von

Pfründen, durch Anrechte auf Stolgebühren und Meßstipendien, wesentlich besserten¹⁰⁾. Für unseren Zusammenhang verdient festgehalten zu werden, daß die katholische Erneuerungsbewegung ihre stärksten Zentren außerhalb Deutschlands, in Italien und Spanien, später in Frankreich hatte, und daß die Regeneration des durch die Mißstände im Inneren und die Gegnerschaft des Protestantismus im Äußeren gelähmten deutschen

Restkatholizismus fast ausschließlich von Kräften durchgeführt wurde, die aus den romanischen Ländern kamen. Das hiervon herührende romanische Gepräge des deutschen Katholizismus stellt nicht nur einen religions- und kulturgeschichtlich weitreichenden Tatbestand dar, vielmehr trat damit nach den Worten E. W. Zeedens „zu den schon bestehenden glaubensmäßigen Differenzen noch ein rassischer, gemüts- und temperamentsmäßiger Gegensatz, der das Verhältnis zwischen den Konfessionen zusätzlich belastete“¹¹⁾.

Die Rekatholisierung der süddeutschen Alpenländer war vornehmlich das Werk der von den reformgesinnten Habsburgern vielfach geförderten neueren Orden der Jesuiten, der Kapuziner, der reformierten Karmeliten, der Piaristen u. a., denn nur allmählich stiegen die alten Orden und der Weltklerus wieder zu einer entsprechenden geistigen Höhe auf. Die entscheidende Rolle bei der Verwirklichung des Reformprogramms spielten die Jesuiten, wenn auch ihr Eifer einseitig der Erneuerung der gelehrten Bildung und der Ausbildung der Kleriker galt. Auf die Volksbildung jener Zeit übte dieser Orden verhältnismäßig wenig Einfluß aus. Den verdienstvollen Bemühungen der Piaristen und Ursulinerinnen um die Erziehung und Unterweisung des einfachen Volkes, der letzteren vor allem um die Mädchenbildung, kam aufs Ganze gesehen kaum Bedeutung zu.

Wohl fand die als *Pietas Austriaca* in den barocken Ruhmeswerken gepriesene Herrschertugend der Habsburger, jene in unmittelbarer Beziehung zur katholischen Restauration stehende spirituelle Unterbauung des dynastischen Herrschaftsanspruchs, einen nachhaltigen Widerhall im religiösen und kultischen Leben eines Volkes, wohl strahlte der klösterliche Geist der Orden auf breitere Kreise aus, die sich zu Bruderschaften und Laienorden zusammenschlossen; aber zwischen dem klassisch gebildeten Klerus und dem Volk klaffte eine tiefe Kluft¹²⁾. Auch hier zeigte sich der „Januskopf des Barocks“.

Das einfache Volk verharrte in Unwissenheit und entbehrte weitgehend der geistigen Führung¹³⁾. Die Geistlichkeit, auf deren engere Verbindung mit dem einfachen Volk das Trienter Seminardekret abzielte, stand zu sehr im Bannkreis des vom „Internationalismus“ des Jesuitenordens — für den Latein lebendige Verkehrssprache war — geprägten Gelehrtenschulwesens, als daß sie ohne weiteres den Weg zu einem fruchtbaren Austausch mit der Vielzahl der Ungebildeten, zu einer nachhaltigen erzieherischen Einwirkung auf die Kleinbürger, Handwerker und die ländliche Bevölkerung hätte finden könnten.

II. Die Bedeutung von Abraham a Sancta Clara für die Geschichte der Volkserziehung und -bildung

Die geistlichen Volksmänner der Bettelorden

Diesen Weg bereiteten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zunehmend die fast ausschließlich dem bäuerlichen und kleinbürgerlichen Lebenskreis entstammenden Volksmänner, Schriftsteller und Prediger der Mendikantenorden. Im Sinne des bereits erwähnten Trienter Seminardekrets wurde aus den kinderreichen und armen Familien meist ein Sohn — nicht selten sogar zwei oder drei — aus religiöser Verpflichtung zum geistlichen Beruf bestimmt und mit Vorliebe in die Obhut der reformgesinnten neueren Orden gegeben. Die damals aufblühenden Ordenschulen, unter denen die Salzburger Benediktinerhochschule für den oberdeutschen Raum eine zentrale Stellung erlangte, öffneten den Begabten den Zugang zu der gelehrten Bildung. Allerdings blieben die meisten unter ihnen trotz aller geistlichen Gelehrsamkeit „im Volkstum verwurzelte Menschen, die ein gewisses Erbgut an Überlieferung mitbrachten und sich in Ausübung ihres Predigt- und Seelsorgeamtes nie aus der Volkswelt lösen konnten“¹⁾.

Aus solcher Geistigkeit erwuchs ein Predi-

gertypus, dessen Bedeutung für die Volksbildung im Zeitalter des Barocks nicht hoch genug angeschlagen werden kann; hatte doch damals die Kanzelrede allgemeinere Aufgaben und breitere Wirkungsmöglichkeiten als heute. Sie stellte „für weite Volkskreise nach dem dürftigen Schulunterricht zeitlebens das einzige Bildungsmittel“ dar²). Wohl fanden sich auch unter den Weltgeistlichen volkstümliche Prediger, und E. Moser-Rath hebt in ihrer Sammlung „Predigtmärlein der Barockzeit“ zu Recht die beiden Altbayern Christoph Selhamer und Andreas Strobl, den Unterfranken Johann Laurenz Helbig und den Salzburger Franz Anton Oberleitner hervor, doch die überwiegende Mehrzahl geistlicher Volksmänner kam aus dem Orden³). Hier waren es vor allem die Kapuziner, welche Volksmission und Volksseelsorge zu ihrem Anliegen machten, und damit die Tradition der Predigerorden des Mittelalters, der Dominikaner und Franziskaner, fortführten. Die bärtigen Mönche mit ihren braunen Kutten sind aus dem Bild der barocken Volkskirche nicht wegzudenken: sie standen nicht nur Sonntag für Sonntag landauf landab auf vielen Kanzeln, sondern betreuten Wallfahrten, Prozessionen, Feldumritte, Bittgänge und andere fromme Übungen, in denen der Barock mehr als andere Zeiten die ihm eigentümliche Religiosität sichtbar zu machen verstand. Manchen von ihnen hat die volkstümliche Überlieferung ein Gedächtnis bewahrt, etliche sind von der neueren Predigt- und Erzählforschung oder der religiösen Volkskunde wieder entdeckt worden.

Lucianus Montifontanus, Athanasius von Dillingen, Heribert von Salurn, Clemens von Burghausen, Prokop von Templin und Martin von Cochem sind Namen, mit denen die Entwicklung der barocken Volkspredigt engste verknüpft ist. Der Umstand, daß die aufgezählten Prediger allesamt dem Kapuzinerorden angehören, mag andeuten, weshalb gerade die Kapuziner lange Zeit „als die Volksprediger schlechthin“ angesehen wur-

den⁴). Mit einer „Kapuzinerpredigt“ (Wallensteins Lager, 8. Auftritt) setzte noch Schiller demjenigen barocken Kanzelredner, der alle anderen gleichsam als „rocher de bronze“ überragt, ein Denkmal, wiewohl das historische Vorbild in Wirklichkeit gar nicht die braune Kapuzinerkutte getragen hatte, sondern dem weniger bekannten Orden der Augustiner-Eremiten angehörte. Abraham a Sancta Clara, dem Wiener Prediger und Volksschriftsteller, dessen Einfluß bis weit in die protestantische Welt hineinreichte⁵), kommt in besonderer Weise das Verdienst zu, die Wiederbegegnung zwischen Kirche und Volk gefördert zu haben.

Wenn wir auch uneingeschränkt die Meinung E. Moser-Raths teilen, daß es heute auf Grund genauerer Kenntnis und Erforschung der zeitgenössischen Predigtliteratur nicht mehr angeht, „jeden barocken Prediger nur im Vergleich mit Abraham a Sancta Clara zu betrachten“⁶), so mindert dies keinesweges die Berechtigung unseres Versuchs, sein umfassendes Wirken vom bildungsgeschichtlichen Aspekt her neu in den Blick zu bekommen. Abraham a Sancta Clara war nicht nur als wortgewaltiger Prediger eine überragende Erscheinung voll typenprägender Kraft, eine Erscheinung, deren üppige Fülle das Augenmerk der Zeitgenossen wie der Nachwelt gleichermaßen auf sich zog, sondern ein ebenso bedeutender Volksschriftsteller und Volkserzieher. Auf diesen Sachverhalt hat schon der Literaturhistoriker Wilibald Nagl in einem Aufsatz aus dem Jahre 1891 mit dem bezeichnenden Titel „die erzieherische Einwirkung Pater Abraham a Sancta Claras auf das österreichische Volk“ hingewiesen. Im Hinblick auf die für unseren Zusammenhang so wesentliche Mittlerrolle des Augustiner Barfüßermönchs zwischen Gelehrtenstand und Volk schreibt Nagl: „Die damalige geistliche Schule stand dem Volkstümlichen zu schroff gegenüber, als daß sie ohne das durch Abraham in sie hineingebrachte Element das Volk hätte an sich fesseln können“⁷). Und an anderer Stelle

fährt Nagl fort: „Wir werden uns ... nicht wundern, daß es von 1670 — 1770 in Österreich keinen bedeutsameren Schriftsteller gab, als allein unseren Abraham: denn dieser genügte allen Ansprüchen der Intelligenz wie des Volkes, und beide hatten lange an seinen Werken zu verdauen, bis jener gegenseitige Ausgleich zwischen ihnen sich tatsächlich vollzogen, welcher in Abrahams Ideen vorgezeichnet lag, und bis Intelligenz und Volk den ganzen geistreichen Apparat auf den Grund gekostet ..., mit welchem Abraham seine Ideen zu deren wirksamer Anempfehlung ausgestattet hatte ... Freilich war der geistige Process, der sich vollzog, ein social-innerlicher, nämlich der Ausgleich zwischen Geistlichkeit (oder Intelligenz) und Volk ...“⁸⁾.

Nagl macht uns auf dreierlei Dinge aufmerksam. Einmal hebt er den für das Verständnis habsburgisch-barocker Volkskultur wesentlichen, fruchtbaren geistigen Austausch zwischen Gelehrtenstand und unteren Schichten hervor, der durch die Wirksamkeit Abrahams, dessen Schriften bald als allgemeines Vorbild und unerschöpflicher Fundus volkstümlicher Predigtweise diente, maßgeblich mit in Gang gebracht wurde. Zum anderen weist er auf die bei allen Ständen gleichermaßen feststellbare Beliebtheit seiner Schriften und damit seines weitreichenden geistigen Einflusses hin, der sich trotz der zeitbedingten Form seines Werkes über seine Lebenszeit hinaus erhalten hat. Und schließlich tönt in Nagls Formulierung von dem „geistreichen Apparat ...“, mit welchem Abraham seine Ideen zu deren wirksamster Anempfehlung ausgestattet ...“, etwas durch, was auf das außergewöhnliche Lehrgeschick dieses Mannes hindeutet. Schon diese knappen Hinweise lassen die Gestalt eines Menschen sichtbar werden, der im wahren Sinne des Wortes als Volkserzieher zu gelten hat, erreichte er doch mit seinen Reden und mit seinen Schriften die gelehrten Stände ebenso wie die große Zahl der Ungebildeten — eben das ganze Volk.

Zum Leben und Wirken Abraham a Sancta Clara

Unserem Versuch, das Bild des Kanzelredners und Predigtschriftstellers nach der noch weithin unbekanntem Seite des Volkerziehers etwas weiterzuzeichnen, seien ein paar wenige Daten zu seinem Leben und Wirken vorangestellt.

Wie viele der damals in Wien führenden Köpfe kam Abraham nicht aus den Erbländen, sondern aus Schwaben. Aber er ist nicht etwa, so berichtet ein Zeitgenosse, „eines Bürgermeisters oder Patricii Sohn von Ulm, noch eines solchen vornehmen Mannes Kind aus Augsburg, noch aus Nördlingen, noch aus Constanz, noch aus Dünckelspiel, noch aus Stuttgart, noch aus Ellwangen, noch aus einer anderen berühmten Schwäbischen Stadt, sondern ein Sohn armer Leute ... im Dorffe Greenstetten, der in seinen jungen Jahren gar viel mals barfüßig unter denen Schweinen, Gänsen, Enten, Hühner usw. gestanden, und sie gehüthet, oder ihnen sonst Compagnie geleistet hat“⁹⁾. Abraham stammte also aus dem damals zur Landgrafschaft Fürstenberg gehörenden Dörfchen Kreenheinstetten, wie der richtige Name lautet, auf dem badischen Heuberg unweit Meßkirch gelegen. Dort wurde er Ende Juni oder Anfang Juli 1644 — das genaue Datum läßt sich nicht mehr ermitteln — als achtens von den neun Kindern des Traubenwirts Matthäus Megerle geboren. Der kleine Johann Ulrich, so lautete Abrahams Taufname, besuchte zunächst die „Teutsche Schule“ seines Heimatdorfes und wanderte dann, als sich seine außergewöhnliche Begabung zeigte, in die Lateinschule nach Meßkirch, wo er nach dem Bericht eines Verwandten „also selbst prohezeyet, was künftig aus ihm sollte werden“ ...: „Sintemalen Er nach vollendeter Schul bald auf einen Stul und in dem Feld auf die Stöck oder nächst beste Zäun zu stehen pflegte und seinen Condiscipeln den Catechismus mit Verwunderung explicirt und ausgelegt“¹⁰⁾.

Wie viel oder wie wenig man diesem Zeugnis auch Glauben schenken mag, mit der tatkräftigen Unterstützung des Vaterbruders Abraham von Megerle, eines bekannten Komponisten seiner Zeit, der damals als apostolischer Protonotar und Kanonikus dem vornehmen Kollegiatstift Altötting angehörte und der nach den Worten seines Neffen selbst „ihn zum Studieren verlegt und vil Unkosten an ihn gewendet“¹¹⁾, machte der Kreenheinstettener Wirtsohn seine Gymnasialstudien an den hervorragenden Schulen der Jesuiten in Ingolstadt und der Benediktiner in Salzburg. Nachhaltige Eindrücke empfing der Gymnasiast Megerle in Salzburg, dem Zentrum neu aufblühender benediktinischer Gelehrsamkeit, von dem jungen Pater Otto Aicher, einem hervorragenden Lehrer der Dicht- und Redekunst. Unter Aichers Anleitung wurde wohl der Grund gelegt zu seiner Vertrautheit mit den römischen und griechischen Klassikern, die ebenso verblüffend ist wie seine ungeheure Belesenheit auf dem Gebiete der zeitgenössischen Literatur Deutschlands, aber auch Italiens, Spaniens, Frankreichs und anderer europäischer Länder.

Wider Erwarten jedoch trat der Achtzehnjährige 1662 nicht in den Benediktinerorden ein oder, was auch nahegelegen hätte, in die Societas Jesu, sondern absolvierte sein Noviziat bei den Reformierten Augustiner-Barfüßern in Maria Brunn bei Wien. Über seinen Entschluß, in diesen strengen Bettelorden einzutreten, der erst unter Ferdinand II. im Jahre 1631 in Deutschland Eingang fand¹²⁾, besitzen wir leider kein Zeugnis. Doch wird man nicht fehlgehen in der Annahme, daß schon damals sein Interesse für die Volksseelsorge und die Volkserziehung ihn davon abhielt, sich in die stille Arbeitsamkeit einer Benediktinerzelle zurückzuziehen. Ebenso mögen ihn seine Liebe zum einfachen Volk, seine Herkunft und sein (mancherorts geäußertes) Unwillen über die Mißstände im Adel und im gehobenen Bürgertum bewogen haben, sich der vornehmlich um Gelehrtenbil-

dung und Adelserziehung besorgten, aber auch der politischen Gewalt vielfach verbundenen Societas Jesu nicht anzuschließen. Es ist durchaus denkbar, daß es das Bewußtsein seiner künftigen Aufgaben war, das den Ausschlag für die schwarze Augustinerkutte gab.

In solchem Sinne könnte jedenfalls jene Stelle aus dem Nachruf seiner Ordensgenossen verstanden werden, wo es heißt: „In diesem neuen Stande verdoppelte er seine Begierde, in der Erkenntnis göttlicher Wissenschaften zuzunehmen, gleichwie die in andere Erde umgesetzten Pflanzen zu mehrer Stärke und Vollkommenheit gelangen“¹³⁾.

So wurde aus Johann Ulrich Megerle der Ordensmann Frater Abraham a Sancta Clara, der sich im Anschluß an sein Noviziat noch einmal drei Jahre lang in Stille und Zurückgezogenheit den geistlichen Studien widmete, um nach der Priesterweihe im Jahre 1666 zunächst vier Jahre in Wien und darauf im bayrischen Wallfahrtsort Taxa als Prediger zu wirken. Allerdings wurde er bereits 1672 von seinen Oberen wiederum in die Donaustadt gerufen: „...nachmalen (sich) gezeigt, daß er kein geschwätziger, sondern ein tief sinniger, beredtsamer Schwab sei“¹⁴⁾. Schnell verbreitete sich sein Ruf als Kanzelredner. Kaiser Leopold I., frühzeitig auf ihn aufmerksam geworden, bestimmte den kaum 33jährigen, der inzwischen den Grad eines Doktors der Theologie erworben hatte, zum Hofprediger. Neben seinem Wirken als Schriftsteller und Prediger entfaltete er eine fruchtbare Tätigkeit innerhalb des Augustinerordens. 1677 wählten ihn seine Klosterbrüder zum Subprior, drei Jahre später zum Prior. Im Auftrag des Ordens war er von 1683 — 89, lediglich von einer Romreise unterbrochen, als Lektor und Vorsteher am Aufbau einer neuen Niederlassung in Graz beteiligt und 1689 wurde er gar Vorsteher der ganzen deutschen Provinz, was zugleich die Rückkehr in das Wiener Mutterkloster brachte. Nach Ablauf seiner Amtszeit unternahm er eine zweite Reise nach

Rom zum Generalkapitel, wo er mit Hilfe des kaiserlichen Legaten in langen Verhandlungen einen für die Geschichte der deutschen Barfüßer wichtigen Beschluß erwirkte, die hinfort ihre Capitula Provincialia in der Heimat abhalten konnten¹⁵).

Seiner Würde und seines Amtes ledig, zog Abraham als einfacher Bettelmönch über die Alpen heim. Doch bald folgte er einem Rufe als Professor an die Ordenschule nach Maria Brunn, wo es den rastlosen Mann allerdings nicht lange hielt. Er zog nun für immer nach Wien, noch einmal das hohe Amt des Definitors übernehmend, das er bis zu seinem Tode 1709 innehatte.

„Nullum erat religionis officium (Ordensamt, Anm. d. Vf.), cui non prudenter praerat, nulla onerosa dignitas, cui non humiles humeros subiecit.“ Diese Worte stehen zusammenfassend über der Tätigkeit des Ordensmannes (Abraham a Sancta Clara im handschriftlichen Katalog der Wiener Klosterbücherei¹⁶). Derselbe rastlose Eifer, mit dem er für seinen Orden wirkte, kennzeichnete auch den Prediger, von dem es heißt, daß er „ein ungemeines Auditorium und Zulauf des Volks durch seine wunderliche und angenehme Redensart an sich gezogen“ habe, im Wiener Gebiet gebe es deshalb „wenig hohe und vornehme Kanzeln, die er nicht betreten“¹⁷). Eben diese „wunderliche und angenehme Redensart“ — die Sprechform bleibt auch im geschriebenen Wort allenthalben spürbar — machte Abraham zum vielgelesenen Schriftsteller seiner Zeit¹⁸). Die Bibliographie Karl Bertsches, des wohl besten Kenners seiner Schriften, zählt 65 Werke in rund 400 Frühausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts, darunter zwei italienische und 65 niederländische Übersetzungen¹⁹). Das Auffinden bisher unbekannter Handschriften in den letzten Jahrzehnten durch den genannten Gelehrten läßt es keineswegs als unmöglich erscheinen, daß noch weitere Funde gemacht werden.

Wechselndes Urteil der Nachwelt

Auf das wechselnde Abraham-Bild im Lauf der Geschichte kann an dieser Stelle nur kurz eingegangen werden. Es sei lediglich darauf hingewiesen, daß es zum einen hineinverflochten ist in das allgemeine Schicksal der Barockepoche, deren unmittelbares Verständnis allzulange durch die einseitig nur das Negative betonende Sichtweise des Klassizismus gehemmt blieb, und daß es zum anderen mannigfachen Verfälschungen und konfessionell bestimmten Wertungen ausgesetzt war. So fiel und stieg die Bewertung vom albernen „Possenreißer, Märleinsager und Fabelhansen“ auf der Kanzel bis zum „etwa Shakespearen kongenialen Genie“²⁰). Dennoch waren es immer wieder die Dichter, die seinen Namen mit Verehrung und Bewunderung nannten. Es sei nur an Goethe erinnert, der ihn in „Dichtung und Wahrheit“ mit Lavater verglich und der Schiller, als er am „Wallenstein“ arbeitete, einen Band von Abrahams Schriften übersandte mit den Worten: „Es ist übrigens ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt“²¹). Schiller selbst, hiervon zur „Kapuzinerpredigt“ angeregt, sprach von dem wortgewaltigen Augustiner als einem „prächtigen Original, vor dem man Respekt bekommen muß“²²). Und wen hätte Abraham mit „seinem Witz für Gestalten und Wörter, seinem humoristischen Dramatisieren“²³) mehr entzücken können als den ihm in manchem verwandten Jean Paul. Schließlich schrieb Eichendorff, Abrahams Satiren seien „wie ein wunderbares Kaleidoskop, wo der Dichter die Gebrechen der Welt zwischen Spott, Scherz, Witz und schneidendem Ernst unermüdlich immer anders wendet, so daß sie in dem scharfen Lichte seines Geistes stets neue und überraschende Klangfiguren bilden. Auch die deutsche Sprache hat dieser verschwenderisch begabte Dichter mit einem wahren Schatz kühner und unmittelbar schlagender Wortfügungen bereichert und es ist eine Schande und ein unersetzlicher Ver-

lust für unsere Literatur, daß die saueröpfische Altklugheit Norddeutschlands es vornehm verschmähte, damit ihrer Armut aufzuhelfen²⁴).

Wenn auch bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Berliner Literaturhistoriker Wilhelm Scherer und dem Wiener Gelehrten Th. G. von Karajan erste Voraussetzungen für ein besseres Verständnis Abrahams geschaffen worden waren, so setzte doch erst mit der gerechteren Würdigung der Barockkultur durch Kunstgeschichte und Sprachwissenschaft in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eine ernsthafte wissenschaftliche Beschäftigung mit seinem Werk ein. Zum bedeutendsten Anreger und Beweger der Abraham a Sancta Clara-Forschung wurde der vor vierzig Jahren verstorbene badische Privatgelehrte Karl Bertsche (geb. 1879 in Möhringen an der Donau, gest. 1946 in Freiburg i. Br.)^{24a}). Neben einer Biographie, einer Reihe von volkstümlich gehaltenen Auslesen aus dem Werk des Hofpredigers und einer Vielzahl von Aufsätzen verdanken wir ihm die dreibändige Wiener Akademie-Ausgabe mit den bis dahin unbekanntem Predigten aus dem handschriftlichen Nachlaß²⁵). Leider war es Bertsche nicht mehr vergönnt, die geplante kritische Gesamtausgabe der Werke Abrahams herauszubringen.

Abrahams Vermittlerrolle zwischen Volk und Gelehrtenstand

Ein erster Versuch, die Bedeutung Abraham a Sancta Claras für die Geschichte der Volksbildung und -erziehung im Zeitalter des Barocks anzudeuten, wird zunächst einmal an Nagls Hinweis auf dessen wichtige Vermittlerrolle zwischen geistlichem Gelehrtenstand und dem einfachen Volk anknüpfen müssen. Die bewußte Abkehr von der gelehrten Redeweise öffnete dem schlichten Bettelmönch das Ohr der Massen. Sein Erfolg machte ihn bald zum Vorbild des wirkungs-

vollen Predigers. Hören wir seine eigenen Worte: „Gar wohl und gar recht hat jener gesagt: Was ist die Ursach, daß die Menschen jetziger Zeit so wenig Nutzen schöpfen aus dem Wort Gottes? Keine andere als etwelche Prediger selbstem, weilen dieselbigen ihre Predigten nicht mit einfältig eifrigen, sondern mit zierlichen, hochmütigen, rhetorischen Figuren zieren, daß sie von dem gemeinen Volk nicht können verstanden werden“²⁶). Wenn auch die große Bedeutung Abrahams für die Geschichte unserer Muttersprache, vor allem in den katholischen Ländern, noch keineswegs genügend erforscht ist, so deutet Strigl diese doch an, wenn er diesen Worten jene freilich viel früher geschriebenen Sätze aus Luthers Sendschreiben vom Dolmetschen zur Seite stellt: „...den man mus nicht die buchstaben inn der lateinische sprachen frage / wie man sol Deutsch rede / ... sondern / man mus die mutter ihm hause / die kinder auff der gasen / den gemeinen ma auff dem marckt drumb fragen / on den selbige auff das maul sehen / wie sie reden / ond darnach dolmetzschen / so verstehen sie es den / un mercken / das man Deutsch mit jn redet“²⁷). Abraham a Sancta Clara verstand es meisterhaft, die Sprache des gemeinen Mannes zu reden, wenn auch noch anfänglich die gelehrten Kleriker — „Catones und Platones“ nennt er sie verächtlich — hierüber die Nase rümpften.

Zu der rechten Volkstümlichkeit seiner Predigten und Schriften mit ihren häufigen sprichwörtlich gebrauchten Redensarten und musikalischen Lautspielen, also Alliterationen, Assonanzen, Reimen usf., gesellt sich eine unumschränkte Herrschaft über die Sprache. Allein aus dieser Sprachbeherrschung erklärt sich die frappierende Anschaulichkeit seines Redens und der Reiz seiner Bilder. Ebendies hebt Martin Heidegger hervor, wenn er sagt: „Der bildhafte Charakter seiner Sprache ist ... keine bloße Verzierung. Er verleiht vielmehr der Sache, von der er spricht, erst die rechte Bestimmtheit.

Oberflächliche Leser seiner Schriften neigen zu der Meinung, Abraham a Sancta Clara spiele nur mit der Sprache. Allein er spielt nicht mit der Sprache. Er hört auf die Sprache²⁸).

In diesem Vermögen, auf die Sprache selbst zu hören, um ihren natürlichen Reim, den Gleichklang von Wörtern und Silben kunstvoll aufzufangen, liegt die große Bildhaftigkeit seiner Sprache. Beispielsweise berichtet Abraham, Stephanus Woiwoda habe das feindliche Heer so vernichtend geschlagen, „daß der Türken ihre Köpfe und Zöpfe wie die Töpfe herumgelegen“²⁹). Oder wir lesen: „Der Poeten ihre Grillen sind gar oft unsere Brillen, wodurch wir die Wahrheit sehen“³⁰).

Die sprachliche Meisterschaft ist zugleich seine hohe didaktische Fähigkeit, schwierigste Sachverhalte in einprägsame Bilder von zwingender Verständlichkeit umzusetzen und aus Wortspielen, wie die Sprache selbst sie bereit hält, Leitworte für das Leben zu gewinnen. „Ein gutes Rad taugt zum Führen, ein guter Rat taugt zum Regieren“³¹). — „Wie das Leben, ist der Tod eben“³²). — „Ein halb Pfund Gunst soll mehr gelten als ein Zentner Kunst“³³).

Vielen seiner Bilder wohnt hohe poetische Kraft inne. Sie strahlen jene eigentümliche Vertrautheit aus, die uns sonst nur die letzte und tiefe Einfachheit des Lyrikers zu vermitteln vermag. Und wenn Goethe von einem anderen geistesverwandten Alemannen, dem Dichter und Volkserzieher Johann Peter Hebel mit feinsinnigem Verständnis sagte, daß er in seinem Dichten „das Universum auf anmutigste Weise verbauert“ habe³⁴), dann gilt das in ähnlichem und ausgezeichnetem Sinne für Abraham. All sein Reden stellt eine eigenartig ergreifende Verbindung zu der ihn umgebenden Welt her und schöpft aus dem Erleben derer, die ihm zuhören. Wer vermöchte sich dem Reiz seiner Bilder verschließen? — Da sind die Vögel „die Hof-Capell der Luft, die so geistig singet“³⁵) und die Sonne erscheint als „die allgemeine Weltam-

pel“, die „lieb- und lebenssaftige Ammel“: sie „marschirt über ein goldenes Dach zu Innsbruck oder über ein Strohhütten“³⁶). Den Himmel malt er, der doch so ganz und gar nicht jener polternde Grobian ist, zu dem er immer wieder abgestempelt wurde, als wirklichen und räumlich begrenzten Ort, als „den weiten, den breiten, den schönen, den scheinenden, den friedvollen, den freudvollen Himmel“, dessen Eingang eine „angusta porta“, „ein enges Türlein“ ist. Und er fügt die verschmitzte Belehrung an, daß der heilige Franziskus darum den Seinen immerwährendes Fasten auferlegt, „damit sie nicht zu feist würden, um willen die Pforten des Himmels gar eng — angusta porta — und feiste Schmerzbäuch kümmerlich hineinkönnen“³⁷).

Begrifflicher Fixierung widerstrebend, bringt allein die Bildhaftigkeit seiner Sprache eine Wahrheit hervor, die unmittelbar zu den Menschen spricht, die das ästhetische Empfinden des gemeinen Mannes aufschließt und ihn zugleich erheitert und belehrt. Uns scheint, als ob gerade hier, in der „Heiterkeit“ der abrahamischen Rede, die Mitte bei der Erörterung seiner volkserzieherischen Bedeutung zu suchen sein müsse. Dabei sei „Heiterkeit“ in einem doppelten Sinne verstanden: Einmal ist sie verstanden als die (oft bereits pädagogisch und moralisch akzentuierte) Erhellung einer Sache oder eines Problems durch den bildhaften Charakter seiner Sprache, so wie frühere Zeiten ganz selbstverständlich von „heiteren“ Begriffen zu sprechen pflegten. Damit sei das betont, was auch M. Heidegger hervorhebt, wenn er sagt, Abraham verstehe es, durch sein „Hören auf die Sprache“ die beredete Sache zu schärferer Bestimmtheit zu bringen³⁸). Zum anderen jedoch ist nicht zuletzt die heitere Stimmung gemeint, welche die Schriften und Predigten des Wiener Kanzelredners durchweht, und damit die Erheiterung, die er seinen Hörern und Lesern zu allen Zeiten bereitet hat.

Überhaupt erweist ihn die besondere Art seines Humors als echten Erzieher. Die verschiedenen psychologischen Erkenntnisse seiner Zeit in der Affektenlehre und über die Charaktertypen nutzend, versteht er es meisterhaft, die Schwächen seiner Mitmenschen aufs Korn zu nehmen. Er beherrscht das „*ridentem dicere verum*“, das Verbergen der Wahrheit in allerhand lustigen Fabeln, Parabeln, Histörchen und Anekdoten, wie kaum ein anderer. Man findet bei ihm wenig von der moralisierenden Weltbekritteln und nörgelnden, humorlosen Schreibart, die uns hin und wieder in der zeitgenössischen Literatur des weltabgekehrten Protestantismus Mittel-, Ost- und Norddeutschlands entgegentritt. In seinen Werken spiegelt sich der versöhnlichere und weltzugewandtere Geist des Südens mit seiner besonderen Vorliebe für die Satire³⁹). Aber Abrahams pädagogische Intention erschöpft sich keineswegs in der späteren Forderung des Thomasius, daß „ein Sartirikus mit Lustigkeit und en raillant die Laster antasten soll“⁴⁰), seine Schriften bleiben nie bloße Huldigung an den literarischen Zeitgeschmack, oder gar nur „*Specifica für das Zwerchfell*“⁴¹), wie ein böswilliger Kritiker der Aufklärungsepoche schreibt, vielmehr durchdringt sie allenthalben das Bemühen, dem aus Unwissenheit und Schwäche sündigen Menschen aufzuhelfen und ihn zu bessern. Wohlgemerkt: Fabeln, Parabeln, Histörchen und Anekdoten sind nur Mittel zum Zweck. Mit seinen eigenen Worten: „Ich habe zu keinem anderen Ziel und Zweck dergleichen Ding eingemennt, als daß ich diejenige mehresten Theils schämlose und zähmlose Welt zu dem Guten locke, welche sich nit anders, als durch dergleichen Keder fangen lasset“⁴²).

Der immer wieder gegen die abrahamischen Predigten erhobene Vorwurf, das bunte Rankenwerk seiner Einfälle überwuchere die eigentliche Homilie, berücksichtigt zu wenig die besondere historische Situation, in der

sich dieser unserer Zeit fast profan klingende Kanzelton bildete. Die barocke Volkspredigt unterschied sich bewußt in krasser Weise von der trockenen und gelehrten Predigtmanier, die sich in beiden Bekenntnissen unmittelbar nach der Glaubensspaltung aus Anlaß der vielfältigen dogmatischen Kontroversen zwangsläufig einbürgerte. Es mag nicht verwundern, daß das Kirchenvolk allmählich, des endlosen Theologengezänks überdrüssig, der Predigt nur noch mit geringer Aufmerksamkeit folgte. Bei protestantischen Gottesdiensten jener Zeit soll hin und wieder gar ein Diener zugegen gewesen sein, eigens bestellt, dem Überhandnehmen des Kirchenschlafs zu wehren⁴³).

Das farbige Gewand der abrahamischen Predigt, das den Augustiner-Eremiten in der Sicht der folgenden Jahrhunderte, geprägt vom Urteil der Aufklärung, zum bloßen „Fabel-Hansen“ auf der Kanzel werden ließ, muß zunächst einmal als Antwort auf die gelehrte, volksfremde Kanzelrede im Zeitalter der Glaubensspaltung verstanden werden.

Dieser größere Zusammenhang, der die barocke Volkspredigt allgemein als Bemühung deutlich macht, vermittels einer Reform der überkommenen Predigtweise die Wendung zur Volkskirche im Sinne des Konzils von Trient anzubahnen, gibt zugleich den Rahmen für eine gerechtere Beurteilung Abraham a Sancta Claras ab. Darum war es auch Martin Heidegger in seiner Meßkircher Rede zu tun, wenn er ausdrücklich die pädagogische Intention in den Reden und Schriften des Barfüßermönchs hervorhob: „Er sprach und schrieb mit scharfer Kritik, und, wenn es sein mußte, mit herbem Spott.

Aber er war kein Witzbold, der nur belustigen wollte. Vielmehr dachte er in allem, was er sagte, erzieherisch und besorgt“⁴⁴). Wie jeder große Satiriker und Humorist versteht es Abraham a Sancta Clara, anstatt seine Hörer und Leser durch allzuviel Moralisieren zu vergrämen, die pädagogische Wirkung *e contrario* zu erzielen.

Er wird nicht müde, den Menschen von allen Seiten zu betrachten, ihn in seiner Verstrickung in die gesellschaftliche Welt und in der Schwachheit seiner Begierden zu schildern. „Ob ich zwar“, sagte er, „mit meiner geringen Lehr keine Bäume werde ausreißen, so traue ich mich doch wenigst, den Baum zu zeigen, wovon Gott die Ruten flechtet: dieser Baum ist die Sünde“⁴⁵). Wahrlich, die Sünden und Laster der Menschen seiner Zeit legte er erbarmungslos frei. Er reißt ihnen Perücke und Fontange vom Kopf und dringt hinter Puder und Schminke. Lesen wir nur, was er, der Hofprediger, vom Höfling schreibt:

„Betrachte jemand einen, der zu Hof sein Fortun sucht, was Arbeit er nur habe. Er muß sein wie ein Hund, der fast einem jeden die Bratzen gibt. Er muß sein wie ein Hahn auf dem Turm, so sich nach allen Seiten zu wenden weiß. Er muß sein wie ein Passauer Kling, die durch lauter Bucken und Biegen ihre Prob zeigt. Er muß sein wie ein Haar oder Flachs, der immerzu sich muß durch die Hechel ziehen lassen. Er muß sein wie ein Schütz, der da gar oft muß ein Auge zutun, wenn er treffen will. Er muß bald lachen, bald wachen. Er muß bald sitzen, bald schwitzen. Er muß bald gehen, bald stehen. Er muß bald borgen, bald sorgen. Er muß bald stutzen, bald schmutzen. Er ist zwar ein Hofmann, aber zugleich ein Bürger in der Stadt Leyden. Dann das Leiden kann er nicht meiden. Er leidet, wo? In den Augen absonderlich, wenn er sieht, daß ihm einer vorgezogen wird. Er leidet, wo? An der Nasen, dann man sagt ihm oft etwas, das er wohl zu schmecken hat. Er leidet, wo? In den Ohren, dann er gar vielmal etwas hört, und sich gleichwohl stellen muß, als höre er's nicht. Er leidet, wo? Am Maul, dann er selbes gar oft wider seinen Willen halten muß. Er leidet, wo? Am Hals, dann er vielmalen grobe Brocken zu schlucken hat. Er leidet, wo? An den Händen, dann er ziemlich muß in den Beutel greifen, und ist doch sein Gepend kein Allmosen. Er leidet, wo? An den Ach-

seln, dann er stets auf beiden tragen muß. Er leidet, wo? An den Knien, dann bei ihm außer der Fasten auch das *Flectamus genua* im Brauch ist. Er leidet, wo? An den Füßen, dann er mehr mit denselben scharren muß, wie eine Henn auf dem Misthaufen“⁴⁶).

Abraham liefert nicht nur eine Beschreibung der Laster und Leidenschaften aller Stände, die Geistlichkeit nicht ausgenommen, er geißelt auch die allgemeinen Übel seiner Zeit, wie die allzu häufigen Wallfahrten nach Maria Taferl und Zell, die Praktiken der Quacksalber, die Titelsucht, die überhandnehmende Unsitte des „blauen Montags“ und nicht zuletzt die aufwendige Frauenmode, die damals selbst in den unteren Schichten Einzug nahm. Unsummen Geldes wurden für Mode- und Galanteriewaren ausgegeben. Abraham läßt keinen Zweifel darüber, wie er über diesen übermäßigen Aufwand denkt. Im „Judas“ schreibt er mit bissigem Humor:

„Anno 1693 ist zu Wien in Österreich auf dem Wochenmarkt eine ausgestrichen worden mit einem rotsammeten Pelz bis auf die Erd; auf dem Kopf aber war ein zwei Spann langer Fontasch oder Schopf, der sich denn zu einem jeden Streich des Scharpfrichters wacker getummelt hat und fast gehupft wie der Schweif einer Bachstelzen. — O mein Gott, wie hab ich mich hierüber gefreut! Ich habe derenthalben dem Allerhöchsten gedankt; ich hab des Stadtgerichts unversehrte Justiz hervorgestrichen; ich hab in meinem Herzen ganz trostvoll frohlocket; dann ich glaubte, diese Madam sei die Kleider-Modi und sie sei so mit Schand und Spott durch einen ganzen Schilling komplementiert, ja, gar zur Stadt hinaus und völlig aus dem Land hinausgeschafft worden. Meine Meinung war, sie werde zu Konstanz einen ewigen Arrest haben; aber leider! ich bin dermalen in einer großen Irrung gewest; dann es war nur eine, die da anderer Verbrechen halber das Birkenkraut verkostet hat. Ja, ich habe noch hierüber die Modi ganz frei und frech auf allen Gassen gesehn herumgehn, was mich nit

wenig geschmerzt. Galilaea hat uns Salvatorem Mundi gebracht und Gallia: Inventorem Modi. — O verfluchte Modi und verdammte Kleiderpracht, die du immerzu im Wachsen und Aufnehmen bist!⁴⁷⁾

In welcher Form auch immer — ob mit polternder Entrüstung, mit scharfem Spott oder mit treffendem Witz — sich der Wiener Hofprediger den Gebrechen seiner Umgebung und seiner Mitmenschen zuwendet, er zeigt nie jenes resigniert-ironische Lächeln des Weisen, immer bleibt das fortwährende Bemühen spürbar, zu helfen und zu bessern, um so den Menschen über die Zufälligkeit des Daseins und die Triebhaftigkeit seiner Natur zur Freiheit des Geistes zu erheben.

Das „Pädagogische“ der barocken Predigt

In fast allen Schriften und Predigten Abraham a Sancta Clara bleibt der erzieherische Gesichtspunkt vorherrschend. Sofern sich das trennen und in dieser Einfachheit überhaupt formulieren läßt: Abraham a Sancta Clara ist weit mehr Pädagoge als Theologe, weit mehr Lehrer und Erzieher als Verkündiger der Botschaft Gottes. Die Erforschung seines homiletischen Schrifttums durch J. Meurer hat gezeigt, daß wohl die Heilige Schrift die bedeutendste Quelle seiner Predigten darstellt, daß aber Auswahl und Exegese der verwendeten Bibelstellen ganz auf Belehrung und Sittenerziehung ausgerichtet sind⁴⁸⁾, wie überhaupt das pädagogische Element in der katholischen Barockhomiletik deutlich im Vordergrund steht. Selbst ein so günstiger Beurteiler der barocken Schriftpredigt wie Neumayr zieht es vor, von deren „biblischer Gewandung und Grundlage“ statt allein von „biblischer Grundlage“ zu sprechen⁴⁹⁾. Gerade von der Untersuchung der abrahamischen Predigten wäre für die Geschichte der Volksbildung und -erziehung im 17. Jahrhundert noch manches Neue zu erhoffen.

Wohl bilden der sittlich-erzieherische und der religiöse Bereich im Denken Abrahams

eine ursprüngliche Einheit, wenn wir dennoch die sittlich-erzieherische Seite stärker hervorheben, dann ist dafür nicht allein ein rein methodisch-hermeneutischer Gesichtspunkt maßgebend, vielmehr ist dies, wie schon angedeutet, durch den Umstand bedingt, daß die eigentlich theologische Aufgabe, die Verkündigung des Wortes Gottes, allenthalben von der Sorge um den Menschen, um dessen Erziehung und Tüchtigmachen für diese Welt zurückgedrängt wird.

Es scheint nützlich, um das ausgesprochen Pädagogische der katholischen Barockhomiletik deutlich hervorzuheben, kurz auf den grundlegenden Unterschied zwischen der von Luther her bestimmten evangelischen Gemeindepredigt und der barocken Predigauffassung Abraham a Sancta Clara einzugehen. Denn Prediger bleibt dieser nach seiner Auffassung allemal, auch in seinem „Huy! und Pfuy! Der Welt.“, worin nach seinem eigenen Wort nicht zuletzt die Prediger wiederum selbst „für ihren Kram etwas finden können“⁵⁰⁾.

Nach protestantischem Verständnis ist weder bei der homiletischen Besinnung noch bei der Verkündigung der Mensch und sein Glaubenszustand der Ausgangspunkt, sondern ausschließlich das Schriftwort. Die protestantische Predigt, die den Menschen in das Gericht Gottes stellt, durch dessen Gnadenspruch er allein gerecht zu werden vermag, ist in tiefem Grunde unpädagogisch. Klara Stoevesandt, die diese Frage zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht hat, betont: „Mit sittlicher Bildung hat die Predigt es in ihrem Wesen nicht zu tun. Wo sie scheinbar sittliche Maßstäbe anlegt, dient diese Form der Verkündigung dem Menschen, an den Folgen seiner Sünden deren Gefahr zu erkennen und darüber zu erschrecken. Der Prediger fragt nicht danach, wie intensiv seine Hörer die Begegnung und das Erschrecken erleben. Auf Unterschiede in der individuellen Natur seiner Hörer nimmt er keine Rücksicht; ihr tieferes oder flacheres Erleben und das Maß ihrer inneren

Aufgeschlossenheit sind für die Verkündigung ebenso belanglos wie die Unterschiede ihres Alters, Geschlechts, ihre sittliche Stärke oder Schwäche und wie die Unterschiede der Fassungskraft ihres Verstandes⁵¹). Abgesehen von der anderen und schwächeren dogmatischen Bewertung, die der Predigt in der katholischen Lehre zukommt, haben die abrahamischen Predigten und Schriften in krassem Gegensatz zur reformatorisch-protestantischen Auffassung fast ausschließlich pädagogischen Charakter. Die Konkretheit und die Anschauungsnähe ihrer Sprache, die mit häufigen Lautausdeutungen und sprichwörtlichen Redensarten echte volkstümliche Züge trägt, sind den Auffassungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten der Zuhörer angemessen. Überall meidet Abraham Abstrakta und füllt die Leere mit treffenden Bildern an. Selbst die hohen und heiligen Wahrheiten versucht er an Alltäglichem zu veranschaulichen. Über den Gegenstand seines „Huy! und Pfuy! Der Welt.“ schreibt er in der Vorrede: „Die Materi ist nicht von hohen / sondern von solchen Dingen / welche da täglich dem Menschen vor Augen kommen / und dabey er in allen Sachen / auch in denen mindesten / die Allmacht Gottes / und seine Weißheit kan betrachten“⁵²). Abraham sucht die Menschen in ihrer Welt auf und nimmt ihre kleinen Sorgen und Probleme als Ausgangspunkt für sein Reden und Schreiben. Nie verliert er sich in leeres Dogmatisieren und rein theoretische Erörterungen. Als Prediger und religiöser Schriftsteller bleibt er stets „ein Lehrer für unser Leben“, wie ihn Martin Heidegger nennt⁵³).

Der Lehrer für das Leben

Doch Abrahams Lehre für das Leben übersteigt die Lebensphilosophie eines Guevara, Faret oder Gracian, an der sich der Gebildete der damaligen Zeit zum formvollendeten, geschmeidigen, welterfahrenen und weltläufigen Hofmann schulte. Die Überschätzung der Weltklugheit und der Erfolgsseite des

Lebens, wie sie aus spanisch-jesuitischem Geist in die höfischen Erziehungsbücher Europas drang, und die damit verbundene Gefahr einer doppelten Moral mußten der sittlichen und religiösen Überzeugung des einfachen Bettelmönches in ihrer einseitigen Verkürzung auf den Lebenserfolg zuwiderlaufen. Mit dem hitzigen Eifer eines ethischen Rigoristen greift er immer wieder die Lebensgrundsätze der Hofleute an. Insofern ist Abraham a Sancta Clara eine Gestalt, die sich wenig in das höfische Bild der katholischen Barockkultur einfügt. Gemessen an dem kultivierten, romanische Eleganz und Formenstrenge ausstrahlenden höfischen Menschenideal bildet er mit seiner herzhaften Derbheit und seinem ungeschminkten Witz wohl die das Gegenhöfische im gegenreformatorischen Katholizismus repräsentierende Kontrasterscheinung. Er ist genauso wie Moscherosch ein „Desillusionär des Höfischen“⁵⁴).

Zumindest in dieser Hinsicht scheint sich Erika Vogts Einschränkung der gegenhöfischen Strömungen auf den protestantischen Kulturkreis mit dem von ihr vertretenen Ausschließlichkeitsanspruch nicht aufrechterhalten zu lassen⁵⁵). Andererseits muß man zugestehen, daß sich auch bei Abraham a Sancta Clara Züge wiederfinden lassen, die in der höfischen Tugendlehre ihre Wurzel haben. Etliche seiner „sittlichen Concepts, Historien und Fabeln“, wie sie gerade in seinem „Huy! und Pfuy! Der Welt.“ in großer Zahl zu lesen sind, zeigen als Vorbild einen Heiligentypus, der die drei Ideale der höfischen Tugendlehre, den Helden in der doppelten Gestalt des Kriegshelden und Märtyrers, den Weisen und — wengleich weniger deutlich — den Weltmann in sich umfaßt. Dahinter steht jene Gestalt des heros christianus, die wir aus der bildenden Kunst als die tiefe religiöse Bestimmung des höfischen Ideals kennen⁵⁶).

Abraham a Sancta Clara war kein originärer pädagogischer Denker, noch weniger ein Systematiker der Pädagogik. Neue Erkennt-

nisse, die denen eines Comenius vergleichbar wären, haben wir ihm nicht zu danken, aber nichtsdestoweniger besaß er ein volkserzieherisches Charisma und war voll unmittelbarer pädagogischer Intuition. Das Wissen vom „Huy“ und „Pfuy“ der Welt, von der rasch vorübergehenden Unwirklichkeit des menschlichen Daseins und von der Nichtigkeit weltlicher Ordnungen minderte seinen Willen nicht, die Menschen für ihr zeitliches Leben vorzubereiten und zu erziehen. Ließ die drohende Allgegenwart des Todes im barocken Jahrhundert mit seinen Seuchen und nie endenden Kriegen dem theologischen Empfinden des Menschen die Welt nicht als überzeitliches Sein erscheinen, sondern als verführerisches Trugbild, als „schnöder Schein in kurzgefaßten Grenzen“ (Hoffmannswaldau), so wurde er dennoch nicht müde, vor „denen Lasteren“ zu warnen, „welche uns neben dem ewigen / auch öftters ein zeitliches Übel auf den Hals laden“⁵⁷⁾.

Anmerkungen

I. Zur Frage der allgemeinen Volksbildung im Zeitalter des Barocks

¹⁾ W. Flitner. Die vier Quellen des Volksschulgedankens. 4. Aufl. Stuttgart 1958. S. 53.

²⁾ R. Vormbaum. Evangelische Schulordnungen. 3 Bde. Gütersloh 1860—1864.

³⁾ Als Beispiel sei hier nur angeführt, daß etwa Herzog Friedrich von Württemberg in bezug auf das Schulwesen seines in jener Zeit unter den deutschen Territorien mit bestverwalteten Landes in einem Reskript vermerkt, daß neue Anordnungen nicht notwendig seien, wenn die schon ergangenen nur recht befolgt würden. Vgl. A. L. Reyscher. Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der Staatsgrundgesetze, Bd. XI, bearb. v. M. Th. Eisenlohr. Tübingen 1839. S. 31.

⁴⁾ Vgl. J. A. v. Helfert. Die österreichische Volksschule — Geschichte, System, Statistik. 1. Bd.: Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860.

⁵⁾ E. Spranger. Zur Geschichte der deutschen Volksschule. Heidelberg 1949, S. 11.

⁶⁾ Vgl. hierzu: R. Stamm (Hrsg.). Die Kunstformen des Barocks. 14 Vorträge. München 1956. R. Alewyn (Hrsg.). Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche. Neue wissenschaftliche Bibliothek Bd. 7. Köln und Berlin 1965. L. A. Veit und L. Lenhart. Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Freiburg 1956.

⁷⁾ Vgl. E. Trunz. Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur. In: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Jahrgang 1931. Heft 21. S. 17—53. Jetzt auch in dem Sammelband von R. Alewyn.

⁸⁾ Zit. nach G. Schreiber (Hrsg.). Einführung zu: Das Weltkonzil von Trient. Sein Werden und Wirken. Bd. I. Freiburg 1951, S. LIX f.

⁹⁾ Vgl. E. W. Zeeden. Das Zeitalter der Glaubenskämpfe. In: B. Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. II. Von der Reformation bis zum Ende des Absolutismus, hrsg. v. H. Grundmann. 8., vollständig neubearb. Auflage. Stuttgart 1961. S. 105—202. Vgl. ferner H. Jedin. Katholische Reformation oder Gegenreformation? Luzern 1949. I. Lortz. Die Reformation als religiöses Anliegen heute. 1948. (bes. 3. Vortrag. Die innerkirchliche Reform.)

¹⁰⁾ Zeeden, a. a. O. S. 184 f.

¹¹⁾ Zeeden, a. a. O. S. 185.

¹²⁾ Vgl. Anna Coreth. Pietas Austriaca — Ursprung und Entwicklung barocker Frömmigkeit in Österreich. Österreich-Archiv 5. München 1959. Anton Dörrer, Volkskulturelle Auswirkung des Trienter Konzils auf die Alpenländer. In: G. Schreiber, a. a. O. S. 427—446.

¹³⁾ Vgl. E. Spranger, a. a. O. S. 17.

II. Die Bedeutung von Abraham a Sancta Clara für die Geschichte der Volkserziehung und -bildung

¹⁾ E. Moser-Rath (Hrsg.). Predigtmärlein in der Barockzeit. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes. Supplement-Serie zu Fabula, Zeitschrift für Erzählforschung. Reihe A: Texte. Bd. 5. Berlin 1964, S. 19.

²⁾ Moser-Rath, a. a. O. S. 14.

³⁾ Moser-Rath, a. a. O. S. 18.

⁴⁾ Moser-Rath, a. a. O. S. 18.

⁵⁾ R. Stadelmann u. W. Fischer. Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800. Studien zur Soziologie des Kleinbürgers im Zeitalter Goethes. Berlin 1955. S. 89.

⁶⁾ Moser-Rath, a. a. O. S. 17.

⁷⁾ In: Pädagogium. Monatszeitschrift für Erziehung und Unterricht. 13. Jg. Heft X. 1891. S. 627.

⁸⁾ Nagl, a. a. O. S. 628.

⁹⁾ D. Faßmann. In seiner Zeitschrift: In dem Reiche derer Todten (625). Zit. nach K. Bertsche.

Abraham a Sancta Clara. In der Reihe: Führer des Volkes. Heft 22. 2. Aufl. M.-Gladbach 1922. S. 29.

¹⁰⁾ J. C. Megerle. Nachklang. Wien 1710. Vgl. Bertsche, a. a. O. S. 33.

¹¹⁾ Bertsche, a. a. O. S. 38 und Nachtrag. Über Abraham von Megerle und sein Verhältnis zu Abraham a Sancta Clara vgl. Fundbericht von Conrad Gröber über die nachgelassenen Briefe des Oheims im Kloster Zoffingen (Konstanz) in der literarischen Beilage zur Augsburger Postzeitung vom 15. 6. 1911.

¹²⁾ Ausführlich hierüber: M. Heimbucher. Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 3. Aufl. München 1933. S. 546 ff.

¹³⁾ Zit. nach Bertsche, a. a. O. S. 49.

¹⁴⁾ Zit. nach Bertsche, a. a. O. S. 57.

¹⁵⁾ Bertsche, a. a. O. S. 121.

¹⁶⁾ Zit. nach Bertsche, a. a. O. S. 165.

¹⁷⁾ Ebenda.

¹⁸⁾ M. Schmidl. Literarischer Anzeiger. Bd. IV. Wien 1822. S. 1 ff.

¹⁹⁾ Vgl. K. Bertsche. Die Werke Abrahams a Sancta Clara in ihren Frühdrucken. 2. verb. und erw. Aufl., hrsg. v. M. O. Krieg. Wien, Bad Bocklet, Zürich 1961.

²⁰⁾ L. Bianchi. Studien zur Beurteilung des Abraham a Sancta Clara. Heidelberg 1924. S. 9.

²¹⁾ Vgl. Goethes Werke, hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar 1891. Bd. 29. Dichtung und Wahrheit. 4. Teil. 19. Buch. S. 141.

²²⁾ Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hier: Nr. 516, 517, 521, 523.

²³⁾ J. Paul. Vorschule der Aesthetik. Bd. I. Stuttgart und Tübingen 1813. S. 293.

²⁴⁾ J. Eichendorff. Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Ausgabe von W. Kosch. Nr. 10 und 11 der Sammlung Kösel. Kempten und München 1906. S. 204.

^{24a)} vgl. Ekkhart 1980 — Badische Heimat, Heft 4, Dezember 1979, S. 145—160. (besonders A. F. Cedzich, Karl Bertsche, Ein Leben für Abraham a Sancta Clara).

²⁵⁾ Werke von Abraham a Sancta Clara. Aus dem handschriftlichen Nachlaß, hrsg. v. d. Akademie der Wissenschaften in Wien, bearbeitet v. Karl Bertsche, Bde. I—III. Wien 1943—45. — Besonderen Dank für mannigfache Hilfen und stete Ermunterung schuldet der Verfasser dem Sohn von Prof. Dr. Bertsche, H. H. Pfarrer Bernhard Bertsche, Kappel im Hochschwarzwald (früher Heudorf im Hegau).

²⁶⁾ Abraham a Sancta Clara. Abrahamische Lauer-Hütt, hrsg. v. P. A. a Latere Christi. 1. Teil. Wien und Nürnberg 1721. S. 430.

²⁷⁾ Luthers Werke in Auswahl, hrsg. v. O. Clemen

u. a., Bonner Ausgabe. 8 Bde. 1912—33. Neudruck 1950. S. 184.

²⁸⁾ M. Heidegger. Über Abraham a Sancta Clara. Festrede zum Meßkircher Schultreffen am 2. 5. 1964. Selbstverlag der Gemeinde Meßkirch. Ohne Seitenangabe.

²⁹⁾ Abraham a Sancta Claras Werke in Auslese, hrsg. v. H. Strigl. 6 Bde. Wien 1904—07. Bd. 3 S. 116. Hinfort lediglich mit Namen des Herausgebers, Band- und Seitenzahl zitiert.

³⁰⁾ Strigl 3. S. 205.

³¹⁾ Strigl 4. S. 20.

³²⁾ Strigl 2. S. 232.

³³⁾ Strigl 2. S. 220.

³⁴⁾ Jenaer Zeitung v. 13. 2. 1805. Cottasche Jubiläumsausgabe. Bd. 36. S. 236 ff.

³⁵⁾ Abraham a Sancta Clara. Huy! und Pfuy! Der Welt. Nürnberg/Würtzburg 1707. S. 1. Hinfort zitiert als Huy mit Seitenangabe.

³⁶⁾ Abraham a Sancta Clara. Mercks wol Soldat. Wien 1680. Ohne Seitenangabe.

³⁷⁾ Ebenda.

³⁸⁾ Heidegger, a. a. O.

³⁹⁾ Vgl. hierzu und zum Folgenden A. Wannemacher. Johann Valentin Neiner, ein satirischer Volksschriftsteller des barocken Wien. Diss. Heidelberg 1937. S. 11 ff.

⁴⁰⁾ Zit. nach Neiner, a. a. O. S. 11.

⁴¹⁾ C. Linge. Des P. Abraham a Sancta Clara Gedanken über Erziehung. Aus seinen Schriften gesammelt. In: C. Linge. Schulschriften. Breslau 1828. S. 3.

⁴²⁾ Abraham a Sancta Clara. Judas / der / Ertz-Schelm / Für ehrliche Leuth ... 1. Teil 1686. Vorrede

⁴³⁾ Moser-Rath, a. a. O. S. 5.

⁴⁴⁾ Heidegger, a. a. O.

⁴⁵⁾ Strigl 3. S. 206.

⁴⁶⁾ Strigl 4. S. 77.

⁴⁷⁾ Judas / Der / Ertz-Schelm. Der Vierde Thail. S. 224. Zit. nach: Abraham a Sancta Clara. Ernste und heitere Geschichten aus seinen Werken, ausgew. u. bearb. v. K. Bertsche. 1. Werkchen: Grillen und Pillen. München-Pasing 1948. S. 28 f. Fontasch = Fontage, hochgetürmter franz. Damenkopfputz, genannt nach der Herzogin von Fontange, einer Mätresse Ludwigs XIV; Schilling = Bedeutung v. Ohrfeige; Konstanz = Anspielung auf constantia (Beständigkeit).

⁴⁸⁾ J. Meurer. Forschungen zur Beurteilung Abrahams a Sancta Clara. Eine Untersuchung seines homiletischen Schrifttums nach Inhalt und Anlage. Diss. Bottrop 1938.

⁴⁹⁾ M. Neumayr. Die Schriftpredigt im Barock auf Grund der Theorie der katholischen Barockhomiletik. Paderborn 1937. S. 180 f.

⁵⁰⁾ Huy. Titel.

⁵¹⁾ K. Stoevesandt. Die pädagogische Bedeutung der evangelischen Gemeindepredigt. Masch. Diss. Mainz 1952. S. 6.

⁵²⁾ Huy. Vorrede

⁵³⁾ M. Heidegger, a. a. O.

⁵⁴⁾ E. Vogt. Die gegenhöfische Strömung in der deutschen Barockliteratur. Von deutscher Poeterey. Band 11, hrsg. v. H. A. Korff u. a. Leipzig

1932, S. 7 ff.

⁵⁵⁾ E. Vogt, a. a. O. S. 1 und passim.

⁵⁶⁾ Vgl. G. Merkle. Die Bedeutung der humanistisch-heroischen Vorstellungswelt für die christliche Literatur und Kunst in der Zeit der Gegenreformation Bd. I. Text. Bd. II. Abbildungen. Masch. Diss. Tübingen 1944.

⁵⁷⁾ Huy. Vorrede.

Der Literat als Diplomat

Varnhagen von Ense als Vertreter Preußens am badischen Hof 1816—1819

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Als die Kutsche in die Pappelallee eingelenkt war, die schnurgerade auf die großherzoglich-badische Residenzstadt Karlsruhe zuführte, griff der elegante Herr im Fond nach seinem Taschenbuch und schrieb, während die zarte Frau an seiner Seite nach den regenverschleierte Türmen der Stadt ausschaute, in sauberen Buchstaben auf eine neue Seite „Juli 1816“. Er schien diese Art des Schreibens gewohnt zu sein, denn trotz des Schaukelns der Kutsche hielt er damit erst ein, als man das Stadttor in den zierlichen Formen des Zopfstils erreicht hatte. Nur kurz musterte der Korporal der Wache den Paß, den ihm der Herr zugereicht hatte, salutierte und hieß den Kutscher passieren, worauf der Herr noch ein paar Worte in sein Taschenbuch schrieb — und das las sich viele Jahre später in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ so:

„An einem trotz des Regens doch schönen Sommerabend in der Mitte des Juli trafen wir in Karlsruhe fröhlich ein. Wir waren angenehm überrascht, eine freundliche, umfangreiche, großenteils wohlgebaute Stadt zu

sehen, und der wohleingerichtete Gasthof, in welchem wir abtraten, stand gegen die besten in Mannheim und Heidelberg nicht zurück.“

Varnhagen und Rahel: „Ein interessantes Paar“

Wir — das waren der Legationsrat Karl August Varnhagen von Ense, neuernannter Geschäftsträger des Königreichs Preußen am badischen Hof, und seine Frau Rahel, geborene Levin, die, nicht minder schreibfreudig als ihr Gemahl, ebenfalls angetan schien von Karlsruhe, das sie nach ein paar Tagen in einem Brief an einen Freund nach einiger Kritik so schilderte:

„Der Eindruck ist heiter, angenehm, berlinisch, ja, überraschend schön. Viel Wald, viel Sumpf, viel Mücken umher. Im Ort die schönste Bauart, schöne Gebäude, viel Grünes — und kein Logis, chambres garnies gar nicht.“

Doch zunächst waren die beiden wohl untergebracht, und noch im Juli 1816 meldete das Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatt

dem Publikum die Ankunft des Diplomaten mit seiner Gattin mit Rang und Namen, und daß die Herrschaften im „Goldenen Kreuz“ Wohnung genommen hätten. Allerdings, in den Kanzleien der Residenz hatte man erstaunt die Köpfe geschüttelt: dieser Diplomat war denn doch ungewöhnlich jung; geboren am 24. Februar 1785 zu Düsseldorf, und bereits Königlich-Preußischer Chargé d'affaires. Und die Stammtische und die Damenkränzchen wußten bald noch mehr: Daß er dreizehn Jahre jünger war als sie, daß die beiden erst 1814 geheiratet hatten — kurz nachdem sie getauft worden war, denn sie war Jüdin, Tochter eines Berliner Kaufmanns, und nicht eben das, was man eine Beauté nennen konnte, aber bei den Schöngeistern der Zeit bekannter als ihr Mann. Kurzum: diese Varnhagens waren schon ein interessantes Paar, das man freundlich und auch ein wenig neugierig von allen Seiten willkommen hieß, so daß Varnhagen höchst erstaunt meinte:

„Früher geknüpft Bekanntschaften meldeten sich eiligst an, liebe Freunde aus Stuttgart führte der Zufall unversehens in den selben Gasthof, der Hofbankier Haber bezeugte seine Dienstbeflissenheit, die ansässigen Gesandten, ungeduldig, den neuen Kollegen zu sehen, begrüßten uns anteilvoll; Tettenborn kam auf einen Tag aus Baden und ebendaher der preußische Gesandte von Küster, der beauftragt war, mich in die neuen Verhältnisse einzuführen.“

Auf glattes diplomatisches Parkett gesandt

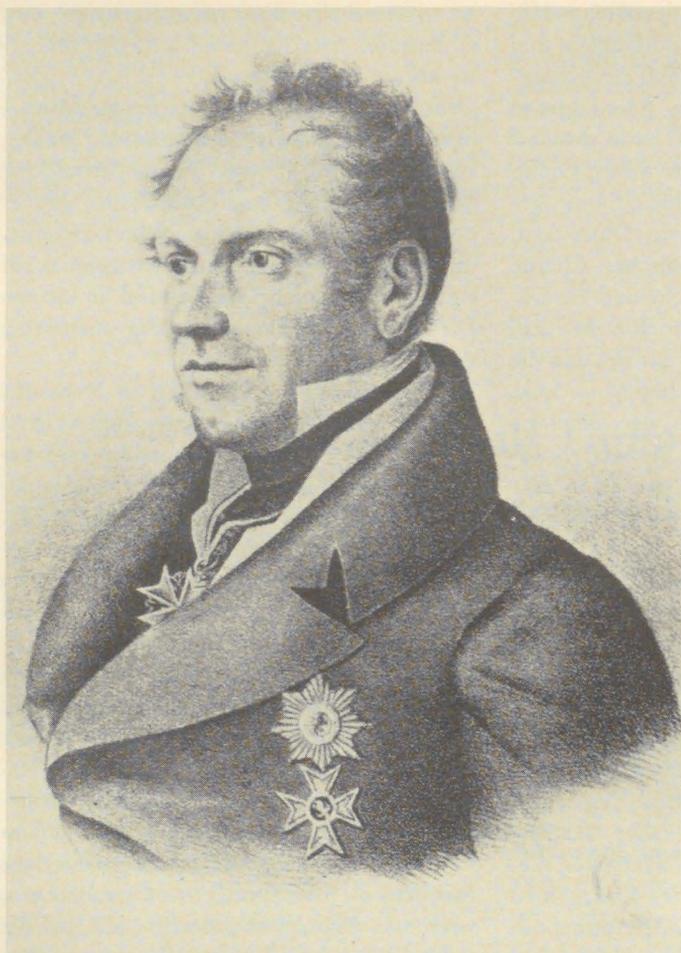
Mit Tettenborn und Küster hatte Varnhagen zwei Persönlichkeiten genannt, die für seine Karlsruher Diplomatenjahre von besonderer Bedeutung sein sollten. Der wichtigste von beiden war zunächst der Freiherr von Küster, der preußische Gesandte für Württemberg und Baden mit Sitz in Stuttgart, sein unmittelbarer Vorgesetzter. Küster war Berufsdiplomat und sicherlich nicht besonders erfreut darüber, daß man in Berlin, ohne ihn zu fragen, diesen, in seinen Augen dilettanti-

schen Geschäftsträger nach Karlsruhe entsandt hatte; aber Küster verhielt sich fürs erste korrekt und kollegial:

„Nachdem er mich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Hacke, vorgestellt und diesem meine Anmeldung beim Großherzog empfohlen hatte, gab er mir die nötige Einweihung in die Geschäfte, da ich auf diesem Boden zum erstenmal auf eigenen Füßen stehen mußte und im kleinen Dienst des Kanzleiwesens völlig unerfahren war.“

Tatsächlich stand Varnhagen in Karlsruhe erstmals beruflich auf eigenen Füßen; denn er war kein Diplomat, zumindest kein Berufsdiplomat. Sicherlich aber war er eine der schillerndsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Ein buntes Leben lag hinter dem Düsseldorfer Arztsohn. Zuerst hatte auch er in Berlin Medizin studiert, war aber dann immer mehr in literarische Zirkel und ins eigene publizistische Schaffen geraten. Er hatte Schlegels Vorlesungen besucht, die Bekanntschaft Fichtes gemacht, war Gast in den Berliner Salons gewesen und hatte mit Adalbert von Chamisso einen Musenalmanach herausgegeben. 1806 war er in preußische Kriegsdienste getreten, diente aber nach der Niederlage Preußens als Offizier bei den Österreichern, wechselte mit vielen anderen 1813 auf die russische Seite, wo er Adjutant des aus dem Badischen stammenden und jetzt wieder in Baden ansässigen Generals Karl Friedrich Freiherr von Tettenborn und dessen Vertrauter geworden war. Schließlich hatte ihn der preußische Staatskanzler von Hardenberg als Gehilfen in seine Dienste berufen, und Varnhagen hatte ihn zum Kongreß nach Wien und Paris begleitet, dem Staatskanzler seine gewandte Feder geliehen und dank seiner vielfältigen Verbindungen zu Zeitungen und politischen Blättern die Vorstellungen seines Herrn journalistisch verbreitet. Die Entsendung nach Karlsruhe war ein Vertrauens- und Gunstbeweis, der eine weitere gute Laufbahn anzukündigen schien.

Varnhagen war somit guten Mutes — aber



*Karl August Varnhagen
von Ense*

Karlsruhe war ein ebenso glattes wie gefährliches diplomatisches Parkett, denn der Bestand des jungen, durch die Gunst Napoleons entstandenen Großherzogtums war von vielen Seiten bedroht, und deshalb bedurfte gerade diese Sondermission Varnhagens mehr als der Geschäftskennntnisse, die der Jungdiplomats geringschätzig abtat: „Die scheinbar so wichtigen, so viel Unwichtiges einhüllenden Formeln waren schnell gelernt . . ., denn was der Mittelmäßigkeit nicht allzu schwer wird, erweist sich dem offenen Sinn als ein bloßes Spiel, das ihn kaum anstrengen, höchstens ermüden kann.“

Als preußischer Aufpasser mißliebig

Ermüdender war es für den neuen preußischen Geschäftsträger und seine Frau, eine passende Wohnung in Karlsruhe zu finden. Man entdeckte sie schließlich in der Waldhorn-gasse beim Kreisdirektor von Wechmar und seiner Frau, die als gebürtige Thüringerin dem Haus eine Spur der gewohnten norddeutschen Geselligkeit gab. Freilich, Rachel, die einst in Berlin Herrin eines Salons gewesen war, in dem Gelehrte, Politiker und Künstler ein- und ausgingen, fühlte sich trotzdem bald entsetzlich einsam; erst recht, als sie den ersten Karlsruher Winter erlebte:

„Es stürmt wie auf dem Meer“, schrieb sie an einen Bekannten, „kein Mensch öffnet meine Tür, von jeder Seite sind zwei Zimmer bis zu meinem leer; alle sehen nur über Dächer weg; meines geht nach unserem Hof, wo ich über Seitengebäude nach einem Wald, Fasanerie genannt, sehe; aber vorher mit meinen Augen erst vor einem kleinen Nachbargarten vorbei muß. Dieses Gärtchen und vier bis fünf Sonnenblicke, die ich, seit ich hier bin, teils auf den Wald fallen sah, und teils auf die Türme, die ich aus unserem Vorderfenster sehe, kann ich schwören, ist alle Sinneserfrischung, die ich hier genoß.“

Selbst Varnhagens hochgemute Stimmung kühlte in den ersten Monaten seiner Karlsruher Mission allmählich ab. Nur zu deutlich bemerkte der Vertreter Preußens, wie das Großherzogtum Baden von allen Seiten belauert und bedroht wurde. Vor allem fürchtete man, Bayern könne sich die 1803 an Baden gefallene rechtsrheinische Kurpfalz zurückholen, obwohl der Wiener Kongreß den Bestand des Großherzogtums garantiert hatte. Bayerns Chancen waren freilich geschwunden, nachdem Großherzogin Stephanie ihrem Gemahl im Mai 1816 wieder einen Thronfolger — der erste Erbprinz war 1812 ein paar Tage nach der Geburt plötzlich gestorben — geschenkt hatte. Trotzdem blieb es bedenklich, daß Freiherr von Hacke, der badische Minister des Äußern, weder ein loyaler Diener seines Herrn, noch der Mann war, den Besitzstand des Landes zu wahren. Ja, manche verdächtigten ihn sogar, er nehme als geborener Pfälzer die bayrischen Interessen wichtiger als die badischen.

So wenigstens vermutete auch Varnhagen in einem seiner Berichte nach Berlin. Sicher war indessen, daß Herr von Hacke den preußischen Aufpasser in Karlsruhe nicht mochte, zumal er allen Norddeutschen abgeneigt war. Hacke tat alles nur Erdenkliche, um die Vorstellung des preußischen Geschäftsträgers bei Großherzog Karl hinauszuzögern, und er gab damit dem Literaten Varnhagen

Zeit und Gelegenheit, ein Porträt des Ministers zu entwerfen: so breit und so bunt und so grell, daß es eher einer Karikatur gleicht, aber dennoch glaubhafte Züge enthält:

„Aufgeschwollen zu einer unförmigen Fleischmasse, die in einem schweren Hängebauch auslief, zeigte Hacke schon durch dieses Äußere, daß er mehr Fresser als Gutschmecker sei. Er war nicht ohne Witz, besonders von der derben Art, machte sich über alles lustig, behandelte alles obenhin und meinte, der rechte Staatsmann sei derjenige, welcher an nichts glaube, auf nichts rechne, für nichts eingenommen sei, und vor allem sich selber bedenke und sich einen guten Tag bereite . . . Das Essen bei Hof nannte er einen Hundefraß, das Schloß eine Bauernhütte und Karlsruhe ein Dorf. — Doch seine rücksichtslose Dreistigkeit, auch in den Staatsgeschäften, in denen ihm auch vieles über Erwarten gelungen war, imponierte den Kollegen, dem Hof, dem Großherzog selber.“

Schwacher Fürst im Netz von Kabalen

Viel gehörte allerdings nicht dazu, Großherzog Karl zu imponieren. Der Herr des „jämmerlich regierten Baden“ — so zitierte Varnhagen später in schmerzlicher Verbitterung einmal einen französischen Kollegen — war ein schwacher Fürst und erreichte in keiner Weise die Regententugenden seines Großvaters und Vorgängers auf dem Thron: des Markgrafen, Kurfürsten und — zuletzt — Großherzogs Karl Friedrich. Denn dieser war ein wohlgesinnter Landesvater, „der ein durch Erbschaft und das ihm aufgedrungene Bündnis mit Frankreich beträchtlich erweitertes Land als schönes Großherzogtum hinterließ.“

Nichts von all dem, was Varnhagen dem Großvater Karl Friedrich nachrühmte, traf für den Enkel Karl zu, den seine Mutter sorgfältig von allen Geschäften ferngehalten hatte. Markgräfin Amalie, der das Schicksal den Gatten und damit die Aussicht geraubt

hatte, einmal selbst regierende Fürstin zu werden, gedachte nämlich, wenigstens bei der Regierung ihres Sohnes mitreden und mitwirken zu können. Sie, die fünf ihrer Töchter auf die Throne von Rußland, Schweden, Bayern, Hessen-Darmstadt und Braunschweig gebracht hatte, und deshalb allgemein die „Schwiegermutter Europas“ hieß, erwartete auch von ihrem Sohn, daß er bei jeder Gelegenheit ihren Rat annehmen und ihren Weisungen folgen werde. Aber ihre Bevormundung hatte nur böse Folgen; denn „zur Regierung gekommen, fühlte der junge Großherzog in sich weder die Einsichten noch die Willenskraft, deren ein Fürst bedarf, um seinem Beruf zu entsprechen. Er war zu keiner eingreifenden Tätigkeit zu bewegen; die glücklichen Anlagen und nicht geringen Kräfte, mit denen die Natur ihn ausgestattet, folgten einzig dem Hang zum Sinnengenuß.“

Das alles erfuhr der preußische Geschäftsträger von seinem alten Vertrauten und Freund, Freiherr von Tettenborn, und er konnte bald aus eigener Kenntnis hinzufügen: „Der Großherzog selbst arbeitete nichts, machte selten in Staatssachen seinen Willen geltend, ließ den Ministern offenes Feld; nur darin behielt er beharrlich die Oberhand, daß an seiner Statt kein anderer befehlen und anordnen durfte. Am wenigsten seine Mutter!“

Mißtrauen übte Großherzog Karl auch gegenüber der fürstlichen Verwandtschaft. Außer seiner eigenen und der seiner Mutter gab es nämlich in Karlsruhe noch vier andere Hofhaltungen: die seiner Oheime Friedrich und Ludwig, die seiner Schwester, der Ex-Königin Friederike von Schweden, und dann war da noch die Familie Hochberg, mit des dahingeshiedenen Karl Friedrichs morgantischer Gattin, ihren Töchtern und den nicht thronberechtigten Söhnen: „eine Gruppe von Höfen die sich eifersüchtig gegenüberstanden und einer über den anderen, die übelsten Klatschereien verbreitend.“

Gesellschaften aber keine „Sozietät“

Varnhagen kam selbstverständlich als Diplomat häufig an den großherzoglichen Hof und lernte dabei auch die Großherzogin Stephanie kennen, nach seiner Schilderung „eine jugendlich schöne, liebliche gute Prinzessin, die durch ihr Erscheinen alle Herzen gewann, keinen Ehrgeiz hatte und weder Macht noch Einfluß begehrte.“ Trotzdem durften all jene, die von der Großherzogin zu einer Gesellschaft eingeladen wurden, sicher sein, vom Anhang der alten Markgräfin Amalie als wenig schmackhaft gefunden zu werden. Zu diesen „wenig schmackhaften“ zählte auch die Gattin des preußischen Geschäftsträgers. Rahel mied also diese höfischen Kreise, denen sie auch als Jüdin suspekt war, aber die Varnhagens waren trotzdem keineswegs ohne gesellschaftlichen Umgang, wenn auch Rahel in Erinnerung an ihren Berliner Salon immer wieder klagte, es sei ihr unmöglich, „in Karlsruhe eine Sozietät zu bilden.“

Man sah Besucher und Freunde, verkehrte auch mit manchen diplomatischen Kollegen und lernte die Vertreter der lokalen Kultur kennen: Künstler, Schauspieler, den alten Heinrich Jung-Stilling, der seinen Lebensabend in Karlsruhe verbrachte, den Geheimen Legationsrat und Dichter Albert Friedrich sowie den Theologen und Jugendbekannten Goethes, Johann Ludwig Ewald, der ebenfalls literarisch tätig war.

„Ein frömmelnder Kirchenrat, der eine kranke Gattin und erwachsene Töchter hatte, und im Stillen kleinen Liebschaften nachging, wobei der Schein der Ehrbarkeit nur mühsam gewahrt wurde“, so lautete eine der vielen boshaften Bemerkungen, die Varnhagens sonst überaus wertvolle Erinnerungen an die Karlsruher Zeit abgewertet und ihm den Ruf eines Klatsch-Literaten eingebracht haben. Die Bemerkung war zudem undankbar, weil ihm Ewald die Bekanntschaft mit Johann Peter Hebel vermittelt hatte, über den Varnhagen allerdings außer



Rahel Varnhagen ' 1

einer Rüge für mangelnden Patriotismus nicht mehr zu sagen wußte, als: „Er liebte die freien Nachmittage und Abendstunden beim Schoppen Wein unter Freunden, die er durch seine launigen Geschichten anmutig ergötzte.“

Informationen auf der Kurpromenade

Rahel lernte Johann Peter Hebel, der alles andere als ein Salon-Mensch war, nicht kennen. Sie und Varnhagen hielten sich lieber in Baden auf, das heute Baden-Baden heißt, wo der einstige Kriegskamerad und Freund, jetzt auch der Vertraute Großherzog Karls, Freiherr von Tettenborn wohnte, und dort

dank der Heirat mit einer reichen Frankfurterin auf großem Fuß lebte. Sein Haus stand alten und neuen Freunden stets gastlich offen. Erst recht natürlich den Varnhagens, die in den Jahren seiner diplomatischen Mission die Sommermonate meistens in Baden zubrachten. Bei Tettenborn verkehrten Franzosen, Russen und Engländer. Man unternahm gemeinsame Ausflüge in die Umgebung. Einmal veranstaltete Tettenborn sogar eine zehntägige Fahrt in den tiefen Schwarzwald. Auch dienstlich gab es für Varnhagen wichtige Informationen. Auf der Kurpromenade sprach er mit dem König und der Königin von Württemberg, mit dem König von Bayern, anderen Fürsten, Generalen und mit

Politikern, auch mit solchen liberalster Färbung: Stoff genug zu Berichten, die in Berlin beifällig aufgenommen wurden und dem preußischen Geschäftsträger schließlich den Charakter, wenn auch nicht das Gehalt, eines Ministerresidenten eintrugen. Nicht zuletzt regten diese Bekanntschaften den Publizisten zu neuem journalistischem Schaffen an, denn „alles reizte und beschäftigte mich, vor allem die Entwicklungen der Völker zur Freiheit und zu freien Verfassungen; was dahin strebte, zu fördern, zu steigern, war mir heiligstes Anliegen.“

Zur Verfassung Badens beigetragen

Gelegenheit, auch in Baden eine Verfassung zu fördern, kam im Mai 1817. Auch der zweite Erbgroßherzog starb dahin und mit diesem Prinzen erlosch abermals die Nachfolge. So schien es in der Tat höchst wahrscheinlich, daß das regierende Haus Baden in der reinen Zähringer Linie ausstürbe. Wie beim Tod des ersten Erbprinzen fehlte es nicht an schlimmen Gerüchten, und jetzt schien für Bayern erneut die Gelegenheit gekommen, um die Kurpfalz heimzuholen. In Baden, wo man unter den Folgen der Mißernte von 1816 litt und Tausende deshalb auswanderten, mußte schnell gehandelt werden, sollte das Großherzogtum erhalten bleiben. Als erste Maßnahme unterzeichnete Großherzog Karl am 4. Oktober 1817 ein Hausgesetz, das die Grafen Hochberg, Karl Friedrichs Söhne aus der zweiten Ehe, zu Markgrafen von Baden erhob und für erbberrechtigt erklärte. Auf legitime Nachkommen von Großherzog Karls Onkel Ludwig, war nämlich ebensowenig zu hoffen wie auf weitere männliche Nachkommen des dahinsiehenden Großherzogs Karl. Nun, da das Hausgesetz die Existenz des Thrones sicherte, mußte eine längst versprochene landständische Verfassung den Zusammenhalt des künstlich gefügten Landes verbürgen. Ihr erster Entwurf lag schon seit 1815 vor, doch der entscheidende Anstoß kam im März

1818 — aus Warschau. Dort hatte Kaiser Alexander von Rußland den Polen eine Konstitution gewährt. Auf den Großherzog wirkte das Vorgehen des Zaren so gewaltig, daß die Verfassungsfrage in seiner Seele sogleich entschieden war. Trotzdem hatte es der Verfassungsausschuß schwer genug, mit dem schwerkranken Landesherrn zu verhandeln. Der hochverdiente Staatsmann Sigmund von Reitzenstein und der unermüdllich neue Textfassungen schreibende Staatsrat Nebenius rangen mit ihm um den Wortlaut; Tettenborn, seit einiger Zeit Generaladjutant des Großherzogs, machte seinen Einfluß auf den Fürsten, der zur Kur in Bad Griesbach weilte, geltend und wies immer wieder auf die bayrische Gefahr hin. Auch Varnhagen rechnete sich ein wenig pathetisch Verdienste um das Zustandekommen der Verfassung an: „Ich durfte mir sagen, bei der Verfassung kräftig mitgewirkt zu haben; außerdem hatte ich manchen Beitrag zu dem Werk durch gelegentliche, an gutem Ort gemachte Äußerungen geliefert.“

Ein Tränenstrom rettete das Großherzogtum

Endlich unterschrieb Großherzog Karl das Dokument, und am 29. August 1818 wurde die Verfassung im Staats- und Regierungsblatt verkündet. Sie erregte im ganzen Land Jubel und lauteste Zustimmung. Selbst in Mannheim und in Freiburg, den bisher am wenigsten badisch gesinnten Städten, waren die Herzen plötzlich wie verwandelt, und dem Großherzog wie dem Großherzogtum zugeneigt. Doch was konnten ein Hausgesetz und eine Verfassung bewirken, wenn nicht wenigstens eine der großen Mächte den Bestand Badens und seines Fürstenhauses garantierte?

Jetzt konnte man die Früchte von Markgräfin Amalies kluger Heiratspolitik ernten; denn nur einer konnte helfen: „Kaiser Alexander, unser bester Anverwandter.“ So wurde der badische Außenminister nach Aachen entsandt. Dorthin hatte der Zar von

Rußland den Kongreß der von ihm geschaffenen „Heiligen Allianz“ einberufen. Die Aufgabe, internationale Garantie für das Großherzogtum Baden zu erlangen, löste Freiherr von Berstett, der den unfähigen Hacke endlich abgelöst hatte, in einer Audienz beim Zaren, dem Schwager des badi-schen Großherzogs Karl. Wenn man den Schilderungen Varnhagens glauben kann, so warf sich der Großherzogliche Minister des Auswärtigen schließlich, um den Zaren günstig zu stimmen, dem Herrscher aller Reußen weinend zu Füßen und stellte ihm in den düstersten Farben den nahen Tod des Großherzogs vor, und wie eine ungünstige Entscheidung ihm seine letzten Lebenstage verbittern müsse, so daß Kaiser Alexander endlich ausrief: „Nun wohl, ihr sollt alles behalten, dem Großherzog wird keine Gewalt geschehen, ihr könnt ihm melden, daß ich alles anerkenne . . ., vor allem die Unteilbarkeit des Landes!“

Großkreuz für einen kleinen Diplomaten

Großherzog Karl von Baden starb einige Tage, nachdem ihm der russische Schwager in Rastatt noch einen Besuch abgestattet hatte, am 8. Dezember 1818, nur 32 Jahre alt. Nachfolger wurde sein Onkel Ludwig, 56 Jahre alt, und der letzte aus der „echten“ Zähringer Linie. Er nahm die Zügel der Regierung mit Entschiedenheit auf, sorgte für die Rückkehr zur Sparsamkeit bei Hof und Verwaltung und räumte mit dem Schlendrian auf, der in Ministerien und Kanzleien, aber auch am Hof eingerissen war. Dem preußischen Ministerresidenten Varnhagen von Ense erzeugte der neue Herr im Karlsruher Schloß mancherlei Sympathiebeweise; ja, er besuchte sogar einmal Varnhagen und Rahel allein in ihrer Häuslichkeit. Nicht genug damit, Ludwig ließ ihm das Großkreuz vom Orden des Zähringer Löwen, begleitet von den schmeichelhaftesten Versicherungen, überbringen.

Ein Großkreuz für einen kleinen Diplomaten, und das ohne Wissen des Vorgesetzten und Gesandten in Stuttgart, das war schon eine ungewöhnliche Auszeichnung! Aber Großherzog Ludwig, der in jungen Jahren in preußischem Kriegsdienst stand, hatte sich sehnlichst gewünscht, wieder preußische Generalsuniform tragen zu dürfen und Inhaber eines preußischen Regiments zu werden. Varnhagen hatte ihm beides verschafft.

Aber trotz dieser Vorliebe Ludwigs für das Militär, und obwohl er eher autoritär und alles andere als das Vorbild eines konstitutionellen Monarchen war: in den ersten drei Monaten des Jahres 1819 ließ er im ganzen Großherzogtum die Wahlen zur ersten Ständerversammlung abhalten, deren Eröffnung am 22. April 1819 erfolgte. Beide Kammern waren für diese Sitzung im Schloß vereinigt. Der Großherzog hielt eine Rede mit edler Würde, die den besten Eindruck auf die Abgeordneten, auf die Diplomaten und auf das Publikum der dichtbesetzten Zuhörertribüne machte. Unter diesem Publikum befand sich auch Rahel, die tief beeindruckt von des Großherzogs Worten schrieb: „Ein kurzer herrlicher Eid wurde geleistet, und mein Herz mit Balsam getränkt, endlich erlebte ich allgemeine Hoffnung . . . und schaute keck wie glücklich der Sonne entgegen.“

Blauer Brief beendete die Laufbahn

Der Jubel war verfrüht. Varnhagens Karlsruher Diplomatenzeit neigte sich ihrem Ende zu. Beängstigende Ereignisse tauchten auf, vor allem die Ermordung Kotzebues durch den Studenten Karl Ludwig Sand. Dieses Attentat löst im ganzen Deutschen Bund die „Demagogenriechelei“ aus, die Karlsbader Beschlüsse mit dem Verbot der Burschenschaften und der Turnerei, die Bekämpfung nationaler und liberaler Ideen, denen auch Varnhagen von Ense anhing, und die Verfolgung ihrer Häupter. So konnte nicht einmal die Gunst des preußenfreundlichen und



Eines der alten Karlsruher Gasthäuser. Das „Goldene Kreuz“ war gleichzeitig Poststation und befand sich Ecke Zähringerstraße und Kreuzstraße hinter der „Kleinen Kirche“.

Varnhagen gewogenen Großherzogs Ludwig den Diplomaten vor seinem Fall bewahren, zumal Varnhagen ahnte, daß man auch ihn längst verdächtigt und in Berlin angeschwärzt hatte. Tatsächlich erschien am frühen Morgen des 22. Juli 1817 der preußische Gesandte von Küster aus Stuttgart und übergab Varnhagen die Depesche aus Berlin, wonach der Posten am badischen Hof aufgehoben und der Ministerresident abgerufen sei — den berüchtigten blauen Brief also „in trockenster Form, mit sichtbarer Ungnade, jedoch ohne ausgesprochenen Vorwurf.“ Die Hoffnung auf eine Verwendung als Vertreter Preußens in Washington zerrann binnen kürzester Zeit. Kein Zweifel: Varnhagen von Ense, der Außenseiter unter den Kar-

riere-Diplomaten, war in seiner amtlichen Laufbahn gescheitert. Ergiebig waren allein die Erlebnisse und Erfahrungen des Schriftstellers in den Karlsruher Jahren. Seine Darstellung der Entwicklung eines künstlich gefügten Staatsgebildes zu einem Verfassungsstaat, erst recht aber die vielfältigen biographischen, kulturgeschichtlichen und soziologischen Kleinmalereien in diesen Erinnerungen an die badische Residenz sind daher eine Fundgrube für ein wichtiges Kapitel badischer Landesgeschichte. Daß der preußische Ministerresident Karl August Varnhagen von Ense in diesem Kapitel keine unbedeutende Rolle gespielt hat, ist trotz mancher Anfeindungen von seriösen Historikern nicht zu bestreiten.

Novellist oder Kalendermann?

Zum 100. Geburtstag des badischen Schriftstellers Franz Hirtler

Franz Hirtler, Allensbach

Die Zahl derer, denen das Bild meines Vaters, der am 17. April 1885 in Freiburg i. B. geboren wurde und am 15. Juli 1947 in Lörrach starb, noch plastisch vor Augen steht, ist recht beachtlich. Dies scheint nicht weiter verwunderlich, nachdem er jahrzehntelang in der Schwarzwaldhauptstadt als Lehrer gewirkt hat und zuletzt als Direktor der Pädagogischen Akademie Lörrach zahlreichen Studenten geistige Richtlinien und praktische Anleitungen für den Lehrerberuf mitgab.

Was weniger in die Breite drang, aber dennoch auch außerhalb unseres Heimatgebiets noch unvergessen lebt — nicht nur in Kürschners Deutschem Literaturkalender, Oefterings „Geschichte der Literatur in Baden“ oder den neuen „Badischen Biographien“¹⁾, sondern auch im Herzen eines anspruchsvollen Leserkreises —, ist sein reiches, vielseitiges literarisches Werk. Schriftstellerisches Schaffen war meinem Vater nicht ein unverbindliches Hobby, sondern von frühester Jugend an eine hohe Aufgabe. Die Form der Novelle bildete das Kernstück seiner Bemühungen, wobei er sich bewußt war, daß dies zum Verzicht auf einen Teil des sich andrängenden epischen Stoffs verpflichtete. Die Stoffhungrigkeit der meisten Leser bevorzuge jedoch den Roman, schreibt er einmal, und so habe die auf ein einziges Motiv aufgebaute, zur Form hinstrebende Novelle bei den Verlegern keine günstigen Aussichten.

„Franz Hirtler, der Lehrer von Beruf und Dichter aus Berufung war, . . . machte es sich schwer mit seiner Kunst, die auf alemannischem Boden und unter alemannischem Himmel wuchs . . . Alemannisch ist die ver-

sonnene Grübelelei wie die besinnliche Heiterkeit in Hirtlers Werk“, heißt es in einem Nachruf, den ihm ein angesehenener Feuilletonist zum 75. Geburtstag widmete.

I.

Die Eltern meines Vaters lebten in Endingen am Kaiserstuhl, er selbst war nach dem Besuch der Freiburger Oberrealschule und dem 1904 abgeschlossenen Studium am Lehrerseminar Ettlingen zunächst an mehreren ländlichen Schulstellen im Odenwald und Schwarzwald tätig, zuletzt in Altsimonswald bei Waldkirch, ehe ihn der Erste Weltkrieg an die Westfront entführte. Doch auch im Unterstand und Lazarett legte er die Feder nicht weg, wie zahlreiche belletristische Beiträge in Armeezeitungen (und auch damals schon in Kalendern) bezeugen. Nach dem Krieg entfaltete er in Freiburg, seinem neuen Wirkungsort, neben der Lehrtätigkeit eine breitgestreute geistige Aktivität. In den kulturellen Veranstaltungen seiner Vaterstadt war er stetiger Gast, und der markanten Gestalt mit einem breiten Hansjakob-Hut (ähnlich dem damaligen Leiter der Badischen Heimat!) begegnete man oft vor den Buchhandlungen auf der Kaiserstraße. An der Universität hörte er Vorlesungen über Literaturgeschichte und Philosophie, war Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen sowie später auch mehrerer Rundfunksender, und in dem langsam reifenden Roman „Isemanns Flucht“ unternahm er, wie er selbst sagt, den „Versuch der breiten epischen Gestaltung einer umfassenden Kulturbilanz des Jahrzehnts nach dem Weltkrieg“.

Als erste Buchveröffentlichung erschien 1921 im List-Verlag, Leipzig, eine Sammlung von sieben Novellen „Das Spiel des Vikars“, dem später noch andere Bände ähnlicher Art folgten. Ein Großteil seines Schaffens, Erzählungen, Essays, kulturgeschichtliche Betrachtungen und Lyrik blieb freilich in Zeitschriften, Kalendern und Zeitungen verstreut, und die Hörspiele und Hörfolgen, die von mehreren deutschen Sendern ausgestrahlt wurden, sind verklungen.

Das pädagogische Wirken meines Vaters, das sich organisch mit dem literarischen verband, war nicht minder fruchtbar. Er vertrat als Erzieher — entgegen dem heute dominierenden kalten Empirismus — eine künstlerisch inspirierte humanistische Richtung, die sich auch in seiner Anthologie „Nur die Liebe kann erziehen“²⁾ ausprägt: der Titel stammt von dem Dichter und Schulmann Adalbert Stifter. Die eigenwilligen Gedanken zum Thema „Kann die Volksschule ihre Schüler zum guten Buch erziehen“ wurden 1931 mit dem ersten Preis des Börsenvereins deutscher Buchhändler ausgezeichnet, und der Aufsatz „Thomas Mann als Erzieher“, der 1932 in der Deutschen Lehrerzeitung, Berlin, erschien, fand warme Anerkennung durch den Dichter selbst, der meinem Vater in einem aufschlußreichen Brief dankte. Die gemeinsam mit Paul Fleig und Alois Ries verfaßte Fibel „Wir lernen lesen“, zu der er zahlreiche Originalbeiträge und Gedichte beisteuerte, war in den Jahren nach 1945 in Stadt und Land weit verbreitet.

Betonte Distanz hielt mein Vater zu den Opportunisten des Dritten Reichs, und vor den lauten Fanfaren der Politik nach 1933 flüchtete er immer mehr in das Studium alter oberrheinischer Kultur, aus dem dann seine Arbeiten über Sebastian Brant und Jörg Wickram³⁾ hervorgingen. Als größere Publikationen der Badischen Heimat erschienen u. a. „Endingen, Bilder aus seiner Vergangenheit“, eine von persönlichen Reminiszenzen getragene Studie, und „Die historische Rheinfahrt der Züricher mit dem heißen Hir-

sebrei zum Straßburger Schützenfest anno 1576“, ein plastisches Bild oberrheinischen Volkslebens zu Beginn der Neuzeit“).

1934 wurde ihm die Schriftleitung der alten Volkskalender „Der Lahrer Hinkende Bote“ und „Hebels Rheinländischer Hausfreund“ übertragen, deren historisches Gewand und eigenwillig konservative Haltung er mit großer Mühe und Energie gegen die „Gleichschaltungs“-Absichten der damaligen Kulturpolitiker verteidigte; zuletzt drohte dem Kalender mehrmals das Verbot.

Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg zog ihn das Kultusministerium zu intensivem Einsatz für die neue Lehrerbildung heran. In Gengenbach und Bad Rippoldsau leitete er unter schwierigen äußeren Bedingungen die ersten pädagogischen Ausbildungskurse, bis er 1947 zum Direktor der Pädagogischen Akademie Lörrach ernannt wurde. Doch in der harten Nachkriegszeit verhinderte ein allzufrüher Tod infolge eines Herzleidens die Erfüllung seiner reichen pädagogischen und künstlerischen Pläne.

II.

Zahlreiche Würdigungen, die mein Vater und sein Werk erfuhren, legen vor allem Gewicht auf sein Wirken als „Kalendermann“ und rühmen ihn als Volksschriftsteller. Ich habe diesen Begriff durchaus als eine Art Ehrennamen aufgefaßt, und mein Vater hat sich selbst im Bann und unter dem Einfluß von Heinrich Hansjakob, Jeremias Gotthelf und J. P. Hebel gesehen. Doch manche Freunde Franz Hirtlers wehren sich heute gegen seine Abstempelung als „Volksschriftsteller“, und gerade den gründlichsten Kennern seines Werks erscheint diese Klassifizierung zumindest als zu einseitig. Man hebt mit Recht hervor, wie viele seiner Novellen von Anfang an artifizielle Tendenzen haben, und weist auf deren Veröffentlichung in angesehenen Feuilletons und Zeitschriften jener Jahre hin, so in Velhagen und Klasings Monatsheften oder der damals viel gelesenen „Dame“ des

Ullstein-Verlags oder in Westermanns Monatsheften. Die Künstlernovelle „Der Vampir“, die das Problem des von seinem Werk aufgezehrten, sich immer mehr dem Leben entfremdenden Poeten behandelt, kam 1923 als bibliophiler Band heraus⁵⁾. Kein Geringerer als Thomas Mann hat sie in einem persönlichen Brief recht positiv gewürdigt, wenn der Dichter dabei auch eigenartigerweise bekennt, „daß ich des romantischen Vampirgedankens etwas überdrüssig bin und die Direktheit, mit der Ihr Held sein Los sprachsweise beklagt, darum unangenehm empfunden habe (eine Abneigung, die Sie dem Verfasser des Tonio Kröger nicht erlauben werden, — aber wenn sie nun vorhanden ist?)...“

Wenn sich dann im späteren Schaffen Hirtlers das Gewicht von urbanen, problematischen Charakteren mehr auf heimatverbundene Gestalten verlagert, entspringt dies keineswegs etwa einem Nachgeben gegenüber der damaligen „Blut-und-Boden“-Ideologie. Nur scheinbar trat der Novellist eine Zeit lang zurück hinter dem Kalendermann, und es ist ein durchaus organischer Weg, den der Verfasser in seiner kleinen Autobiographie⁶⁾ selbst erklärt. Vor allem durch „Freude am Erkennen und Gestalten von Formen“ sei er zum Schreiben gekommen, heißt es dort, und im Gespräch erwähnte mein Vater einmal, wie er schon als Zwölfjähriger Goethes Faust aus der Stadtbibliothek entliehen und sich, um ungestört zu sein, im benachbarten Münster darin vertieft habe. Später schreibt er in der erwähnten Selbstdarstellung: „Die ersten Versuche in Prosa waren fast ganz auf straffen Sprachstil eingestellt und litten an inhaltlichen Mängeln. Es scheint, daß sich darin ein musikalischer Sinn meldete, dem sonst nur Freude am Anhören von Werken der Tonkunst, nicht aber deren Ausübung gegönnt war. Schließlich wurde aus dem Spielerischen eine ernsthafte Bemühung, und die Ausdrucksmittel traten in den Dienst des Geschauten und Erlebten... Es ist also wohl so, daß die Gefahr der ‚Artistik‘ gebannt

wurde durch das Gefühl der Verpflichtung zu gesunder Volkstümlichkeit, das in mir bestärkt wurde durch die Mitarbeit und spätere Schriftwaltertätigkeit an zwei altberühmten badischen Volkskalendern. Vom Musikalischen und Erzieherischen her kam ich also zu dieser schon oft merkwürdig gefundenen Gleichzeitigkeit entgegengesetzter Strebungen...“

Im Hinblick auf die Schlagworte vom Volksschriftsteller oder Heimatdichter, die manchmal noch im dubiosen Licht der Vergangenheit schillern, darf darauf hingewiesen werden, daß unlängst in einer literarischen Tagung der Darmstädter Akademie die (wenn auch umstrittene) These laut wurde, es sei jeder Schriftsteller, der es ernst meint, in einer demokratischen Gesellschaft wie wir sie mehr und mehr zu werden nicht nälchlassen sollen, ein Volksschriftsteller, so kompliziert und vertrackt er auch sein mag. „Der große Flegel, das Volk — schrieb Heinrich Heine. Es hinderte ihn nicht, dem Flegel seine Loreley zu schenken“, fügt Ruprecht Skasa-Weiß diesen Erwägungen hinzu⁷⁾.

Und was die „Heimat“, die „regionale Mentalität“ betrifft, so setzt sich gerade heute mit Recht die Auffassung durch, dies seien keine ländlich-idyllischen Gegenbegriffe mehr zur städtisch unheilen Welt. „Heimat ist Möglichkeit gegliederten und gestalteten Raumes auch und gerade in der Stadt. Der neue Heimatbegriff ist... urban von seiner geistigen Entstehungsbasis her wie auch in seinen Zielvorstellungen“, betont Heinrich Hauß⁸⁾. Auch Walter Jens kommt zu ähnlichen Folgerungen bei seinem „Nachdenken über Heimat“⁹⁾.

Das Milieu für eine von Hirtlers frühesten Erzählungen, Martin Moser, die bei ihrem Erscheinen sogleich für Aufsehen sorgte, bildet ein Schwarzwälderdorf vor dem Ersten Weltkrieg. Aber dieses gibt vor allem den Rahmen ab für eine düstere tiefenpsychologische Studie: Ein Bauernknecht wird aus immer drangvollerer innerer Vereinsamung heraus zum Pyromanen, der — als aufop-

fernder Helfer beim Brand des Hofes — seinem Herrn zuruft: „Brauchst nit zu danken, Bur! Ich hab' ja deinen Hof angezündet!“ Eduard Heyck weist im Nachwort zur Buchausgabe der am Kaiserstuhl spielenden Erzählung „Hermann Hartliebs letzte Ferien“¹⁰⁾ hin auf „das gedanklich vertiefte, sinnierende, sorgsame Wesen der Alamannen mit ethischer Grundierung . . . bei frisch aus dem Leben entnommenem und erzähltem Stoff.“

Für die 1938 erschienene Sammlung ober-rheinischer Erzählungen¹¹⁾ gibt die Titelgeschichte „Heimkehr aus der Fremde“ wieder das Motto für den ganzen Band. Aber die schwierige Heimführung des jugendlichen Helden in der ersten Erzählung (heute könnte man ihn salopp als „ausgeflipten Lehrersohn“ bezeichnen) ins Vaterhaus nähert sich manchmal einer psychoanalytischen Krankheitsbeschreibung, die mancher in jenen Jahren mit recht scheelen Augen las. Im übrigen erinnere ich mich noch recht gut, wie mein Vater ab und zu in vertrautem Kreis etwas maliziös auf die versteckte Huldigung an Felix Mendelssohn-Bartholdy hinwies, die in dem Titel steckte. (Die heute wenig bekannte Overtüre zum Liederspiel „Heimkehr aus der Fremde“ des damals verfehmten Komponisten schätzte er sehr; eine Zeit lang plante er auch einen Mendelssohn-Roman). „Siebzehn wohlgeformte und abgewogene Erzählungen vereinigt er unter diesem Titel, der auf die meisten zutreffen könnte, nicht bloß auf die erste, die ihn trägt“, schreibt W. E. Oeftering, „denn irgendwie kehren die meisten Menschen, die er uns näher bringt, aus einer Verirrung heim zu sich selber“. Ludwig Finck, der Rosen-doktor aus Gaienhofen, reagierte spontan auf das Erscheinen dieses Bandes mit den Worten: „Die schöne Meisternovelle vom unsterblichen Lachen sollten alle Menschen lesen, denen die Tage dunkel werden. Sie strahlt eben so viel Sonne aus wie die schönste Geschichte von Hebel. Und ich habe darum die Alemannen wieder etwas lieber

gewonnen“. Andererseits warnt Adolf von Grolmann in seiner Rezension: „Man täusche sich ja nicht ob der ‚Heiterkeit‘ dieser Erzählungen über den diese Heiterkeit bestimmenden Ernst . . . Hirtler verfällt jenem häufigen Fehler, die oberrheinischen Alemannen zu einem Stamm gutmütiger, unendlich heiterer Leute zu machen, ganz und gar nicht; denn die schweren Schicksale eines Hebel, eines Emil Gött, ja auch eines Konradin Kreutzer und Jörg Wickram sind seinem dichterischen Instinkt nicht entgangen, und die Art, wie er diese bedeutenden Männer in den Rahmen seines Erzählertums einzubeziehen versteht, scheut vor dem Ernst des Lebens und der Kraft, mit der es täglich überwunden werden muß, nicht zurück. So kann, um nur eines zu nennen, die Grimmelhause-nerinnerung in ‚Liberatus und das Vogel-nest‘ in ganz wenigen Strichen sogleich bis zur letzten Entscheidung in sittlichen und moralischen Fragen vorstoßen.“

III.

Wenn ich die in der Überschrift gestellte Frage „Novellist oder Kalendermann?“ dahin beantworten möchte, daß die reifsten Arbeiten meines Vaters diese Alternative überwinden, so mag man diese Auffassung vielleicht der subjektiven Sicht und verklärenden Rückschau des Sohnes zugute halten. Festhalten möchte ich allerdings an der Anregung, der geneigte Leser möge sich darüber selbst ein Urteil bilden durch die eigene Lektüre, was freilich eine Neuauflage der vergriffenen Bände durch die geneigten Verleger voraussetzen würde!

Anmerkungen

¹⁾ Badische Biographien. Neue Folge, Bd. I. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von Bernd Otnad. Stuttgart 1982

²⁾ „Nur die Liebe kann erziehen“. Ein Buch für

Eltern und Erzieher, hg. von Franz Hirtler. Verlag Klett, Stuttgart (o.J.)

³⁾ Franz Hirtler (Hg.), *Das Rollwagenbüchlein*. Neu übertragen mit einem Lebensbild Jörg Wickram's (1943); Franz Hirtler (Hg.), *Sebastian Brant: Das Narrenschiff*. In neuer Übertragung und Auswahl mit einem Lebensbild des Dichters (1944) — Beides im Zinnen-Verlag (später K. Desch), München

⁴⁾ *Badische Heimat*, Jahresheft 1929 (16. Jg., Seite 209 ff), und Jahresband *Oberrheinische Heimat* 1940, (Seite 415 ff)

⁵⁾ Hjärmstedt-Drucke Nr. 4, Verlag Ferdinand Acker, Wolfach 1923

⁶⁾ „Franz Hirtler über sich selbst“. Ekkhart-Jahrbuch 1939, Seite 75 ff.

⁷⁾ „Ein Volk von Volksschriftstellern“ in: *Die Zeit* Nr. 22, Mai 1985

⁸⁾ Heinrich Hauß, Regionalismus, regionale Mentalität und die Veränderung des Heimatverständnisses in: *Badische Heimat*, Juni 1984, Seite 417

⁹⁾ Walter Jens in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* („Bilder und Zeiten“) vom 9. 6. 1984, abgedruckt in: *Badische Heimat*, Juni 1984, Seite 512

¹⁰⁾ Die umfangreiche Erzählung erschien eigenartigerweise zunächst in *Westermanns Monatsheften*, Braunschweig, Jg. 1924, April und Mai (mit Fortsetzung), dann 1924 als selbständiger Band in *Schauenburgs Volksbücherei* (Verlag Moritz Schauenburg, Lahr)

¹¹⁾ Franz Hirtler, *Heimkehr aus der Fremde*. *Oberrheinische Erzählungen*. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1938. Eine neubearbeitete Ausgabe dieser Sammlung unter dem Titel „*Erzählungen vom Oberrhein*“ erschien 1948 ebenda.

„Höchstversuchter Füllebegriff“ — Heimat als Kategorie und Prinzip —

Zum 100. Geburtstag Ernst Blochs (1885—1977)

Heinrich Hauß, Karlsruhe

»Terre arable du songe!
Qui parle de bâtir?«

Saint John Perse,
Anabasis (1922)

I. „Scharfer Begriff“ und „kühnes buntes Bild“

Höher und umfassender hat in der Philosophie vor Bloch keiner vom Begriff Heimat gedacht. Hat er doch den Begriff an höchster Stelle seiner Philosophie eingesetzt, ist der Begriff Heimat doch das letzte Wort seiner Enzyklopädie „Prinzip Hoffnung“, Summebegriff vielfach auch am Ende einzelner philosophischer Aufsätze.

Heimat — das ist im Blochschen Denken,

um es gleich zu sagen, etwas äußerst Komplexes, der sonstigen Unschärfe und Mehrdeutigkeit des Begriffes Entgegengesetztes: „höchstversuchter Füllebegriff“¹⁾, *Kategorie* und *Prinzip* dazu, anzeigend die „uralte Glücks-Intention“: „Heimkehr zu dem einen Gemäßen, in seine Welt zu kommen“, ein „*Omnia ubique*“ Blochscher Philosophie; Welt und Mensch, Inwendiges und Auswendiges in eins gedacht, vorerst nur negativ vorhanden in seinem Entbehren, positiv ausgefabelt in der utopischen Hoffnung darauf²⁾.

Heimat ist im Blochschen Werk „scharf in Einschlag“³⁾ gebracht, utopisch weitest gespannt, philosophisch mit den Königsbegriffen *Wahrheit*, *Freiheit*, *Identität* in Verbin-



Ernst Bloch 1921, Gemälde von Willi Geiger. Hans Mayer sagt von diesem Bildnis: „Es gibt ein wunderbares Jugendbild von Ernst Bloch: gemalt von seinem Freund, dem expressionistischen Maler Willi Geiger. Schaut man es an, so wird der Blick, unmittelbar, durch einen jüdischen Intellektuellen erwidert“

dung gesetzt. Dem konventionellen Verständnis von Heimat mag ob solcher Schärfe und Weite Hören und Sehen vergehen, angst und bange werden, aber vieldeutig, unscharf und „durchspuckt nur von Ahnungen und durchspuckt von Utopie“ bleibt alles, solange ein Philosoph nicht versucht, den „Kern der Welt“ begrifflich herauszubringen. Herausgebrachte, kenntlich gemachte Welt ist bei Bloch ausgedrückt im Begriff Heimat als Utopie. Heimat ist das „wetterleuchtende Land, wohin die Geschichte fährt“⁴⁴). Aufgabe der Philosophie ist es, im Strom der Welt zu orientieren, „um diese wirklich bis zur Kenntlichkeit, das heißt, zur Heimat zu

verändern“⁴⁵). Die schöne faustische Weite des philosophisch aufgefüllten Begriffs mag den vor Ort für „Heimat“ Tätigen zunächst schrecken, aber „Nähe ist nur selten die eigene“⁴⁵), sagt Bloch, und der Boden der Heimat ist „ja allemal nicht mit der Schwere seiner Scholle, sondern mit dem Licht verbunden, das darüber liegt“⁴⁶). Vor allem ist Blochs aber auch zu gedenken, weil die Implikationen der Blochschen Kategorie Heimat zu einem *Ferment des Regionalismus*, der *regionalen Geschichtsschreibung und der regionalen Identität* geworden sind. So hat zum Beispiel die regionale Geschichtsschreibung in Anstoß, Konzept und Begrifflichkeit die Blochsche Philosophie nach der Theologie heute am ehesten beerbt, ja sie kann am Anfang der 80er Jahre als das Feld bezeichnet werden, auf dem Bloch, unmerklich zwar, aber intensiv rezipiert worden ist. So gilt wohl auch hier M. Walsers Wort von 1977: „Unentbehrlich Bloch“⁴⁷).

II. „Kategorie Heimat, die ist eigentlich gesucht“

E. Bloch, Prinzip Hoffnung

Heimat — „einmal ein nüchternes auf Besitzverhältnisse, Abhängigkeiten und Privilegien und Dienste aller Art verweisendes Wort“⁴⁸) ist in der Blochschen Philosophie nicht nur ein Begriff mit einer deutlichen Konnotation, so wird der Begriff gelegentlich auch schon bei Hegel und Nietzsche verwendet, Heimat wird bei Bloch in den Rang einer Kategorie erhoben und ist als eine Kategorie, die es durchzuhalten gilt⁴⁹), zugleich auch Prinzip. Konsequenterweise ist das Wort Heimat auch das letzte Wort der Enzyklopädie menschlicher Wunsch- und Wachträume, dem „Prinzip Hoffnung“: „Die Enzyklopädie endet mit der Kategorie Heimat. Die ist eigentlich gesucht. In eine Welt zu kommen, wo das Subjekt nicht mehr behaftet ist mit einem Fremden. Das letzte Wort des Buches ist Heimat“, sagt Bloch anlässlich eines Interviews¹⁰). Die Kategorie Heimat ist aber, wie

Bloch in einem anderen Zusammenhang sagt, seinem Denkstil gemäß, „lyrisch scheinend und doch erzphilosophisch in der Sache selbst fundiert, nämlich im Aufblitzen vom utopischen Endzustand“⁽¹¹⁾. Dem Begriff wird bei Bloch nichts weniger als die Verlegung des besitzrechtlichen, lokalisierenden, historischen Begriffs ins philosophisch Kategoriale und Prinzipielle zuteil mit der Verschiebung der Bedeutung vom „Gewesenen“ ins „Immer noch nicht Gewesene“⁽¹²⁾, noch nicht Herausgebrachte.

Die durchzuhaltende Kategorie Heimat ist letztlich das Losungswort, für das, „wovon die Welt längst den Traum besitzt, von der sie aber das Bewußtsein besitzen muß, um die Sache wirklich zu besitzen“⁽¹³⁾. Anweisung und Eingedenken schließlich auch: „Anweisung auf das Fühlen der Tendenz, der Richtung, in die die Melodie des Geschehens eigentlich will, auf das mehr als führende Eingedenken, nicht nur Denken, sondern Eingedenken der Latenz, die in all dem impliziert ist und umgeht; Eingedenken dessen, wohin der Prozeß läuft.“

III. „Lehrreiche Orte“: Ludwigshafen — Mannheim

Die Blochsche Aufmerksamkeit für das Phänomen Heimat ist seit dem Band „Erbschaft dieser Zeit“ aus dem Jahre 1928 dialektisch angelegt und vollzieht sich topographisch auf der Grenze zwischen Pfalz und Baden, Ludwigshafen und Mannheim. In einem Interview von 1974 kommt Bloch nochmals auf den 1928 in dem Aufsatz beschriebenen Gegensatz Ludwigshafen — Mannheim zurück. „Ludwigshafen als ein Ausdruck für die internationale Bahnhofshaftigkeit unseres Lebens, für die Aufbruchsstimmung, für dieses ‚Unzuhause‘, für die Unwirtlichkeit der Stadt. Auf der anderen Seite erhebt sich das Problem der gebauten Stadt mit ihrer reaktionären Nostalgie, die sich schon in der Stadtplanung als die Sehnsucht nach der ‚gu-

ten schönen alten Zeit‘ inkarniert, in der noch ein anderer Archetyp, eine Kategorie umhegt, nämlich die Kategorie Heimat.“

„Auf der einen Seite die internationale Bahnhofshaftigkeit, Heimatlosigkeit, die Bahnhofshaftigkeit des Daseins . . . Auf der anderen Seite das Spießertum, die wohlbehäbige Bourgeoisie, aber auch die sehr wichtige und erst recht in den Archetypen hervorragende Kategorie Heimat. Dagegen die alte Kulturstadt Mannheim, ‚dort war der ganze philosophische Farbenbogen von Leibniz bis Hegel vollständig‘ in der Schloßbibliothek vorhanden“⁽¹⁴⁾.

In dem angeführten Aufsatz reflektiert Bloch den Schreibenlaß so:

„Weshalb schreiben wir aber darüber mit so langem Anlauf? Eben weil hier etwas umschlug, weil hervorkommt, wohin die Zeit marschiert. Weil Ludwigshafen, das für mehreres steht, plötzlich wichtiger geworden ist, in der neuen Luft, als Mannheim.“ Denn Ludwigshafen hat „gegen den Typ Mannheim das ehrlichere Gesicht, seine Industrie zerstört nicht erst die natürlichen kulturellen Zusammenhänge, sondern steht ab ovo fremd zu ihnen“. „Das behagliche pfälzische Weinland, eine halbe Stunde von hier, Hof- und Nationaltheater, die nahen Dome von Worms und Speyer rücken vorerst fern.“⁽¹⁵⁾

Zwischen Absenz von Heimat in Form der „internationalen Bahnhofshaftigkeit“ und falscher Präsenz von Heimat in zurückgebliebener Bourgeoisie scheint der Ausgangspunkt der Bolchschen Einsicht in das „Unzuhause“ zu liegen. Im Negativ-Erlebnis nach zwei Seiten hin wird aber die Idee Heimat philosophisch kategorial als ein Zukünftiges aufbewahrt: Heimat, worin noch niemand war. „Nähe, aus der Ferne verfremdet; Ferne, aus der Nähe eröffnet: So und nicht anders konstituiert sich . . . was Heimat bedeutet, auf den Begriff bringt“, sagt Walter Jens — ganz Blochschem Denkentypus folgend — in seinem bemerkenswerten Aufsatz ‚Nachdenken über Heimat‘.⁽¹⁶⁾

IV. „Heimat in Sinn, als Sinn“

Natürlich läßt der Prozeßdenker Bloch jegliches objektivistisches Heimatverständnis hinter sich. Heimat ist für ihn kein historisch oder räumlich identifizierbarer „Gegenstand“. „Denn das, was ist, kann nicht wahr sein, aber es will durch die Menschen zur Heimkehr gelangen.“¹⁷⁾ Welt ist nicht fertig, nicht herausgebracht, nicht zu sich heimkehrt, philosophisch weder eine „feste Ausgemachtheit“, noch eine „wesenhafte Vorhandenheit“¹⁹⁾.

„Was sich nur befindet, bleibt dumpf, findet sich nicht, geht in die Ferne, gerade um sich nahe zu kommen, sich herauszubringen. Wir sind uns selber übersteigend, aber auch alles in unserem Umkreis. Nichts ist darin einfach gegeben, alles darin aufgegeben. Undeutlicher, folglich deutlicher als irgendetwas ist der Mensch selber, das Unfertige schlechthin.“²⁰⁾

„Que conclurons-nous de toutes nos obscurités?“ Nach Bloch: „Nur als Hoffende sind wir uns halbwegs sichtbar.“²¹⁾ Und was die Sprache, die Begriffe, die Bilder betrifft; „können wir die Unklarheit der Sache, das heißt die noch nicht zu Ende gedachte, die gärende, kochende, die Sache, die auf dem Feuer steht, immerhin in die Sprache als das, was sie ist, nämlich als unfertig, klar erfassen“²²⁾. Unfertiges klar erfassen: Utopie Heimat, Antizipation. Bei alledem bleibt aber die mit dem „Eros nach Hause zu gelangen umfahrende Kategorie Heimat“ in der Schwebe zwischen einer „Welt für uns“ oder einer „Welt umsonst“²³⁾. Heimat als philosophische Kategorie kann sich deshalb auch nicht auf etwas Statisches beziehen, sondern ist der „offen fortlaufende Versuch, die Daseinsweise und Daseinsform objektiv herauszubringen, heraufzubringen“²⁴⁾. Heimat wird so „immer neu ausgefabelt“, ist „regnum humanum“²⁵⁾, „menschenadäquates Reich“²⁶⁾, das „aufgedeckte Angesicht der Welt“²⁷⁾, am besten wohl zu einem „Losungswort“ ausfor-

muliert in einem Aufsatz des Buches „Experimentum Mundi“:

„Gerichtet auf Glück, in einer Gesellschaft ohne Herr und Knecht, gerichtet dadurch auf mögliche Solidarität aller, id est, auf Freiheit und menschliche Würde, in Natur als einem nicht mit uns Fremdem behafteten Objekt, gerichtet auf Heimat.“²⁸⁾

Diesem Ensemble der mit der Kategorie Heimat verbundenen Begriffe wären nur noch zwei andere, den philosophischen Zusammenhang erläuternde hinzuzufügen: Wahrheit und Identität. Unbehausheit ist abzutun — „ein uns Fremdes in der Unfreiheit, ein in der Sache Fremdes in der Unwahrheit . . . Gewinn eines Heimatlichen, Angelangten; *Freiheit wie Wahrheit sind Heimatbegriffe*. Was am Ende heißt: beide sind auf die *finale Fernkategorie Identität* bezogen“²⁹⁾. So kann Bloch den philosophisch intendierten Sinn von Kategorie und Prinzip Heimat auch zusammenfassen mit den Begriffen: „*Ankunft, Identität, Heimat in Sinn als Sinn*.“³⁰⁾

V. „Versiegelte Order an der Veranstaltung Freiheit“

Heimat — das ist letztendlich die „versiegelte Order an der Veranstaltung Freiheit“³¹⁾, „der Ort des großen Feldzugplans der Zivilisation“³²⁾, „Losungswort einzulösender philosophischer Hoffnung auf Identität“:

„Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, *das allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat*.“³³⁾

Im „Geist der Utopie“ von 1923 hat Bloch präzisiert, wie man sich das Ankommen in

Heimat zivilisatorisch und kulturell vorzustellen hat:

„Denn es kam das rastlose um sich Greifen, das für sich Arbeitenlassen und die eiserne Bedienung durch mechanische Kräfte. Es wird noch kommen die dadurch geschehene Entlastung des Menschen mittels der Technik, und ihre nicht mehr aufzuhaltende Segnung des Lebens, nämlich die Abschaffung der Armut und die durch das Proletariat erzwungene Entlastung des Menschen von Fragen der Ökonomik. Es kommt weiterhin die fortschreitende . . . Einbeziehung fremder Gesittungen und Phänomenologien in einen gemeinsamen Blickpunkt . . . Es kommt die nicht mehr zu vereitelnde föderative Annäherung der Völker selbst . . . ein Multiversum von Weltrepublik, damit die Verschwendung der abgeschlossenen Kulturen aufhöre und der Mitmensch unter dem Namen Moral gemeint auch geboren werden könne. Es kommt schließlich die Wiedergeburt einer polislosen, parakletisch durchdrungenen Kirche, ein Brüderliches im Menschenleben neu berufend.“³⁴⁾

Ein „beim doppelköpfigen Janus weites Feld“!

Ein so „munkelndes Dunkel“ ist dann die aufdämmernde Heimat denn doch nicht: „Dafür steckt das sozialistische Bewußtsein zu deutlich den nächsten Weg ab.“

VI. „Kurz und gut, hier gehört Begriff, hier gehört Philosophie heran“

Bloch, Ideologie und Utopie, 1968

Heimat wird bei Bloch von Anfang an auf philosophischer Ebene kategorial und prinzipiell diskutiert, sie ist zusammen mit dem „Prinzip Hoffnung“ der „mächtig einfache Grundgedanke“³⁵⁾ seiner Philosophie. Der Blochsche „hochübersteigende Füllebegriff“ Heimat als Inbegriff „einer rechten, guten, humanen für Menschen erträglichen und endlich für den Menschen gebauten Welt“³⁶⁾ ist so ungewöhnlich nicht, wenn man bedenkt, daß er eigentlich nur der ins Immanente gewendete

„patria“-Begriff ist, wie er schon bei Thomas von Aquin als „Seelenheimat“ „Caritatis perfectae et visionis manifestae“ gelegentlich vorkommt³⁷⁾. Eine gewisse Verbindung zu Thomas von Aquin besteht auch im philosophisch-biographischen Entwurf Blochs, nach dem er „Innozenz III. und Thomas von Aquin und der verborgene Papst“³⁸⁾ in einem sich zu werden vornahm.

Hier gehört Begriff, hier gehört Philosophie heran: „objektiver Atem und gezielter Halt“³⁹⁾, „Kommunikation mit dem objektiven Weltzusammenhang“⁴⁰⁾. Im Gegensatz zu den vorherrschenden philosophischen Strömungen, die dezidiert vom „Prinzipiellen“ Abschied genommen haben⁴¹⁾, hat Bloch, darin Hegel folgend, den Anspruch der Philosophie, „Zug zum Ganzen und Eigentlichen“⁴²⁾ zu sein, nie aufgegeben. „Philosophie ist lebendiger Zusammenhang (der Wissenschaften) in eigener Konzentriertheit und mehr. Sie ist im Bewußtsein dieses Ganzen der höchstversuchte Durchblick von der Erscheinung auf das Wesen, kurz jenes Eigentliche, und vor allem jenes, wohin überhaupt der Prozeß des Ganzen tendiert.“⁴³⁾ Ein gewaltiges und ungeheueres Programm dazu, bedenkt man, daß der Nachtschmetterling nach dem Untergang der allgemeinen Sonne immer noch — und wohl mehr denn je — das „Lampenlicht des Privaten“⁴⁴⁾ sucht. Zu dieser Nachtzeit des Allgemeinen bleibt nach Bloch, ohne „objektivem Atem und gezieltem Halt“⁴⁵⁾, den Einzelnen nur die „Narrenfreiheit, weil überhaupt kein Gedanke ernstgenommen wird, weil dem Subjekt keinerlei Auftrag zu einem Gedanken ergeht und es so . . . sagen kann, was es will, weil es überhaupt nichts zu sagen hat“⁴⁶⁾.

Mit der „Auftragslosigkeit des Denkens“, seiner „anschlußlosen Isoliertheit“ wegen der fehlenden Kommunikation mit dem „objektiven Weltzusammenhang“⁴⁷⁾, eben der „Velleität“ der Privatheit, wollte sich Bloch nie abfinden.

Hier gehört Begriff, hier gehört Philosophie heran, zur Wahrung des Zusammenhangs

und als Erinnerung an ein Allgemeines. Natürlich muß man sich darüber im klaren sein, daß Bloch diesen Zusammenhang in marxistischer Sicht entwickelt, doch bleibt sein Verdienst, daß er den Komplex Heimat aus der diffusen, weil affektbestimmten Sphäre herausgelöst und in einen *philosophischen anthropologisch grundsätzlichen Zusammenhang* gesetzt hat. Daß Heimat nur noch grundsätzlich, d. h. philosophisch gedacht werden kann, zeigt sich auch an Adornos Einsicht, wonach es „kein richtiges Leben im falschen gibt“ oder „daß nichts Einzelnes seinen Frieden findet im unbefriedigten Ganzen“⁴⁸). Welt als Heimat ist eine menschliche oder sie ist in Zukunft überhaupt nicht mehr.

Heimat ist heute in einem lokal-regionalen und globalen Zusammenhang zu sehen. Bloch hat aber nicht nur *Heimat in einen philosophischen „Weltzusammenhang“ gebracht*, sondern hat auch zu einem großen Teil die *Stichworte gegeben*, unter denen auf dem Gebiet des Regionalismus, der regionalen Identität, der regionalen Geschichtsschreibung die Probleme angegangen werden. Keiner der Kernbegriffe, kaum eine der gedanklichen Implikationen auf dem Felde des modernen Heimatverständnisses, *die nicht Blochsche „Heimatphilosophie“ zum Ausgangspunkt hätte*. In den letzten zehn Jahren war ein Einfließen des Blochschen Denkens in die Regionalismuskonzeption zu beobachten, ohne daß — seltsamerweise — immer kenntlich gemacht wurde, woher die Anstöße und Zusammenhänge stammten. Daher gilt nach wie vor: „Unentbehrlich Bloch“, aber auch unentbehrlich, Ursprung und Zusammenhänge kenntlich zu machen. Wir können hier nur auf zwei Paradigmen Blochschen Denkens, die in der regionalen Geschichtsschreibung und der Entwicklung eines Konzeptes „regionale Identität“ eine Rolle spielen, hinweisen: einmal auf den Gedanken der „unabgegoltenen Zukunft“ oder der „Nachreife vergangener Ereignisse in der Gegenwart“ und der Idee der Nähe in Verbindung mit der Identität.

VII. „Unabgegoltenen Zukunft in der Vergangenheit“

Mit der Geschichte verhält es sich für Bloch ähnlich wie mit den Geschichten, die — wie bei J. P. Hebel als Paradebeispiel — nicht zu Ende sind, wenn man sie erzählt, weil sie einen „Überschuß“⁵⁰) haben in dem Sinne, daß uns dabei aufgeht, „da ging doch etwas vor, das bedeutet doch etwas, da ist eine Spur von etwas geblieben“⁵¹). Mythen, Märchen, Archetypen, Träume und Geschichte haben für Bloch immer einen Überschuß an „Unerledigtem, Unabgegoltenen“⁵²). „Die Menschen sind noch nicht fertig, also auch ihre Vergangenheit nicht. Sie arbeitet unter anderen Zeichen mit uns weiter.“⁵³) Dieses Weiterarbeiten von Gewesenem im Gegenwärtigen stellt Tradition her und Perspektive in der Tradition, verhindert „restaurativen Stilleseverwillen“⁵⁴) und Geschichte als Museum des Gewesenen als Eindeutigem und Abgeschlossenen. Welt und Geschichte sind für Bloch vielmehr im Status der „Noch-Nicht-Entschiedenheit“⁵⁵). Die regionale Geschichtsschreibung hat von Bloch diesen Grundriß übernommen. In den „Notizen zur Veränderung der Geschichtslandschaft am Bodensee“, „*Seegründe — Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes*“, die wir stellvertretend herausgreifen, lesen wir: „Die Seegründe wollen einen Überblick geben über wichtige Stationen der jüngeren Geschichte des Bodenseeraumes, gleichzeitig aber auch bekannt machen mit Themen, Fragestellungen und Forschungsmethoden einer sich am Bodenseeraum neu entwickelnden Regionalgeschichtsschreibung. Gemeinsames Anliegen aller Beiträge ist es dabei, die Geschichte unserer Region nicht als etwas von unserem Leben Abgetrenntes, sondern als *Vorgeschichte der Gegenwart* zu begreifen.“⁵⁶) Und vom Bauernkrieg heißt es: „Der Bauernkrieg war die erste und bislang wohl größte Massenbewegung in der Geschichte dieser Region . . . Als bloßes Faktum ist er zwar bekannt, aber die ‚*Unabgegoltenen Zukunft*‘ in der Vergan-

genheit ist verschüttet.“⁵⁷) Pflügte der große Ackerer Bloch vor allem die Felder des Traums und der Archetypen, so hat sich die regionale Geschichtsschreibung der letzten Jahre daran gemacht, die Felder in historisch regionaler Streulage umzuwerfen. Das Blochsche Modell der „unabgegoltenen Vergangenheit“ hat dabei teilweise zu der Aufarbeitung der „unbewältigten Vergangenheit“ im Sinne der „Archäologie der demokratischen Traditionen“ und neuen Einschätzung des Verhältnisses der Geschichte als eines „globalen Entwurfs“ und der Bedeutung der Geschichte der regionalen Mikrokosmen geführt. Lokale und regionale Geschichte befreit sich nicht mehr als der bloße Nachvollzug „globaler Abläufe“, sondern „Geschichte, das ‚Ganze‘ wird durch die sehr sorgfältige Rekonstruktion eines regional begrenzten Kosmos neu in den Blick genommen“⁵⁸). Die „gewachsene Sensibilität für die eigene Lebens-Umwelt hat sich an vielen Orten verbunden mit der Frage nach deren Geschichte“, schreiben Trapp/Schott in ihren Notizen zu den „Seegründen“.

Daß Geschichte nicht mehr nur „Abmessung der Gewordenheit des Antiquariats“⁵⁹) ist und nicht mehr so leicht „in den Folianten verschwindet“⁶⁰), „jetzt geschehene Wirklichkeit nicht hinterm Ofen sitzt und ins Abendrot blickt und Elegien deklamiert“⁶¹), sondern „Fahrtbewegung“ erhalten hat, das verdankt sie Blochschem Elan.

VIII. Nähe und Identität

„Am Fuße des Leuchtturms ist kein Licht“

„Es bedarf des längsten Fernrohrs, um gerade das Immanenteste zu erblicken“, „und doch hätte das Nahe der Ort zu sein, wo Deutlichkeit am wichtigsten vorkäme, wenn er aus der Dunkelheit hervorgetreten wäre“⁶²). Identität wie Heimat sind im Blochschen Denken „Fernkategorien“, aber *das utopisch Ferne ist seinem Inhalt nach als die „nächste Nähe“ zu entdecken*, blieb nur so-



*In der Tübinger Wohnung 1974
(Foto von Jan Robert Bloch)*

lange Rätsel und Geheimnis, wie das Unmittelbare nicht vermittelt war. „Am Fuße des Leuchtturms ist kein Licht“, sagt schon das Sprichwort. D. h., der gerade gelebte Augenblick ist völlig dunkel; ich kann ihn erst später und wahrscheinlich nur auf verfälschte Weise wahrnehmen. Oder aber ich erwarte ihn, male mir etwas aus, was noch nicht da ist. Bezieht sich dieses Ausmalen auf echte Zukunft, so entsteht aus diesem Ausgemalten, das dem Vorhergeträumten, den Wunschbildern adäquat sein kann, „utopisches Denken“⁶³).

„Richtige Welt und ihre richtige Wahrheit“ — damit auch richtige Identität — „sind für Bloch überhaupt noch nicht erschienen“⁶⁴). „Am wenigsten lebt der Mensch in Verhält-

nissen, die ihm zur Identität mit sich verhel-
fen, das ist, die sein Dasein vermenschlichen
lassen.⁶⁵⁾ Identität ist bei Bloch allerdings
nicht individualpsychologisch zu verstehen,
sie bleibt eingebunden in den großen huma-
nen Zusammenhang von Freiheit und
Würde, Identität bezeichnet das „Wesen-
hafte von Mensch und Welt“⁶⁶⁾, „objektiv-
real möglich und als solches utopisch vorge-
dacht“⁶⁷⁾. Neues Heimatdenken und Regio-
nismus sind auch beim Schlüsselbegriff
Identität Blochschem Denken und Anregung
verpflichtet. Beide präsentieren sich heute
vor allem und fast ausschließlich als *Identi-
tätskonzepte*. „Lokale und regionale Identi-
tät“ sind zu Synonyma für das neue Heimat-
denken überhaupt geworden. „Sehnsucht
nach Heimat“ ist Suche nach erlebbarem Le-
benszusammenhang interaktionistischer Va-
riante vor Ort, „in der Nähe“ geworden.
Blochsche Kategorie der „Nähe, als der Ort,
wo Deutlichkeit am wichtigsten vorkäme,⁶⁸⁾
wird als „*Chance der Nähe*“⁶⁹⁾, Wirklichkeit
der Nähe im Regionalismus wahrgenom-
men“. In einem Aufsatz von F. Stöckle zu
„Problemen der Sozialisation und Identitäts-
bildung“ heißt es:

„Der bewußte und kritische Umgang mit der
Nähe, der Landschaft, den eigenen Ort kann
sinnstiftende Wirkung haben und den Trend
des konturlosen Konsumierens entgegenwir-
ken.“

Für die Identitätsbildung auf dem Sektor der
Geschichte bedeutet das:

„Über den bewußten Umgang mit regio-
nalgeschichtlichen Wirklichkeitsausschnitten
kann ‚das Ganze‘ gegen den Strich erfahren
und gelernt werden. Wenn ich weiß, wie die
Wirklichkeit in meiner Nähe verfaßt ist, wie
die geschichtlichen Anteile zu werten und zu
interpretieren sind, wenn ich mir zudem an-
gewöhne, Verlängerungslinien über die Ge-
genwart hinaus zu ziehen und damit auch
politisch zu reflektieren — dann bekommt
mein Fragen und Forschen auch im Hinblick
auf das ‚Ganze‘ der Geschichte eine andere
Qualität. Vor allem bleibt Geschichte nicht

äußerlich, wenn ich sie sinnhaft in meiner
Nähe erforscht und erfahren habe.“⁷⁰⁾

Das Identifikationskonzept der „Nähe“
kommt in den Ansätzen zu einer Didaktik
der Regionalgeschichte in Versuchung „Re-
gion“ in sozial-interaktionistische Schnitt-
punkte aufzulösen: „Die Region stellt sich in
erster Linie als ein Geflecht von Menschen
dar.“ Wenn wir „mein Dorf“, „meine
Schule“, „meine Heimat“ sagen, denken wir
an erster Linie an Menschen, mit denen wir
in Kontakt stehen oder standen. Region als
ein sozial-räumliches Gebilde aber ist mir
nicht als etwas Dingliches vorgegeben, son-
dern ich mache meine Region im Verlauf
meiner Sozialisation und Lebensgeschichte
erst zu „meiner Region“⁷¹⁾. Dagegen hat
man neuerdings auch wieder die „objektiven
Komponenten“⁷²⁾ — ideographische Sach-
verhalte — betont, die zur Ausbildung einer
„subjektiven Identität“ genauso notwendig
sind. Es ist unvermeidlich, daß sich das philo-
sophisch totale Heimatkonzept Blochs beim
Übergang in die konkrete Lebenspraxis ver-
ändert hat. Regionale Identitätskonzepte ha-
ben die Vision Blochs auf den Boden kon-
kreter Lebensvollzüge gestellt, aber auch hier
bleiben sie Blochs Anregungen verpflichtet.
G. Graß hat in einem Gespräch geäußert:
„Ich habe mir von Bloch immer gern Mär-
chen erzählen lassen. Ich habe ihm nicht ge-
glaubt, aber der Reichtum an Kultur, der
sein Denken und Schreiben prägt, die Bild-
haftigkeit seiner Sprache haben mich beein-
druckt.“⁷³⁾ Immerhin, wenn es gelingt, Hei-
mat in der Nähe, vor Ort bewußt zu machen,
zu realisieren, Möglichkeiten einer „lokalen
und regionalen Identität“ zu schaffen mit ei-
nem Rest Blochscher Vision der „*Verwei-
sungskraft über die Grenzen hinaus*“⁷⁴⁾, dann
ist die Hoffnung keine verblendete.

Anmerkungen

Folgende Siglen werden für die Zitate verwendet:
ÄdV = Ästhetik des Vorscheins 1 u. 2 hg. von G.
Ueding, Sv 726 u. 732, 1974

- EM = Experimentum Mundi, Werkausgabe Bd. 15, suhrkamp taschenbuch wissenschaft 564, 1985
- GdU = Geist der Utopie, Werkausgabe Bd. 3, suhrkamp taschenbuch wissenschaft 552, 1985
- PhA = Philosophische Aufsätze zur objektiven Phantasie, Werkausgabe Bd. 10, suhrkamp taschenbücher wissenschaft 559, 1985
- SO = Subjekt-Objekt, Erläuterungen zu Hegel, Werkausgabe Bd. 8, suhrkamp taschenbücher wissenschaft 557, 1985
- TG = Tagträume vom aufrechten Gang — Sechs Interviews mit Ernst Bloch hg. von Arno Münster, SV 920, 1977
- TüE = Tübinger Einleitung in die Philosophie 1 u. 2, SV 11 u. 58, 1963
- 1) SO, S. 485; Hegel und die Anamnese; Contra Bann der Anamnese
- 2) SO, S. 457
- 3) PhA, S. 397
- 4) PhA, S. 188
- 5) TG, S. 98
- 6) Durch die Wüste. Frühe kritische Aufsätze, S. 44
- 7) K. Bloch/A. Reif (Hrsg.), „Denken heißt Überschreiten“. In Memoriam Ernst Bloch, Ullstein Materialien 53152, 1982, S. 117
- 8) Walter Jens, Nachdenken über Heimat in: Heimat, Neue Erkundungen eines alten Themas, hg. H. Bienek, 1985, S. 17
- 9) EM, S. 180
- 10) A. Münster (Hrsg.), Tagträume vom aufrechten Gang. Sechs Interviews mit E. Bloch, edition suhrkamp, 1977, S. 76
- 11) EM, S. 258
- 12) ÄdV 1, S. 286
- 13) PhA, 169
- 14) K. Bloch/A. Reif a.a.O., S. 22
- 15) a.a.O.
- 16) Walter Jens, a.a.O.
- 17) TüE 2, S. 34
- 18) EM, S. 262
- 19) PhA, S. 494
- 20) EM, S. 172
- 21) PhA, S. 144
- 22) ÄdV, S. 298 und PhA, S. 412
- 23) PhA, S. 189
- 24) D. Horster, Bloch, SOAK-Einführungen 1, 1980, S. 35
- 25) PhA, S. 326
- 26) PhA, S. 168
- 27) EM, S. 260
- 28) EM, S. 248
- 29) PhA, S. 325
- 30) EM, S. 263
- 31) GdU, S. 332
- 32) GdU, S. 334
- 33) Das Prinzip Hoffnung, Bd. III.
- 34) GdU, S. 332
- 35) SO, S. 34
- 36) Abschied von der Utopie? Vorträge hg. v. H. Gekle, 1980, S. 82
- 37) Th. v. Aquin, Summa III, 80,2 u. III, 80,2 ad 1
- 38) E. Bloch, Briefe 1903—1975, hg. K. Bloch u. a., Gesamtedition K. Opolka, 1985
- 39) PhA, S. 325
- 40) SO, S. 456
- 41) Odo Marquard, Abschied vom Prinzipiellen
- 42) PhA, S. 399
- 43) PhA, S. 399
- 44) Nach Marx in PhA, S. 409
- 45) PhA, S. 435
- 46) PhA, S. 325
- 47) Adorno, Minima Moralia
- 48) Adorno, Dialektik
- 49) PhA, S. 200
- 50) Tagträume vom aufrechten Gang, a.a.O., S. 57
- 51) a.a.O., S. 57 *
- 52) PhA, S. 589
- 53) SO, S. 517
- 54) SO, S. 484
- 55) PhA, S. 188
- 56) D. Schott und W. Trapp (Hrsg.), „Seegründe“, Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes, Drumlin Verlag 1985, S. 11
- 57) a.a.O., S. 11
- 58) P. Knoch/Th. Leeb, Heimat oder Region? Geschichte lehren und lernen, Schriftenreihe für Forschung und Unterricht, Diesterweg 7329, 1985, S. 72 und Schott/Trapp a.a.O., S. 14
- 59) SO, S. 462
- 60) SO, S. 352
- 61) SO, S. 351
- 62) EM, S. 240
- 63) TG, S. 128
- 64) TG, S. 169
- 65) SO, S. 131
- 66) SO, S. 519
- 67) AvU, S. 75
- 68) EM, S. 240
- 69) F. Stöckle in: Heimat oder Region? S. 26
- 70) a.a.O., S. 26
- 71) P. Knoch, Überlegungen zu einer Didaktik der Regionalgeschichte, in: Knoch/Leeb, Heimat oder Region? S. 12
- 72) R. Hahn, Heimatkunde — Landeskunde und der neue Forschungsansatz „regionale Identität“, in: Kultus und Unterricht 20/85 S. N. 165
- 73) L'-Gespräch: Sisyphos und der Traum vom Gelingen, in: L' 80, Zeitschrift für Politik und Literatur, Heft 35, 1985, S. 24
- 74) W. Jens a.a.O., S. 24

Johann Peter Hebels Formel vom Glück

Ansprache gehalten vor dem Ortsverein Karlsruhe
der „Badischen Heimat“ am 19. Mai 1985

Karl Foldenauer, Karlsruhe

Das Glück und sein geistiges Umfeld

Wir feiern dieses Jahr den 225. Geburtstag J. P. Hebels, ein Anlaß, seiner in besonderem Maße zu gedenken. Nun ist es an Geburtstagen seit eh und je üblich, Glück zu wünschen, wobei wir uns eines Wortes und Begriffs bedienen, ohne über seinen Sinn viel nachzudenken. Worte zählen ja wenig im Alltag. Da die Begegnung mit einem Dichter aber auch dazu beitragen kann, nicht nur über ihn, sondern auch über uns und unsere Situation nachzudenken, soll diese heutige Hebelbegegnung uns dazu dienen, über das Wort Glück uns Gedanken zu machen.

Fragen wir uns zuerst, was Hebel unter Glück verstand, und er hat sich sicherlich intensiv mit dieser Frage beschäftigt, denn er lebte zu einer Zeit, die wie wenige Zeiten über das Glück nachdachte, davon sprach und darüber schrieb. Wir kennen aus dem 18. Jahrhundert Glückssysteme mit Gedankengebäuden, die auf diesem Begriff errichtet wurden. Ein Professor, ein Prälat, ein Dichter und ein Politiker wie Hebel konnte an solchen Gebäuden nicht achtlos vorübergehen und schon gar nicht, wenn man wie er wußte, wie sehr Worte und Begriffe als Ausdruck des Denkens in das Leben der Menschen eingreifen können und sein Verhalten bestimmen. In einem Brief vom September 1808 (Nr. 241)¹⁾ schreibt J. P. Hebel: „Ein großer Theil unseres Lebens ist ein angenehmer oder unangenehmer Irrgang durch Worte und unsere meisten Kriege... sind Wortkriege.“ Hebel spricht hier davon, welche Bedeutung Worte, im positiven wie im

negativen Sinn, für die Lebensgestaltung haben können. Fragen wir uns auch, ob Hebel etwa gar ein „System des Glücks“ (Robert Musil) hatte und wie seine Auffassung vom Glück sich im Zusammenhang seiner Zeit ausmachte. Und nicht zuletzt möchten wir auch gerne wissen, ob Hebels Aussagen für uns heute noch von Bedeutung sein können, denn, auch wenn wir heute das Wort „Glück“ immer gerne im Munde führen, wenn wir von Glückwünschen, von Liebesglück und Glückspilzen, von Finderglück und Forscherglück, von Jugendglück und Glücksfällen sprechen und von „Einigkeit und Recht und Freiheit“ als des „Glückes Unterpfand“ in unserer Nationalhymne singen, also das Glück zum Höchstwert erheben, so belehren uns doch die Philosophen und Dichter der Gegenwart, daß heute keine Zeit des Glücks sei und dieses Thema der Vergangenheit angehöre. Zeitgenössische Autoren sprechen von „offizieller Glücksfeindschaft“²⁾ und daß es schlecht stehe um das Glück in der modernen Literatur³⁾. Sie weisen darauf hin, daß der Mensch von heute sich lieber als unglücklicher Mensch verstehe. Dieses Selbstverständnis steht in auffälligem Gegensatz zu dem, was uns die Trivilliteratur bietet, denn bei ihr gehört das „happy end“ zum charakteristischen Bestandteil, oder wissen wir schon nicht mehr, was das „happy“ bedeutet? Auch die Politiker versprechen uns alle das Glück. Sollte dies alles nur zu verstehen sein als eine Bestätigung der alten Erfahrung, daß der Mensch am liebsten von dem spricht, was ihm am meisten fehlt?

Wenn wir einen Blick in die Geschichte zurückwerfen, dann müssen wir feststellen, daß es Zeiten gab, in denen sich die Menschen um das Glück mühten und sich seiner zu bemächtigen suchten. Schon der stoische Philosoph Seneca, dessen Schriften J. P. Hebel mit seinen Schülern im Karlsruher Gymnasium las, stellte fest: Alle möchten glücklich leben (*Vivere omnes beate volunt*). Später dachte keine Zeit so viel nach und schrieb so viele Bücher und Traktate über das Glück, wie die Zeit der Aufklärung, deren später Repräsentant Hebel war, und noch die Präambel der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (1777) nennt das Streben nach Glück — „the pursuit of happiness“ — als eines der Grundrechte des Menschen. Dies ist beste Tradition europäischer Aufklärung, in der das Glück seine große Stunde hatte.

Aber wir sollten nicht nur bei den Philosophen und den Kulturhistorikern anfragen, sondern auch die Dichter berücksichtigen. Goethes Werk — Hebel war ja sein Zeitgenosse und die beiden kannten sich auch persönlich — ist eine einzige Befragung dessen, was Glück heißt, angefangen von „Willkommen und Abschied“: „Und doch, welch Glück, geliebt zu werden,/ Und lieben, Götter, welch ein Glück!“, und dann das „Höchste Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“ aus der Weimarer Zeit, bis zum „Faust“, den man als ein großes Spiel um das Glück, um Finden und Verlieren von Glück, um Gelingen und Mißlingen verstehen kann. erinnert sei auch an Friedrich Schillers große Elegie „Das Glück“, in der nur dem Glücklichen „Charis“, d. h. Liebreiz, Anmut und Grazie, zugesprochen wird.

Aber es fehlt auch nicht in dieser Zeit an Gegenstimmen: Kant gründete die Moral nicht auf das Glück, sondern auf die Pflicht. Glück war zweitrangig, zuerst kam die Pflicht, und Bismarck machte die Pflicht dann zur preußischen Tugend — so kommt auch das landsmannschaftliche Prinzip zur Geltung. G. B. Shaw gar brachte mit der Formel „hap-

piness is for pigs“ (Glück ist für die Schweine), eine ganz andere Glücksauffassung auf eine prägnante Formel, denn hier ist Glück verstanden als eine private Angelegenheit, als das Glück Einzeller, das nur errungen und erkaufte werden kann auf Kosten anderer Menschen: Glück als Ergebnis geistiger und materieller Ausbeutung.

„Selbst glücklich, indem er beglückt“.

Das sprachliche und geistige Umfeld des Begriffs Glück haben wir abgesteckt. Befragen wir J. P. Hebel.

In seinen Briefen taucht der Glücksbegriff immer wieder auf, sei es nun als guter Wunsch für eine „glückliche Heimkunft“ (Nr. 553), oder wenn er vom „häuslichen und inwendigen Glück“ (Nr. 368) schreibt, oder das Sprichwort zitiert, „wer dem Glück kein Handgeld gibt, bei dem nimmts keine Dienste“ (Nr. 359). Immer wieder spricht Hebel von seinem eigenen Glück, das er darin sieht, „in meinem Leben mein eigener Herr zu seyn“ (Nr. 492), und wiederholt spricht er in Briefen an den Mannheimer Gymnasiumsdirektor, dem er freundschaftlich verbunden war, von seinem Glück dort als „täglich Hausgenosse“ und nicht als Gast aufgenommen zu werden (Nr. 509 und Nr. 539). Glück scheint bei Hebel gerne dort aufzutreten, wo mehrere Personen beisammen sind. Alleinsein und Einsamkeit sind Feinde des Glücks, was sich auch in seinen Erzählungen zeigt.

„Bis zur Trunkenheit glücklich“ fühlt sich dann Hebel, daß es ihm gelungen ist, mit seinen Gedichten den alemannischen Dialekt „classisch zu machen“ (Nr. 272).

Immer wieder taucht auch das Motiv auf: Glück ergibt sich aus Bescheidenheit. Hebel verliert durch den Bankrott einer Bank, deren Inhaber sein Freund Meerwein war, „mehr als die Hälfte von allem was ich mir bis in mein Alter durch Sparsamkeit und Büchleinschreiben erworben habe“. Aber Hebel kommentiert diesen Verlust mit den

Worten: „Ich bin jetzt wieder glücklich, denn ich bin wieder arm, wiewohl ich nie reich war.“ Und seine Zuwendung gilt vor allem dem gescheiterten Bankier: „... der arme Mann dauert mich tief in die Seele hinein.“ (Nr. 529 vom April 1824). In der Vers epistel an Dreuttel zum neuen Jahr 1813 heißt es: „Gold macht nit rich, Gold macht nit gesund und froh . . .“, stattdessen wünscht Hebel „Glück und Freud und Fried“ (Nr. 365).

Alle diese Wünsche liegen im Bereich des Alltags eines bewußt lebenden Menschen. Es gibt jedoch Wesentlicheres zum Thema Glück bei J. P. Hebel, insbesondere eine aufschlußreiche, zentrale Formel vom Glück.

1819 wurde Hebel zum Prälaten der evangelischen Landeskirche ernannt und dadurch war er auch Mitglied der ersten Kammer des Badischen Landtags, sowie der kirchlichen Generalsynode. In diesem Zusammenhang mußte er verschiedene Verpflichtungen übernehmen, z. B. wurde er Mitglied der Baukommission, die das von Friedrich Weinbrenner entworfene „Ständehaus“, wir würden es heute als Parlamentsgebäude bezeichnen, erbauen ließ. Dieses „Ständehaus“ war das erste Domizil einer erwachenden Demokratie in Baden und ihr geistig-politisches Zentrum. Anlässlich der Grundsteinlegung zu diesem symbolträchtigen Gebäude, am 16. Oktober 1820, hielt Hebel die Festansprache. Ob er sich der geschichtlichen Tragweite und der politischen Bedeutung dieser Feier und dieses Tages bewußt war, wissen wir nicht. Auf jeden Fall war die badische Verfassung von 1818 ein entscheidender Schritt auf die Demokratie zu, sie war die „erste echt freiheitliche konstitutionelle Verfassung“⁴⁵) eines deutschen Bundesstaates. Aber diese Verfassung stellte auch eine Einschränkung der Macht des Großherzogs dar, und Großherzog Karl Ludwig war ein sehr absolutistisch gesinnter Herrscher. Er mag der Grundsteinlegung und der Feierstunde mit gemischten Gefühlen entgegengesehen haben. Hebel wußte wohl um diese Zusammen-

hänge. Seine Festansprache fiel sehr formell aus. Dennoch finden wir eine ganz typische Formel für ihn in dieser Rede, als er den Herzog ansprach mit den Wünschen „selbst glücklich, indem er beglückt⁶)“. Diese Formel ist nicht nur ein Wunsch für den Monarchen gewesen, sondern sie war zugleich auch eine Lebensmaxime für Johann Peter Hebel. Mit diesem Wort hat er nicht nur eine Glücksformel und einen Lebensgrundsatz ausgesprochen, nicht nur dem Großherzog Beherzigenswertes gesagt, sondern auch eine Grundregel der Demokratie gefunden: Andere beglücken und für ihr Glück sorgen macht glücklich. Glück ist hier kein privatisches Vergnügen auf Kosten anderer Menschen, sondern das eigene Glück ergibt sich aus dem Glück anderer, das man selbst bewirkt. So ist Glück nie etwas, was sich allein erreichen läßt, sondern zum Glück gehören immer mindestens zwei Menschen.

Hebel richtete diesen Wunsch an den Großherzog. War es nur ein Wunsch an einen Herrscher, an einen Mann aus dem Adel? Friedrich der Große hat einmal gesagt, daß der schwache Mensch vielleicht überfordert sei, wenn man ihn denselben Ansprüchen unterwerfe, wie die großen Menschen, die berufen sind, in die Geschichte einzugreifen⁷). Davon ist bei Hebel nirgends die Rede. Wir wissen aus mancher seiner Erzählungen wie er in ethischen Angelegenheiten keine Standesunterschiede akzeptierte. So haben wir es auch bei seinem Glückwunsch mit einer Mahnung zu tun, die für alle gilt. In einer Zeit, in der Literatur, Philosophie und Handeln noch ein gemeinsames Ziel hatten: irdisches Glück in dieser Welt so weit als möglich herbeizuführen, fordert und bestimmt Hebel das Glück als ein Glück für alle Menschen, ganz gleich, ob sie regieren oder regiert werden.

Hebel stellt hier in einer Zeit, die verschiedene Modelle und Systeme des Glücks⁸) kannte, ein eigenes System auf.

Solche Glückssysteme dieser Zeit hießen z. B. „Sindbad der Seefahrer“, der alle seine feste

Habe verkaufte, um dafür Handelsware zu kaufen und mit ihr über See sein Glück zu machen (1001 Nacht), oder das Modell „Robinson Crusoe“, der auf einer abgeschlossenen Insel, fern aller Zivilisation, sein einfaches Leben aufbaute, ein Entwurf, der bis in die Gegenwart unserer Tage hinein immer wieder auftaucht: das einsame Glück im Grünen. Oder ein Modell ist auch der Traum von den „Inseln der Seligen“; Böcklin hat sie gemalt und bei Max Frisch heißt diese Insel „Santorin“; oder denken wir nur an die vielen Staatsutopien, die alle versuchen, den Menschen zu ihrem Glück zu verhelfen. Ihnen stellt Hebel ein ganz anderes Modell vom Glück entgegen, das nicht auf insularer Abgeschlossenheit, nicht auf materiellem Reichtum und nicht auf Flucht aus der Zeit aufgebaut ist, sondern in seine ebenso wie in unsere Zeit paßt und den geistigen und politischen Vorgegebenheiten gerecht wird, ein Modell, das praktikierbar ist.

Hebels Lebensbeweis

Moralische Formeln sind uns heute suspekt, wahrscheinlich nicht mehr als kritischen Geistern schon zu Hebels Zeiten. Wir fragen nach dem Lebensbeweis, nach der eigenen Konzeption dessen, der die Formel prägte und sie anderen Menschen zur Beherzigung empfahl. Nehmen wir Peter Hebel beim Wort. Wurde er ihr gerecht oder hat er wenigstens versucht, ihr gerecht zu werden als Pädagoge, Theologe, Politiker und Dichter. Hier seien nur einige schlaglichtartige Erhellungen versucht, und wir begnügen uns auch mit Hebels Zeit in Karlsruhe, denn hierüber geben uns seine Briefe und dichterischen Texte reichlich Auskunft.

Johann Peter Hebel wurde 1791 an das Gymnasium in Karlsruhe berufen. 1808 wird er dessen Direktor. Das Unterrichten machte ihm immer große Freude; die Amtspflichten als Direktor waren ihm dagegen oft lästig und unangenehm. Dies begann bei der Amts-

bezeichnung Direktor. Hebel wäre lieber Rektor gewesen. Die Verwaltungs- und Prüfungsarbeiten bedrückten ihn ebenso wie der „heillose Mechanismus des Ganzen“, und so stöhnt er einmal, dies alles mache ihn „zum verbarmungswürdigsten angenagelten und angekreuzigten Märtyrer für die gute Sache⁹⁾. Was meint Hebel mit dem Ausdruck „für die gute Sache“? Für wen trug er diese Last? Auch hierüber gibt uns Hebel Auskunft in seiner „Niegehaltenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde¹⁰⁾“. Hier heißt es: „Ich habe vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wiedersehe.“ Drei Qualitäten hebt Hebel hervor: fromm, glücklich und geachtet, und auch die eigene Freude gehört in diese Semantik des Glücks. Für Hebel den Theologen kommen wir zum gleichen Befund: obwohl Hebel nie in ein Pfarramt berufen wurde, kam er seinen Predigtverpflichtungen nach und später seinen zahlreichen Aufgaben im Dienste der evangelischen Landeskirche, wobei ihm gerade die Reisen gegen Ende seines Lebens immer beschwerlicher wurden. Auf einer Prüfungsreise ereilte ihn dann auch der Tod, obwohl gutmeinende Freunde ihm abgeraten hatten, sich bei seinem Gesundheitszustand solchen Strapazen zu unterziehen. Was Hebel den Eltern seiner Schüler empfahl, das hielt er auch selbst ein: „Laßt das irdische Wohl eurer Kinder eure große Sorge sein; aber macht ihre Erziehung zur Gottseligkeit zu eurer größten Sorge! Das ist das Erbteil, das immer trägt, nimmer verzehrt wird, das in unsern Herzen wächst und unser Herz täglich reicher macht und am Ende noch am reichsten¹¹⁾.“

In dieser Aussage wird auch deutlich, daß Hebel um das „irdische Wohl“ und seine Bedeutung Bescheid wußte und daß es wesentlich von den politisch-sozialen Umständen mitbedingt wird. Hebel kannte Armut, Einsamkeit und Ausgeschlossenheit aus eigener

Erfahrung. Sie prägte sein Engagement als Politiker. So hat er als Vertreter in der Ersten Badischen Kammer und als Prälat der evangelischen Kirche Badens sich vor allem für soziale Probleme eingesetzt. Er, der Jungeselle, übernahm die Leitung der Pensionskasse für Witwen und Waisen von Pfarrern und arbeitete mit Erfolg auf deren Übernahme durch den Staat hin. Er wirkte auf Milderung der Zensur und Pressefreiheit hin, setzte sich für die jungen Theologen ein und für die Handwerksburschen (Wanderfreiheit), für eine Art von staatlicher Sozialversicherung, für die Errichtung einer Taubstummenanstalt und für ein Blindenheim. Wieviel Menschen hat Hebel wohl hierdurch beglückt? Die „Niegehaltene Antrittspredigt“ — Hebel war 60 Jahre alt, als er sie niederschrieb, und es verblieben ihm nur noch wenige Jahre Lebenszeit — ist eine Lebensbilanz, und sie ist von einem tiefen Glücksgefühl durchzogen, auch wenn das Wort „Glück“ nicht ausdrücklich genannt wird.

Die gleiche Tendenz, andere zu beglücken, prägte auch den Kalendermann, den Hausfreund. Schon im Begriff „Hausfreund“ wird dies deutlich. Hebel verwendete ihn in unterschiedlicher Bedeutung und Nuancierung, angefangen vom hilfreichen Berater bis zum erhellenden und leuchtenden Licht, dem Monde vergleichbar¹²). Allen Varianten dieses Begriffs gemeinsam ist die beglückende Hinwendung zum Mitmenschen: anderen helfen, ihnen Freude bereiten (*delectare* et *prodesse*), ihnen Glück bringen, „den Kalender des rheinischen Hausfreundes zur willkommenen wohlthätigen Erscheinung¹³)“ zu machen. Hebel also der reine „Altruist“? Hierzu schrieb Hebel eine kleine „philosophische Abhandlung“ an Sophie Haufe¹⁴), in der er nach einem verschlungenen Gedankengang über das Verhältnis von Egoismus und Altruismus zu folgendem Schluß gelangt: „Und so ist der wahre Egoismus nichts anders als das gemeinschaftliche Bestreben aller Menschen durch die Vervollkommnung

und Beglückung seiner selbst, das seinige zum allgemeinen Wohl beizutragen.“ Auch dort, wo der Mensch sich selbst beglückt, trägt er noch zum Glück anderer bei.

Nach diesem Gang durch Hebels eigenes Leben, werfen wir jetzt einen Blick auf seine Dichtungen. Auch hier haben wir es nicht mit einfachen Aussagen zu tun, sondern mit der ganzen Vielfalt und Komplexität Hebel-schen Erzählens.

Textinterpretationen

Wie sehr sich Hebel mit der Frage nach dem Glück beschäftigt hat, geht allein aus der großen Anzahl von Texten hervor, die sich mit diesem Thema abgeben. Im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ finden sich zwei Texte mit dem Thema „Glück und Unglück“. Im ersten Text¹⁵) wird das Schicksal zweier Matrosen erzählt, die im russisch-türkischen Krieg von den Wechselfällen des Lebens gepackt werden und einmal Glück und dann wieder Unglück hatten. Die vierfache Kommentierung des Erzählers: „das war ein Glück“, dann „das war kein Glück“, dann „das war ein großes Glück“, und zuletzt „das war wieder ein großes Unglück“, führt dem Leser eindringlich vor Augen, wie wenig zuverlässig das Glück ist. *Fortuna*, die launische Glücksgöttin, kommt hier zu ihrem Recht. Der Mensch kann nichts beitragen zum Geschehen. Ihm bleibt nur, Glück und Unglück anzunehmen wie sie ihm wiederfahren. Auch der zweite Text trägt die Überschrift: „Glück und Unglück¹⁶)“ und berichtet von einem kurzen Gespräch zwischen einem Arzt und einem Bauersmann. Der Doktor meint, Bauern hätten es immer gut, denn in schlechten Erntejahren bringe wenig Getreide hohe Preise, und in guten Jahren ist zwar der Preis niedrig, aber dafür die Menge umso größer. „Umgekehrt Herr Doktor“ argumentiert der Bauer: „Wir kommen auf keinen grünen Zweig“, und der Kalendermann fügt nur ein „Auch gut gegeben“ hinzu. Der

Leser muß sich selbst Gedanken machen über Glück und Unglück. Hier ist es eine Frage der Perspektive, wie man Glück und Unglück betrachtet.

Im Nachlaß von Hebel finden sich zwei weitere Texte zu unserem Thema: „Das Glück, die Braut der Jugend¹⁷⁾“. Die Überschrift ist zugleich die These des Textes: „... das Glück will der Jugend besser als dem Alter“. Und Hebel fragt, woher kommt es, daß sich „die Umstände und Zufälle“ immer weniger zu unserem Vorteil vereinigen, je älter wir werden. Die Antwort wird im Erzählstil an Beispielen gegeben: das Leben verengt sich immer mehr. Zahlreiche Entscheidungen, wie Ehe, Berufswahl, Laufbahn, sowie die historischen Umstände, schränken den Spielraum und die Entscheidungsfreiheit ein und nur noch wenige „Wechsel der Dinge und Zufälle“ können dann dem Menschen „günstig werden“.

Der zweite Text aus dem Nachlaß trägt die Überschrift „Das Glück des Weisen¹⁸⁾“. Drei Thesen prägen diese Ausführungen: Einmal: „Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glücks nicht mehr verlangt, als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht“; sodann: „Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns“, und: „Um sich ein gemäßigtes Glück zu gönnen, gönnt er (der Weise) jedem andern sein größeres.“ Diese Thesen werden mit vielen Beispielen veranschaulicht. Es wäre noch der eine oder andere Text hier in Betracht zu ziehen, in dem Hebel vom Glück spricht, aber die Aussagen bewegen sich alle im aufgezeigten Rahmen, und sie sind nicht von der dichterischen Qualität wie die Gedichte und Erzählungen. Auch wenn das Gedicht „Die glückliche Frau¹⁹⁾“ gedanklich nichts Neues bringt, so sind hier doch die eindringliche Sprache, die Bilder, der Aufbau und der Rhythmus von solcher Wirksamkeit, daß sie den Leser ergreifen. Hier wird das Glück einer Frau dargestellt, das vor allem in der Bindung an ihren Mann

besteht, und erst daraus bekommen Haus und Heim, Herd und Hof ihren Sinn. Wiederum ist es das Glück des gemeinsamen Lebens.

Wenn wir die Geschichten überprüfen und sie befragen, was sie uns denn vom Glück der Menschen erzählen, dann könnte man auf die beiden Geschichten aus dem Jahre 1808 verweisen, die vom Glück sprechen. In „Drei Wünsche²⁰⁾“ wird uns von einem glücklichen Paar berichtet — ihr Glück wird am Anfang ausdrücklich betont —, das sich durch die drei Wünsche, die ihm angeboten werden, ins Unglück stürzt. Unbescheidenheit und Unzufriedenheit bringen sie ums Glück. Als sie wieder in ihr einfaches Leben zurückfinden, kehrt auch das Glück wieder bei ihnen ein. Aber die Lehren, die der Erzähler am Schluß ausspricht, lassen sich nicht auf die Gleichung bringen: Zufriedenheit gleich Glück, sondern hier heißt es: „Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.“

„Der Schneider von Pensa“

„Selbst glücklich, indem er beglückt“ ist zunächst nur eine Formel, eine formale Struktur und ein Bezugsgeflecht. Womit man aber andere beglückt und worin das eigene Glück besteht, bedarf der Erhellung. Die Geschichte „Der Schneider von Pensa“ bringt eine solche Verdeutlichung.

Diese Geschichte wurde 1815 geschrieben, also kurz nach der Völkerschlacht bei Leipzig, die das Schicksal Napoleons besiegelte. Noch ist allen Lesern des „rheinischen Hausfreundes“ Napoleons Rußlandfeldzug von 1812 im Gedächtnis, die bittere Niederlage, die im brennenden Moskau begann, der Rückzug durch die weite winterliche russische Landschaft, der vernichtende Übergang über die Beresina und die Schlacht bei Wilna. Besonders badische Regimenter waren auf diesem Feldzug betroffen und erlitten hohe

Verluste. Es brauchte also nur kurzer Signale und weniger Namen, um im Leser diese Katastrophe zu erwecken.

Im Mittelpunkt der Erzählung steht ein unternehmungslustiger Schneider aus Bretten, der seit Jahren in der Stadt Pensa, tief in Rußland, erfolgreich sein Handwerk ausübt. Gerade in diese Stadt werden nun eines Tages 16 gefangene badische Offiziere gebracht, zusammen mit einigen Franzosen. Sie waren „ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost“. Auf dem Tiefpunkt ihres Elends begegnet ihnen nun „eine liebe freundliche Gestalt“, nämlich der Schneider von Pensa. Er ist der Wohltatenspende seiner Region, und jeder „findet bei ihm was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld, denn der Schneider gab auch noch sein letztes Geld für andere Menschen aus“. So betreut er jetzt die vielen Kriegsgefangenen, und immer hofft er dabei, auch Landsleuten zu begegnen, d. h. Soldaten aus Baden: „die Tränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatliebe“ traten allen in die Augen bei dieser Begegnung.

Der Schneider bewirtete die gefangenen Offiziere, sorgte für sie: er beglückte sie und ward selbst darüber glücklich. In seiner einfachen Sprache heißt das: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können.“ Hier finden wir unsere Formel in einfachem Gewande wieder und in ihrem politischen Bezug, denn Hebel fügt noch hinzu: Der Schneider sprach „wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblückt“. Kaiser und Schneider treffen sich auf der Ebene der Fürsorge für andere Menschen. Der Schneider tut noch mehr für seine gefangenen Landsleute, er verkauft sogar sein eigenes Haus, um zu Geld zu kommen. Hebel läßt keinen Zweifel daran, dieser Mann war ein „Gotteskind²¹⁾“.

„Herr Charles“

Ganz anders sieht es um das Glück aus in der Geschichte „Herr Charles²²⁾“. Sie spielt nach dem Feldzug Napoleons gegen Rußland, der auch einer Französin und ihren Kindern in Moskau großes Unglück brachte, denn als die Franzosen sich zurückzogen, mußte auch sie, weil sie „verdächtig“ war, das Land verlassen. Aber dies erfahren wir erst später. Die Erzählung wird eröffnet mit der Vorstellung eines Kaufmanns in Petersburg, der sein „wunderschönes Büblein“ auf dem Knie wiegte „und er machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei, und sein Glück für einen Segen Gottes halte“. Diese Feststellung ist bewußt subjektiv, ganz aus der Perspektive des Kaufmanns gemacht und ob dem so war, erfahren wir nicht.

Dem folgt sogleich ein adversatives „indem“, als ob die Ansicht des Kaufmanns durch das jetzt berichtete Ereignis geprüft werden müßte. Ein fremder Mann, ein Pole, tritt in die Stube, „mit vier kranken, halberfrorenen Kindern“, die er im Auftrag der verstorbenen Mutter, jener Französin aus Moskau, dem Vetter „Herrn Charles“ übergeben soll. So lautete das Vermächtnis der Mutter, die auf der Flucht verstarb. Der Kaufmann weiß aber nichts von dieser Verwandten; er ist nicht der gesuchte wohlhabende Vetter. Er sieht jedoch das Elend der Kinder und nimmt, wenn auch zögernd und nur nach und nach, alle vier Kinder an. Man muß dieses Zögern einmal nachlesen und sehen, wie Hebel durch die Gestaltung zeigt, welcher Überwindung es auf Seiten des Kaufmanns bedarf, um die vier Kinder in seine Obhut zu nehmen. Schließlich zahlt der Kaufmann dem Polen auch noch den ihm zugesagten Fuhrlohn, denn auch der Pole war arm und hatte nichts zu verschenken. Hier wird erkenntlich, welcher Mühe und Überwindung es bedarf, um andere zu beglücken. Glück muß erworben werden. Und am Schluß erfolgt der Hinweis, daß die „heilige Vorse-

hung“ nicht einmal den reichen Vetter benötigte, um vier notleidenden Kindern und einem armen polnischen Fuhrmann zu ihrem Glück und Lohn zu verhelfen. Der Kaufmann aus Petersburg war glücklich, weil er andere beglückte.

„Einer Edelfrau schlaflose Nacht“

Um Glück und Unglück geht es auch in der Geschichte „Einer Edelfrau schlaflose Nacht“. Sie gehört zu den unbekannteren Geschichten Hebels, und sie fand bis heute keinen Eingang ins Schulbuch. Hebel erzählt hier ein Stück Sozial- und Sittengeschichte. Im Mittelpunkt stehen zwei leibeigene Dienstboten²³), Knecht und Magd, und deren Herrin. Der Stoff entbehrte nicht der Aktualität.

Knecht und Dienstmagd, beide sehr tüchtig, hätten gerne geheiratet, aber als Leibeigenen war ihnen dies erst nach einer gewissen Anzahl von Dienstjahren gestattet, und noch hatten sie zwei Jahre zu warten. Gerade weil sie so „fleißig und treu“ waren, gab die Edelfrau ihren Wünschen nicht nach und entließ sie nicht aus der Leibeigenschaft. Die beiden weinten und trösteten sich mit der Zukunft, da sie Mann und Weib sein sollten. Aber „einmal vergaßen sie sogar die Zukunft, und meinten, es sei jetzt“. Ein unnachahmlicher Satz Hebels, dezent und menschlich. In ihrer Liebe vergaßen sie die Zeit. Die Magd bekam ein Kind und versteckte es in der Holzkammer hinter einer „Beige“ (Holzstoß). Heimlich pflegten Vater und Mutter das arme Wurm; sie mußten dies vor allem nachts tun, um unbemerkt zu bleiben. Aber eines Nachts leidet die Edelfrau unter Zahnweh und bemerkt in der Küche ihre beiden Dienstboten, wie sie am Herd Essen zubereiten. Sie ist empört über so viel Treulosigkeit und den Diebstahl, denn sie kennt ja nicht die Hintergründe. Knecht und Magd sollen ins Gefängnis geworfen und unehrlich davongejagt werden. Die Edelfrau befürchtet

— völlig ahnungslos — auch noch eine Schwangerschaft ihrer Magd.

Aber der Höhepunkt ist noch nicht erreicht. Plötzlich bringt der Knecht ein vierteljähriges Kind in die Küche und legt es der Mutter auf den Schoß. Das Zahnweh, so bemerkt der Erzähler, gab schon ein wenig nach, als die Edelfrau die Dienstboten in der Küche bemerkte, und nun ist es „wie weggeflogen“. Sie durchschaut jetzt auch plötzlich die Zusammenhänge, und da ward ihr Herz „wunderbar bewegt“ und sie weiß jetzt um das „Unglück“, das in ihrem Hause hätte passieren können. Sie befiehlt die beiden Dienstboten zu sich, nicht um sie „unglücklich“ zu machen, sondern um ihnen ihre eigene „Härte“ zu vergelten. Die beiden erhalten die Erlaubnis zur Heirat und werden außerdem mit einem angenehmen Heiratsgut ausgestattet. Die Edelfrau übernimmt auch die Ausbildung des Bübchens.

So werden drei Menschen glücklich durch die Edelfrau, die eine Wandlung durchmacht, indem sie ihr Unrecht erkannte. Die Zahnschmerzen haben das ihrige dazu beigetragen, und der Reiz dieser Geschichte liegt nicht zuletzt im Humor, wie der Erzähler das langsame Schwinden des Zahnschmerzes bemerkt und dadurch die Empörung der Edelfrau und ihren anschließenden inneren Wandel charakterisiert.

Die ganze Geschichte wird zum Exempel wie im Leben „alles zusammenhängt“, sogar gut und böse, wie man getanes Unrecht wieder gut machen kann und Unglückliche beglückt und darüber selbst glücklich wird. Nocheinmal hat Gott alles zum Guten gelenkt, wie es in der Geschichte heißt, aber nur mit Hilfe der Edelfrau, die aus ihrer Egozentrik heraustrat, sich ihrer Verantwortung bewußt wurde und die beiden Dienstboten glücklich machte, dabei aber auch selbst zu einem anderen Menschen wurde. Hier hängt alles zusammen in einem vielfädigen Gewebe.

Kommen wir zum Schluß: die Behauptung, in Hebels Werk sei Glück nur das Ergebnis

von Zufriedenheit und Bescheidenheit, ist zumindest einseitig. In einer Zeit, die viel über das Glück nachdachte, die sich in Philosophie, Literatur und Handeln um das Glück bemühte, entwickelt Johann Peter Hebel in seinem Werk — Briefe, Gedichte und Erzählungen — ein reiches Glückssystem, das sich wesentlich durch seine hohe Menschlichkeit, seine Anforderungen und seine Einbindung in die Welt und in die Transzendenz von anderen Systemen unterscheidet.

Auch hier zeigt sich wieder die Spannweite von Hebels Dichten und Denken, auch wenn dies fest auf dem Boden seiner Gegenwart und seiner Heimat erfolgte.

¹⁾ Alle Briefstellen werden zitiert nach: Johann Peter Hebel, Briefe Bd. I u. II, hrsg. v. Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957. Alle anderen Textzitate von Hebel nach: Johann Peter Hebel, Poetische Werke, München o.J. (Winkler Verlag), soweit nicht anders vermerkt.

²⁾ Harald Weinrich: Welcher Hans in welchem Glück? Von der Utopie der Glücksforschung. In: Hiltrud Gnüg (Hrsg.): Literarische Utopieentwürfe. Frankfurt 1982, S. 53—69, hier S. 56

³⁾ Rainer Gruenter: Die Systeme des Glücks. Ein Versuch, die Vorstellungen von Glück neu zu überdenken. In: FAZ Nr. 118, v. 24. Mai 1975

⁴⁾ Seneca: De vita beata; Anfang

⁵⁾ Vgl. Baden. Land-Staat-Volk. 1806—1871, hrsg. vom Generallandesarchiv Karlsruhe S. 36, Karlsruhe 1980

⁶⁾ Vgl. Wilhelm Zentner: Johann Peter Hebel. Karlsruhe 1965, S. 163

⁷⁾ Vgl. Hinrich Knittermeyer: Grundgegebenheiten des menschlichen Daseins. Darmstadt 1963, S. 133

⁸⁾ Vgl. Harald Weinrich a.a.O. S. 57 ff.

⁹⁾ Brief vom 7. bis 11. Dec. (1810), Nr. 306

¹⁰⁾ Johann Peter Hebel, Werke, Hrsg. v. Eberhard Meckel, Frankfurt (Insel Verlag) 1968, Bd. I, S. 502

¹¹⁾ J. P. Hebel, Werke (Insel-Verlag), Bd. I, S. 501

¹²⁾ Vgl. Martin Heidegger: Hebel — der Hausfreund. Pfullingen 1957

¹³⁾ Schreiben an das Innenministerium vom 17. 9. 1811, abgedruckt bei: Ludwig Rohner: Kommentarband zum Faksimiledruck . . . des „Rheinländischen Hausfreunds“. Wiesbaden 1981, S. 86 ff.

¹⁴⁾ Brief vom (September 1808), Nr. 241

¹⁵⁾ Poetische Werke (Winkler-Verlag) S. 123 ff.

¹⁶⁾ Ebenda S. 430

¹⁷⁾ Werke (Insel-Verlag) Bd. I, S. 383 ff.

¹⁸⁾ Werke (Insel-Verlag) Bd. I, S. 384 ff.

¹⁹⁾ Poetische Werke (Winkler-Verlag) S. 708

²⁰⁾ Ebenda S. 104 ff.

²¹⁾ Diese Geschichte wurde auch bald ins Russische übersetzt. Ein Beispiel für J. P. Hebels völkerübergreifende Integrationskraft.

²²⁾ Poetische Werke (Winkler Verlag) S. 528 ff.

²³⁾ Die Leibeigenschaft wurde 1783 von Markgraf Karl Friedrich als erstem Fürsten in Deutschland aufgehoben. Der Tag (23. Juli) wurde im Oberland lange gefeiert. Hebel verfaßte um 1819 dazu ein stropfenreiches Gedicht (vgl. E. Meckel „Chronik zu Hebels Leben“, In: Werk (Insel-Verlag), Bd. II, S. 416

Johann Peter Hebel und das Elsaß

Raymond Matzen, Straßburg

Johann Peter Hebel liebte das Elsaß und die Elsässer. Er fühlte sich im altverwandten linksrheinischen Alemannenland sehr wohl. Von 1805 bis 1820 verweilte er oft und gern in Straßburg wo er wie in seiner Heimatstadt Basel zuhause war, zumal er von guten Freunden stets herzlich aufgenommen und vorzüglich in die örtlichen Verhältnisse eingeführt wurde.

Als er im Pädagogium von Lörrach unterrichtete (1783—1791), hatte er unter seinen Schülern einen fleißigen, dankbaren jungen Badner namens Gottfried Haufe (1775 bis 1840), der im Mai 1805 die achtzehnjährige, anmutige, aus Hertingen stammende Pfarrerstochter Sophie Bögner (1786—1864) heiratete und in der Hauptstadt des Oberrheins ein Schmuckwarengeschäft gründete. Durch ihn wurde er in den dortigen schöngeistigen Kreis der protestantischen Bourgeoisie eingeführt. So lernte er die Pfarrer Frantz und Redslob kennen, auch einen Verwandten von Sophie Bögner, den Leiter des Waisenhauses Daniel Georg Schneegans, den Rechtsgelehrten Daniel Arnold und Ehrenfried Stöber, der einige seiner Gedichte in das anthologische *Alsatische Taschenbuch* (1806—1808) aufnahm.

Durch Gottfried Haufe, der nicht nur Goldschmied, sondern auch Kupferstecher war, trat er ferner mit einigen elsässischen Künstlern in Verbindung, so mit Landolin Ohmacht, der im Jahre 1808 sein erstes Brustbild schuf, besonders aber mit dem Maler und Graphiker Benjamin Zix, dem Kupferstecher Friedrich Sigismund Simon und dem Schweizer Holzschneidekünstler Hans Cas-

par Hegi, die seine Erzählungen und Märchen illustrierten.

Hebels Besuche in Straßburg

Seine erste Reise nach Straßburg unternahm Hebel im April 1805 zu Ostern. Er war bei der Familie Haufe untergebracht, am alten Fischmarkt Nr. 25 (franz. Vieux Marché-aux-Poissons), ganz nahe beim Haus, wo 135 Jahre zuvor der junge Goethe als Student wohnte. Er verfolgte gern den regen Verkehr dieser Hauptverkehrsader, besichtigte immer wieder das „herrliche Münster“, von außen und von innen, bewunderte und bestieg es wie Goethe, bummelte träumerisch sehnsüchtig durch die engen Gassen der romantischen Altstadt, sah den bodenständigen Handwerkern zu, unterhielt sich mit ihnen und las mit Neugierde die französischen Ladenschilder und Beschriftungen der Schaufenster. Er ging auch gern mit diesem oder jenem Freund längs des Stadtwalls spazieren, beobachtete die Wunder der Natur und hörte in den Wirtshäusern der Vorstadt den Leuten aus dem Volk zu, wie sie niederrheinisch plauderten und sangen.

In einem Brief, den er Ende April 1805 an seine Jugendfreundin Gustave Fecht adressierte, schrieb er über seinen Aufenthalt in Straßburg folgendes: „Ich wähnte, wenn ich allein und in Gedanken war, immer in Basel zu sein und auf dem Land, wo es mir war wie im Oberland; und o, was habe ich in Straßburg für gute Menschen gefunden, an welchen alles Gift der Revolution nichts verderben konnte . . . Auf dem Münsterturm bin

ich auch gewesen und habe in die herrliche Weite hinausgeschaut . . .“

Als er Anfang Sommer 1806 nach Straßburg zurückkehrte, kam er mit Ehrenfried Stöber zusammen und unterhielt sich mit ihm über heimatische Dichtung und Literatur: er „war sehr vergnügt“ (Brief vom 17. Juni 1806 an G. Fecht).

Zu Ostern 1807 begab er sich wieder nach Straßburg, diesmal um Pate zu stehen für Karoline Haufe und logierte bei der Familie Schneegans in der Ballhausgasse (franz. Rue du Jeu-de-Paume).

Obwohl es schneite, stieg er abermals auf die Plattform des Münsters: „In der letzten Ferienwoche, nämlich am Ostertag, bin ich zwar von Zahnweh wieder befreit, aber noch immer mit Husten nach Straßburg gereist, um ein Kind aus der Taufe zu heben, um ein paar Buchhändler-Geschäfte selbst zu besorgen, um noch etwas von den Ferien zu genießen (aber es schneite zuviel) und von dem Münsterturme wenigstens soweit nach Ihnen hinaufzuschauen als möglich (Brief vom 20. Mai 1807 an G. Fecht).

Zwei Jahre später, nachdem er am Samstag-nachmittag den 29. Juli 1809, um 2 Uhr die Postkutsche bestiegen hatte, kam er am Sonntagmorgen gegen 6 Uhr in Straßburg an, frühstückte im beliebten Gasthaus Baldner, wohnte im Münster der Siegesfeier der Schlacht von Wagram bei, begab sich nachmittags nach Graffenstaden, einem Straßburger Vorort, machte dort eine Spazierfahrt auf der Ill, verbrachte die Nacht bei Haufe und kehrte am Montag nach Karlsruhe zurück, wo er seit Dezember 1808 das Gymnasium leitete. (vgl. Brief vom 1. August 1809 an G. Fecht).

Die ersten elsässischen Bewunderer und Nachahmer Hebels

Hebel hatte im Elsaß viele Bewunderer und Verehrer, vor allem Ehrenfried Stöber (1779—1835), der ihm einen Nachruf, *Hebels Leben und Schriften* in der Zeitschrift

„Revue Germanique“ (1826) gewidmet hat. Ferner hat er dem „trefflichen alemannischen Sänger“ seine *Kurze Geschichte und Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen* (Straßburg, 1827) zugeeignet sowie seine *Gedichte und kleine prosaische Aufsätze in elsässischer Mundart* (Straßburg, 1829), worin das Gedicht „Die Ill an die Wiese, bei Hebels Tod“ figuriert. Die Widmung lautet: „Dem Andenken meines unvergeßlichen Freundes Hebel.“

*Was hawwi g'heert, i bin ze Strosburri gsinn,
Der Hewel todt! I weiß nitt wo i bin!
Der Hewel, ach der gueti liewi mann,
I mueß halt grine, was i grine kann.
I ha, Gott weiß, ne n-arri viel geliebt,
Nurr 's Pffeffels Tod hett mi so hoch betrieht.*

*O wenn err kumme-n-isch ins Elsaß her,
Hawwi gelustert noch 're neue Mähr,
Noch-e-me Spässel, emme neue Lied,
Bis Mitternacht wär i nitt worre mied.
Vom Vrenli, Agatbli, vom Morrijestern
Un au vom Zundelfrieder hör i gern.*

*Jezz ischs verbei, jezz kummt er nimmi meh,
Wie bobbelts 's Herz, wie duen merr d'Aue weh!*

Auch der Straßburger Jurist und Dichter Georg Daniel Arnold (1780—1829), der „Vater des elsässischen Theaters“, schätzte Hebel sehr. Sein einzigartiges Lustspiel in elsässischer Mundart, *Der Pfingstmontag* (1813), ist zum Teil auf den durchschlagigen Erfolg der alemannischen Gedichte des Wiesentäler Meistersingers zurückzuführen, der von dem Literarhistoriker Ludwig Spach im interessanten Buch *Moderne Culturzustände im Elsaß I* (Straßburg, 1873) als „großer alemannischer Sänger“ bezeichnet wird, als einziger dem es gelang, dem Dialekt „idyllisches Vermögen“ zu verleihen.

August Stöber (1808—1884), der ältere Sohn Ehrenfrieds, der ihn von Kindheit an kannte, trug in sein Tagebuch nur Löbliches über ihn ein: „... der freundliche alemannische Sänger Hebel, ... ein schöner großer Mann; graue Locken umwallen sein geistliches Ge-

sicht, aus welchem ein paar feurige schwarze Augen blicken. Sein Gespräch ist leicht, besonders wenn er erzählt oder sich über etwas lustig macht. Witz und Scherz sind die Würze seiner Sprache . . . So machte Hebel einen großen Eindruck auf mich und mit mehr Vergnügen las ich seine lieblichen alemannischen Gedichte und die Erzählungen im Schatzkästlein“ (Walter, Die Brüder Stoeber, 13—14). Nach Hebels Tod schrieb er: „Hebel lebet in meinem Herzen und wird ewig darin leben.“ (*Bulletin du Musée historique*, Mulhouse, 1866, S. 8—11.) Er veröffentlichte übrigens „Dreiundzwanzig Briefe von J. P. Hebel an die Familie Schneegans in Straßburg (1804—1822)“ (Alsatia 1875—1876, S. 17—67, Colmar 1876).

Adolf Stöber (1811—1892), der jüngere Sohn Ehrenfrieds, hat auf Hebels hundertste Geburtsfeier am 10. Mai 1860 ein langes Gedicht verfaßt, das denselben Titel wie dasjenige seines Vaters trägt, *Die Ill an die Wiese*, worin er die edle Gestalt wieder ins Gedächtnis ruft:

*Der Hebel selbst, der herrli Mann,
Isch zue es kumme dannetwann;
Ze Stroßburj haw i ne-n-als gsehn
Zue sine guete Fründe gehn,
Zuem Vetter Daniel noch emol,
Kurz vor sim Tod, — 's gedenkt mer wohl.*

*Am Drescher bin i just geloffe
Unn lüster', d'Fenster sinn grad offe,
Wie sie mit 'nander dischkkeriere
Unn hoch iehr Fründschaft lon floriere.*

*Unn z'Owe haw i ne noch gsehn
Am Fischerstade, Kehl zue gehn,
Mit sine kleine Schelmenaue,
So hell unn fründli um si schau.*

*Doch bleich sinn sini Backe gsinn
Unn d'Hoor so kridewiß um dunnn.*

*I ha gedenkt: leb wohl, leb wohl!
I sieh di hit zuem leschdemol.
Doch nein, er lebt jo ewi furt,*

*Mer fiere bit jo sin Geburt;
In sine Liedre lebt er noch,
In unsre Herze leb er hoch!*

Auch der Mülhauser Dichter Friedrich Otte (1819—1872) hat bei einem Ausflug ins romantische Wiesental des großen Hebel gedacht; dies bezeugt sein Gedicht „Beim Markgräfler zu singen“:

*Freund Hebel, hier im Tale
Wird erst dein Lied mir klar,
Hier wo im Abendstrable
Dein liebstes Plätzchen war.
Burg Rötteln schaut vom Bühle
In Trauer und verwaist . . .
Was rauscht in Waldeskühle?
Das ist der Dengelgeist!*

(Aus dem Elsaße, St. Gallen, 1862)

Anhaltender Einfluß Hebels im Elsaß des 19. Jahrhunderts

Die meisten elsässischen Dichter des 19. Jahrhunderts haben Hebels *Alemannische Gedichte* gelesen. Man merkt seinen Einfluß bei Heinrich Lebert (1794—1862), Charlotte Engelhardt-Schweighäuser 1781—1864), Karl Hartmann (1788—1864), Daniel Hirtz (1804 bis 1893), Karl Bernhard (1815—1864), Johann Thomas Mangold (1816—1888), usw.

In ihren *Elsässischen Lebensbildern* (1873 bis 1877), Bd. 3, S. 135) erzählt die Mülhauser Schriftstellerin Margarete Spoerlin (1800—1882), daß sie schon als dreijähriges Mädchen zwei Gedichte Hebels hersagen konnte: „Der Samschtig het zum Sunntig gsait“ und „Es gfallt mir numme eini“.

Ein anderer Mülhauser Schriftsteller, Pfarrer Camille Tournier (1832—1914), erwähnt ihn in seinen *Kleinen Licht- und Schattenbildern aus vergangenen Tagen* (Mülhausen, 1905) und zwar erzählt er, wie sein Vater, der in Lörrach aufgewachsen war, noch in seinen alten Tagen Hebels Sprache gesprochen habe: „Die alemannischen Gedichte Hebels

wußte er alle auswendig, und wir lernten sie von ihm; und wenn in diesen Blättern etwas von Hebels Gemüt und Art durchschimmert, so ist das ein Erbe, das ich meinem Vater verdanke.“

Auch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen wurde im Elsaß vieles über Hebels anhaltenden Einfluß geschrieben. So hat der elsässische Volkskundler Joseph Lefftz (1888—1977) in seinem Artikel „Johann Peter Hebel zum 100. Geburtstag“ (*Elsaßland*, VI 317, 1926) nachdrücklich erklärt, daß man im alemannischen Raum und weit darüber hinaus „heute noch wie einst diesem schlichten und gemühtiefen Dichter als liebetrauten Kündler volkstümlichen, bürgerlich-bäuerlichen Lebens und bodenständiger Kunstäußerung schätzt“.

In einem zweiten, „Elsässische Geschichten“ betitelten Artikel (*Elsaßland* XII 210, 1932) hat derselbe Joseph Lefftz die hebelschen, im Elsaß spielenden Erzählungen abdrucken lassen: „Der falsche Edelstein“, „Die gute Mutter“, „Glimpf geht über Schimpf“, „Der Wolkenbruch in Türckheim“, „Der Rätseljude von Chalampy“. Einleitend schreibt er dazu: „Klassische Kleinepik ist uns in den Geschichten und Anekdoten des ‚Rheinländischen Hausfreundes‘ geboten, wo sich auch elsässisches Gut findet...“ Im Bezug auf Hebels umfangreichen Briefwechsel mit seinen Straßburger Freunden sagt er: „Edelstes Menschentum und köstliche Idyllen voll Frieden und heiterer Ruhe bergen seine Briefe.“

Hebel und das Nachkriegselsaß

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Hebel von Elsässern weiterhin als geistiger Vater aller Alemannen gefeiert. So hat Désiré Lutz (1889—1975), aus Niederehnheim (franz. Niedernai) gebürtig, in seinem Gedicht *An Johann Peter Hebel die Kunst und das Werk des Meisters besungen*:

*I seh di vor mir, so wie du vor Johre
Gedankevoll am Fenschter gstande bisch,
D'r Kopf gsenkt, blind für d'Welt,
doch in de Obre
E wunderbare belle Klang, so frisch,
So voller Gsang, as ob vom Heimetbode,
Wither vom ferne, schöne Wiesedal
E Ruef her käm un dat dir dringend rote,
Kumm heim, d'Fründ warte druf, e groözi Zahl.*

*Un noo, i weiß, bisch an d'r Schriibtisch gange,
Hesch dert e Fedre gschmizt, dich ane gsetzt
Un d'Veisli gruefe. Hesch nit bruuche bange;
Denn d'Heimet het si zue d'r Tür niigbetzt.
I liis si gern, die Veisli. Wie ne Sunne
Strahlt d'Heimet dinne, aß e jeder sait;
Du hesch ere e Feschtdagskleidli gspunne,
Wo nie veraltet, lang no jede fraid.*

Auch Nathan Katz (1892—1981) gedachte Hebel dankbar, indem er bei der Verleihung des Oberrheinischen Kulturpreises am 26. November 1966 im historischen Kaufhausaal zu Freiburg im Breisgau in seiner urwüchsigen Waldighofer Mundart folgende Dankesworte sprach:

Dr Sundgäu isch die Gegend vom Elsaß wu im Süde in de Jurabäрге an d'Schwiz gränzt, un im Oste an dr Rhi, wu üf dr angere Site vom Rhi 's Wiesetal ligt, un das ganze bliehjige Lang, wu sinerzit dr Hebel si Jugendzit verbrocht het, dr Dichter Hebel, wu n i allewil e groözi Verehrig fir en gha ha.

Den àr het mr, wu n i no jung gsi bi un in d'Schüel gange bi, dur sini Gedichter, wu n i als ha miesse useändig lehre, erscht zeigt, wie scheen ass o die Därfere bi äis im Sundgäu sin, un wie scheen un einfach die Sproch isch, wenn i ghert ha, wie als d'Lit in de Buredärfer mit enanger gredt hai, 's Wärk vom Hebel isch lebändig worde in mr. I weiß: i han em vil z'verdanke.

(Aus: *Gedenkschrift zur Verleihung des Oberrheinischen Kulturpreises 1966 der Johann-Wolfgang von Goethe Stiftung*, S. 25—26.)

In seiner Rede beim „Schatzkästlein“ zum Hebeltag 1971, in Lörrach, „Vom Hebel einst in meinem Lesebuch zu Hebel heute“ (Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach, Nr. 20, S. 7–17) beschrieb der Schriftsteller Camille Schneider (1900–1978), ein gebürtiger Molsheimer, wie er Hebel durch originelle Erzählungen im deutschen Lesebuch entdeckt habe, daß er auf dem Schulweg „dann oft die ganze Geschichte vom Amsterdamer Kannitverstan auswendig aufsagte“ und daß er später im Lehramt mit seinen Schülern und Studenten „die Hebelsche Dichtung in Prosa und Vers betrachtet und erläutert“ habe.

Lucien Sittler, der ehemalige Stadtarchivar von Colmar, hat in seiner Rede beim „Schatzkästlein“ zum Hebeltag 1967 „Hebel und das Elsaß“ all das geschildert, was den berühmten Sänger Alemanniens mit dem linksrheinischen alemannischen Ländchen verband, was er dort entdeckte und schätzte, aber auch was er dort bewirkte und verteidigte und wie er dort noch weiterlebt.

Meinerseits habe ich in meiner Rede zum Hebeltag 1975 aufgezählt, wie oft ich dem genialen Wiesentäler auf meinem Lebensweg begegnet bin, bei Erzählungen in meiner Kindheit und bei mündlichen Prüfungen in meiner Studienzeit, sowie bei Ausflügen ins malerische Belchengebiet: durch ihn bin ich zum Mundartforscher und Mundartdichter geworden. Als ich 1981 den Hebel dank erhielt, widmete ich meinem hehren Lehrmeister zum Abschluß meiner Dankesworte folgendes Gedicht:

Liewer Hebel!

*Dü bisch in Hüse ufgewachse,
 Im wilde schöne Wiesetal,
 Hesch alemannisch lehre stacke
 Wie dort im Dorf, in Stubb un Saal.
 Hesch später so getraimt un gschriwwe,
 Famosi Gsetzle drucke lonn;
 Am Rhin nab, hüewwe so wie drüewwe,
 Isch oft un lüt noch d'Redd devun.*

*Ja, zwische Schwarzwald un Vogese,
 Vum Jura bis zuem Alwejoch,
 Wurd trotz moderne Geischer, beese,
 Din alte Buech geläse noch.*

*Dü bisch un bliisch d'r gross Verküender
 Vum stolze Alemanneland,
 Drum werre unsri Kindeskinde
 Din Lied noch singe mitenand.*

Elsässische Hebelpreis- und Hebel dankträger

Unter den alle zwei Jahre von einem zwölfköpfigen Gremium mit dem Hebelpreis ausgezeichneten Dichtern und Schriftstellern des alemannischen Raumes befinden sich schon einige namhafte Elsässer: Edouard Reinacher (1938), Albert Schweitzer (1951), Robert Minder (1963), Joseph Lefftz (1967), Lucien Sittler (1971), André Weckmann (1976), Claude Vigée (1984).

Der vom Hebelbund Lörrach gestiftete, alle Jahre verliehene „Hebel dank“ wurde bis jetzt drei Elsässern zugesprochen: Joseph Rey (1968), Paul Stintzi (1976), Raymond Matzen (1981).

Sie alle haben sich bemüht, im Geiste Hebels zu streben und zu wirken: die noch lebenden werden dafür Sorge tragen, daß sein Name im Elsaß weiterhin geehrt und sein Werk gelesen wird, rang er doch sein Leben lang um die sprachliche und kulturelle Einheit des alemannischen Raumes.

Hebel und die elsässische Sprachenfrage

In einem Brief an seinen Freund Daniel Schneegans nahm er bereits Ende April 1805 zur elsässischen, damals schon akuten Sprachenfrage unmißverständlich Stellung: „Für ihre Kinder, die Ihnen Gott erhalten möge, will ich eine gute Fürbitte einlegen. Lehren Sie zuerst die angeborne Muttersprache, und am liebsten im häuslichen heimischen Dialekt sprechen; mit der fremden

ist's noch lange Zeit. Mit dem Sprechen empfangen wir in der zarten Kindheit die erste Anregung und Richtung der menschlichen Gefühle in uns, und das erste verständige Anschauen der Dinge außer uns, was den Charakter des Menschen auf immer bestimmen hilft, und es ist nicht gleichgültig, in welcher Sprache es geschieht. Der Charakter jedes Volkes, wie gediegen und körnig, oder wie abgeschliffen er sein mag, uns sein Geist, wie ruhig oder wie windig er sey, drückt sich lebendig in seiner Sprache aus, die sich nach ihm gebildet hat und teilt sich unfehlbar in ihr mit. Wollen Sie Ihre Söhne zu Franzosen machen, so ist nichts daran auszusetzen, daß Sie sie im ersten Jahr des Lebens schon durch die Sprache der Franzosen dazu einweihen. Sollen sie aber an Herz und Sinn wie Vater und Mutter werden, so ist das Französische nichts nutz dazu. Nichts für ungut, wenn ich für jemand zu viel gesagt habe.“

Johann Peter Hebel, der tapfere Wortführer und unsterbliche Sänger Alemanniens, hat als treuer Angestammter in seinem unvergänglichen Werk da und dort das Elsaß genial verherrlicht und verteidigt. In der elsässischen Literaturgeschichte lebt er als begeisternder Anreger vieler urwüchsiger Mundartdichter fort.

Bibliographie

- Feger Robert, *Annäherung an einen Prälaten. Fragestellungen zu Leben und Werk von Johann Peter Hebel*. Lahr/Schwarzwald, 1983.
 Hebel Johann Peter, *Alemannische Gedichte mit hochdeutscher Übertragung von Richard Gäng*, Reclam, Stuttgart, 1960.
 Hell Victor, „J. P. Hebel et Martin Heidegger“

und „Du Markgräferland au Sundgau“, in: *Nathan Katz. Itinéraire spirituel d'un poète alsacien*. S. 61—82, Colmar, 1978.

Lefftz Joseph, „Johann Peter Hebel zum 100. Todestag“, in: *Elsaßland* VI S. 317 (1926).

Lefftz Joseph, „Elsässische Geschichten. Ausgewählt aus J. P. Hebels Schatzkästlein“, in: *Elsaßland* XII S. 210—214 (1932).

Martin Ernst, „Briefe von Johann Peter Hebel an Frau Weiler in Straßburg“, in: *Jahrbuch des Vogesen-Clubs*, XII. Jahrgang, S. 67—74, Straßburg, 1896.

Matzen Raymond, „Mein Dank an Hebel“. Rede beim traditionellen „Schatzkästlein“ zum Hebeltag 1975. Aus der *Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach*, Nr. 24.

Matzen Raymond, „Johann Peter Hebel. Alemanniens unsterblicher Sänger“, in: *Alimannisch dunkt üs guet*, Heft III/IV 1976 (Hebel-Heft), S. 8—15, Muetttersproch-Gsellschaft, Freiburg i.Br. 1976.

Matzen Raymond, „Hebel Johann Peter“, in: *Encyclopédie de l'Alsace* VI 3790—3791, Strasbourg 1984.

Obser Karl, „Briefe von Johann Peter Hebel an seine Straßburger Freunde Ehrenfried Stöber und G. L. Müntz“, in: *Jahrbuch für das Badner Land* 1932, S. 21—30, Freiburg i.Br. 1932.

Schneider Camille, „Von Hebel einst in meinem Lesebuch zu Hebel heute“, Rede beim „Schatzkästlein“ zum Hebeltag 1971, aus der *Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach*, Nr. 20.

Sittler Lucien, „Hebel und das Elsaß“, Rede beim „Schatzkästlein“ zum Hebeltag 1967, aus der *Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach*, Nr. 16.

Stöber August, „Dreiundzwanzig Briefe von J. P. Hebel an die Familie Schneegans in Straßburg (1804—1822)“, in: *Alsatia 1875—1876*, S. 17—67, Colmar, 1876.

Sütterlin Adolf, *Zeit- und Hebelerinnerungen der Straßburger Hebelfreundin Frau Sophie Haufe*, Karlsruhe, 1928.

Zentner Wilhelm, *Johann Peter Hebels Briefe an Gustave Fecht (1791—1826)*, Karlsruhe, 1921.

Zentner Wilhelm, *Johann Peter Hebels Briefe. Gesamtausgabe*. Karlsruhe, 1939.

Zentner Wilhelm, *Johann Peter Hebels Werke. Gesamtausgabe*. Karlsruhe, 1968—1972.

Rückblick auf das Hebeljahr 1985

Ausstellungskatalog der Badischen Landesbibliothek und des Museums am Burghof in Lörrach

Heinrich Hauß, Karlsruhe

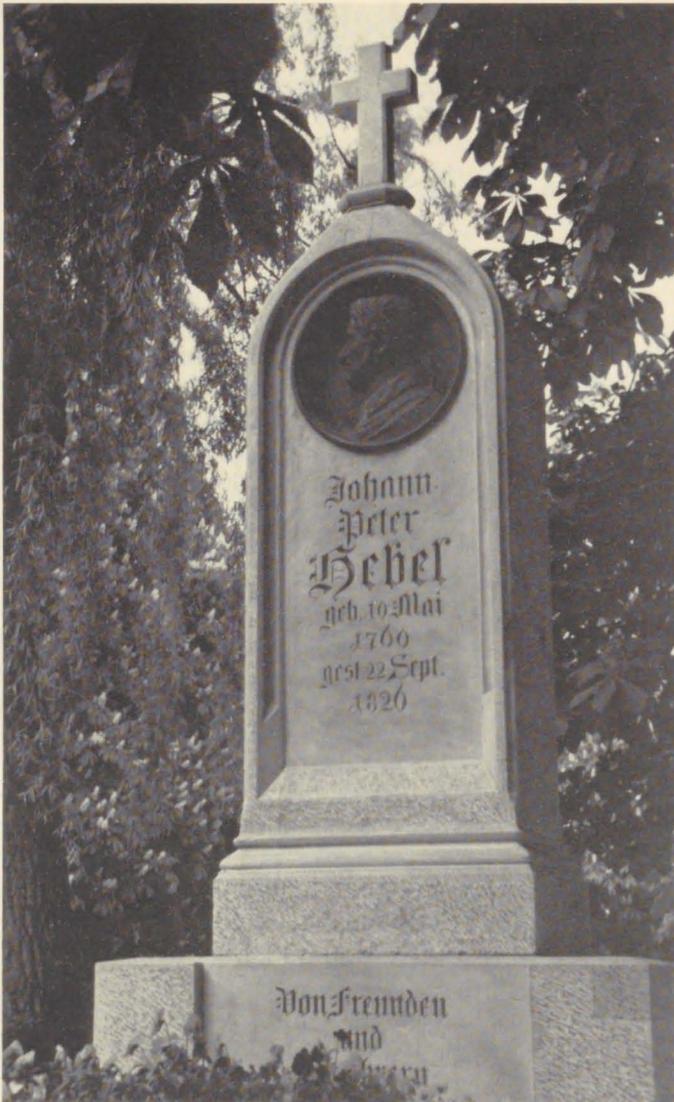
An Publikationen zu J. P. Hebels 225. Geburtstag ist der *Katalog zur Ausstellung der Badischen Landesbibliothek und des Museums am Burghof in Lörrach* hervorzuheben. Die Beiträge des Kataloges — „J. P. Hebel — Eine Wiederbegegnung zum 225. Geburtstag“ (Verlag C. F. Müller Karlsruhe, 269 Seiten, 20,— DM) verzichten in Thematik und Begrifflichkeit auf alle noch vor zehn Jahren üblichen Aktualisierungsversuche. „Braucht es Brückenschläge?“ — fragt Rohner in seinem Aufsatz „Kritische Anmerkungen eines späten Hebellesers“. „Als ob uns just von diesem Dichter ein Abgrund trennte“!

L. Rohner, der im Katalog mit zwei Aufsätzen vertreten ist, zeigt in seinen wissenschaftsbiographischen „Kritischen Anmerkungen“ Maßstäbe einer heutigen Beschäftigung mit Hebel auf. Rohners Weg zu Hebel war bezeichnenderweise ein „Umweg“ zu Hebel über die „Theorie der Kurzgeschichte“, ein wissenschaftlicher Weg also, nicht bloße Prädilektion für „sonnige Heiterkeit“ und „naive Vermenschlichung der Natur“. Dies scheint mir für die Situation 1985 bezeichnend: Wege zu Hebel über „Umweg“ der Kurzgeschichten, Kalendergeschichten, über Hebels „Stilbuch“, ja selbst über B. Brechts „Kalendergeschichten“ entregionalisieren Hebel, den „heerliche Ma“ (H. Burte). Wenn Louis Wiesmann von der Hebelstiftung Basel bei seiner Festansprache zur Hebelfeier in Hausen meinte feststellen zu müssen: Abiturienten in Basel würden „Hebel“ heute nicht kennen, so kann man ihm für bundesdeutsche Verhältnisse nicht ganz

zustimmen. Es gibt derzeit kaum ein Grundkurs-Arbeitsbuch zur erzählenden Literatur, das nicht wenigstens einen Text von Hebel unter einem Aspekt erzählender Prosa brächte. Aber, späte, im Falle L. Rohners wissenschaftsbestimmte Lektüre Hebels kann nur eine „lectio difficilior“ der Komposition, der Erzähltechnik sein.

In den Vordergrund des Interesses ist auch jener Hebel getreten, den man sich von einer historisch-kritischen Ausgabe erhofft, den Hebel der „Aufsätze, Aufzeichnungen überhaupt, der Betrachtungen, Belehrungen, Reden, Mahnworte, Gespräche, Sendschreiben, Abhandlungen, Gutachten, Entwürfe, Paraphrasen und Aphorismen“. „Darf man von Essayistik reden?“ — fragt Rohner. Die „essayistische“ Dimension oder jene Dimension, die den Kalendergeschichten gewissermaßen vorgeschaltet ist, ist heute von gleichem Interesse wie die Kalendergeschichten in der endgültigen Gestalt selbst. Auf einen anderen, aber mit dem „Essayistischen“ zusammenhängenden Aspekt hat K. Foldenauer in seinem Aufsatz „Carlsruhe ist nicht so schlimm, wie mans verschreit“ hingewiesen: „Faktenreichtum der erzählten Welt“. „Es ist erstaunlich, wie wenig dieser Faktenreichtum in Hebels Geschichten bisher beachtet wurde. Was hier an erzählter Welt auftaucht, vom kleinsten Detail bis zu großen kosmischen Vorgängen, würde, isoliert herausgestellt, ein beachtliches Kompendium ergeben.“

Die veränderte Lage läßt sich auch bei einem Blick in die Festschrift zur Ausstellung „J. P.



*Das renovierte Hebelgrab
(Photo: Karl Wörn,
Schwetzingen)*

Hebel und seine Zeit“ von 1960 feststellen. Gab die „Festschrift“ ein Mosaik von Texten verschiedener Autoren wie G. Storz, Th. Heuß, C. J. Burckhardt, W. Zentner, W. Altweg mit reichlich eingestreuten Hebeltexten, so widmet sich der Ausstellungskatalog von 1985 wenigen ausgewählten, man möchte sagen, wissenschaftlichen Themen: dem Bereich der „Theaterbriefe“ Hebels (G. Haass), den Themen „J. P. Hebel und die Schweiz“

bzw. das literarische Elsaß (R. M. Kully, R. Matzen), „J. P. Hebel als Theologe“ (G. A. Benrath) und „Die Emanzipation der Juden“ (J. W. Storck), Aufsätze zu editorischen Fragen und Manuskripten in der Landesbibliothek (A. Braunbehrens, H. v. Coelln). Mit Recht hat man die speziellen Themen im Katalog eingerahmt mit Aufsätzen zu Hebel als einer Identifikationsfigur in der Vergangenheit (G. Moehring, K. Foldenauer) am An-

Titelbild
des Ausstellungs-
kataloges



Johann Peter Hebel

Eine Wiederbegegnung zu
seinem 225. Geburtstag

fang und den „Kritischen Anmerkungen eines späten Hebellesers“ von L. Rohner am Ende des Katalogs. Thematik und Gestaltung des Katalogs zeigen, daß es schwieriger geworden ist, zwischen dem Hebel der „Hebelgemeinde“, die lieber „Erbauliches oder Gemütliches“ hört und liest, und dem wissenschaftlichen Bild Hebels als des „versierten Literaten“ zu vermitteln.

Die „Badische Heimat“ hat übrigens mit ihrem Heft 1/85 zum Hebeljahr versucht, in der Auswahl der Aufsätze und Illustrationen einen vermittelnden Weg in dieser Frage ein-

zuschlagen. In diesem Heft hat L. Rohner auch die „Desiderata der Hebeforschung“ zusammengestellt. „Was wir dringend brauchen, ist der vollständige, authentische, unretuschierte Hebel — da taugen weder herzliche Vorliebe noch interessante Spekulation, am wenigsten aber herangetragene Ideologie, ob sie nun heimatlich oder internationalistisch gefärbt sei“. Hebel 1985 — Hebel in der *editorischen Überwinterungsphase* oder *Rückzug hinter die Linien des narrativ Artikulierten*, Rückzug ins literarische Vorfeld des Faktenreichtums. Allerdings, fragen kann

man sich immerhin, ob der editorisch vollständige Hebel als der differenzierte Hebel in der Theorie nicht längst da ist, anders, ob die Erwartungen an die Gesamtausgabe neue grundlegende Erkenntnisse zu bringen sich tatsächlich erfüllen wird. Denn jene „beunruhigende Unbestimmtheit“, die wir heute bei Hebel zu sehen glauben, sucht in der historisch kritischen Gesamtausgabe wohl nur ihr Belegmaterial.

So unbestreitbar notwendig eine Gesamtausgabe der Werke Hebels ist, so unabweisbar sind aber auch die Bedürfnisse des Lesers, mit denen sich Hebel in seinen Briefen intensiv auseinandergesetzt hat.

Neues Interesse hat auch Hebels Frömmigkeit gefunden. So sagt Rohner: „Die Frömmigkeit dieses Kirchenmannes, weder ganz orthodox, noch sich gleichbleibend, wäre einer großen Untersuchung würdig.“ Unerledigt ist auch eine Untersuchung der Illustrationen der Werke Hebels.

Hebels unschätzbare und für uns aktuelle Eigenart besteht darin, Geschichten zu erzählen. Was der hochfahrende und rigorose Pascal seinem Lehrmeister Michael de Montaigne vorgeworfen hat, „qu'il faisait trop d'histoires“, das ist für uns heute kein Mangel an Frömmigkeit, sondern die einzig lebensweltlich ehrliche Art von Glaube und Frömmigkeit zu sprechen. Hebel beläßt die menschlichen und religiösen Dinge in seinen Geschichten dort, wo sie vorkommen, in Situationen und lebensgeschichtlichen Zusammenhängen. K. Marti hat, befragt, wo in seiner 30jährigen Gemeindepraxis er die Erfahrung gemacht habe, daß „Auferstehung heute und jetzt passiert“ sei, geantwortet: „Ja doch. Das gibt es. *Das sind aber immer ganze Geschichten*, das kann man nicht in zwei Sätzen sagen.“ Beim Prediger Hebel gibt es hier eine unübersteigbare Grenze. Als Prediger ist er — für uns heute auf recht unverständliche Weise — Statthalter einfacher zeitloser Wahrheiten ohne Zeit- und Adressatenbezug. So schreibt G. A. Benrath: „Sehr bemerk-

wert erscheint es, daß keine der aus über 40 Amtsjahren erhaltenen 37 Predigten etwas von dem Dichter Hebel verrät. Hebel ist hier von Form und Inhalt der üblichen lehrhaften Kanzelrede nirgends abgewichen; vielmehr hielt er alles, was ihr nicht entsprach, aus seinen Predigten fern. Da er überdies ... niemals ein Pfarramt übernahm und zu keiner Gemeinde in eine dauerhafte Beziehung trat, fehlt seinen Predigten auch der lebendige Bezug zu einer bestimmten Gemeinschaft von Hörern.“ So beispielhaft der Kalendermacher Hebel mit seinem „narrativen Denkstil“ für den heutigen Prediger sein kann, so wenig hat er ihn selbst als Prediger angewendet. Das ist schon seltsam, um so mehr als zu Hebels Zeiten literarische Beispiele von „Predigten“ sehr unkonventioneller Art bei R. Lenz und Goethe vorlagen. G. A. Benrath kommt in seinem erwähnten Aufsatz zu der Schlußfolgerung: „Eine innere theologische Entwicklung Hebels schließlich läßt sich aus seinen Predigten ebenso wenig erkennen. Frühe und spätere Predigten unterscheiden sich in der Form und den Grundgedanken nicht. So sehr sich Hebel als Prediger gleichblieb, so sehr blieb er als Theologe im Lauf seines Lebens derselbe.“

Allerdings, klar ist dann nicht mehr, warum man von „Hebel als Theologen“ sprechen sollte. Das eigentümliche „In-der-Schwebelassen“, die Diskretion des „Bis dahin weiß ich meines Orts zu warten“, ist eine Frömmigkeit der Unentscheidbarkeit, Theologie aber nicht. Vielleicht hat es etwas zu tun mit jenem Prototyp moderner Frömmigkeit, die erstmals bei Pascal auftritt, dessen Bild Romano Guardini in einer Art Selbstportrait nachzuzeichnen versuchte: „beunruhigende Unbestimmtheit“. Hebel hat dafür zwei einfache, recht plausible Antworten, einmal: „Der Mensch ist eine Welt. Man muß ihn nicht mit einer Einheit vergleichen, sondern mit einer Ganzheit“; und zweitens: „Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, als nur des Menschen Geist, der selber drinne ist.“



Philatelistisches Geburtstagsgeschenk

Seit März 1983 liefen Bemühungen, im Badischen Oberland, in der Schweiz und im Elsaß, zum 225. Geburtstag von Johann Peter Hebel ein Sonderpostwertzeichen der Deutschen Bundespost herauszugeben.

Die erste Sitzung fand im Hebelhaus statt, wo am 16. April 1985 auch die Sondermarke übergeben wurde.

In Vertretung des verhinderten Präsidenten der Oberpostdirektion Freiburg, Hans Hertle, übergab der Vizepräsident Karl Heinrich Strauß die von Frau Janota-Bzowski (Düsseldorf) entworfene Sondermarke im Nennwert zu 80 Pfennig zusammen mit einer Urkunde an den Hausener Bürgermeister Karl Heinz Vogt.

Die Deutsche Briefmarkenzeitung (DBZ) vermerkt in der Ausgabe 7/1985: „Die Marke ist hervorragend gelungen und dürfte sich damit als Verkaufsschlager erweisen, doch scheint uns das Jubiläum des 225. Geburtstages für bundespostalische Verhältnisse ungewöhnlich krumm.“ Es darf als besonderes Geburtstagsgeschenk gewertet werden, daß die Hebelmarke bei 252 Anträgen unter den dreizehn zu vergebenden Sondermarken zu finden ist. Die Hebel-freunde diesseits und jenseits des Rheins hatten seit dem 16. April 1985 guten Grund, sich über das gut gelungene philatelistische Geburtstagsgeschenk zu Johann Peter Hebels 225. Geburtstag zu freuen.

Elmar Vogt

Kannitverstan (1809)

Dr Mänsch het dänki jede Dag Gläheheit, in Ämmedinge und Gundelfinge so guet as in Amschterdam Betrachtige über d Unbschtändigkeit vo irdische Dinge aaz'stelle, wenn er will, und z'friide z wärde mit sim Los, wenn au it viil broteni Duube für-en ummefliege in dr Luft. Aber uff-em sunderbarschte Umwäg isch ä dütsche Handwärschbursch in Amschterdam wägenem vrhehrte Vrschtob zue dr Wohret und zue dr Erchänntnis drvo cho. Denn wo-ner in

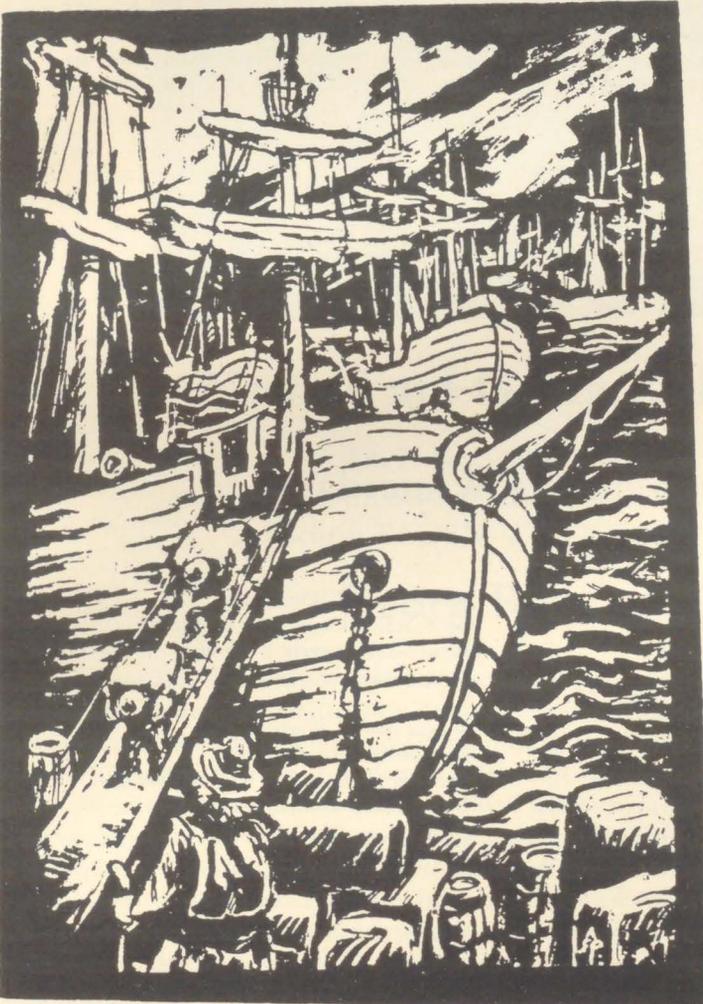
sälli großi und riichi Chremerschtadt voll prächtige Hüüser, wo uff-em Wasser d Schiff g'schauklet und zue g'schäftige Mänsche cho isch, do isch-em gli ä großis und schöns Huus vor d Auge cho, wie-ner uff siinere ganze Walz vo Dutlige bis uff Amschterdam no kais z'seh übercho het. Ä gueti Wiili het-er mit Vrwunderig da schön Huus aag'luegt, die segs Cheemi uff-em Dach, die schöne G'simser und die höche Fänschter, größer as deheim d Tür am Vatter sim



Alban Spitz, Illustration zu „Kannitverstan“

Huus. Ändli het-ers it chönne bliibe lo aine wo vrbei gange isch azschwätze. „Guete Fründ“, het-er g'sait, „chönnet-er mir it säege, wie dä Här heißt, dem da wunderschön Huus do g'hört mit dene Fänschtere voll Tulipane, Schtärmeblume und Levkoje?“ Dr aag'schwätzt Maa aber, wo vrmueti öbbis wichtigers z tue gha het und zuem Unglück grad ä soviil vo dr dütsche Schprooch vrschtande het as wie dr Frooger vo dr Holländische, nämli nüt, het churz und schnauzig g'sait: „Kannitverstan“, und scho isch-er wiider zuegloffe. Da isch nu ä holländischs Wort gsi oder drüü, wem-mes rächt aaluegt und haift uff dütsch soviil as wie: „Ich kann euch nicht verstehen“. Aber dr guet frönd Handwärbursch het g'maint, es sig dr Name vo dem Maa, no dem är g'frotg gha het. Da mueß aber ä chaiberiiche Maa sii, dr Här Kannitverstan, het-er dänkt und isch wittergange. Gaß uus und Gaß ii isch-er ändli useseho

an sälle Meerbuuse, wo „Het Ei“ oder uff dütsch: „S Ypsilon“ haift. Do isch nu Schiff an Schiff und Maschtbaum an Maschtbaum g'schtande und är het z'erscht it g'wüßt, wie-ners mit siine zweu ainzige Auge duurefächte chönnti, alli die Merkwürdigkeite g'nueg z seh und z betrachte, bis ändli ä groß Schiff si Uufmerksamkeit uff sich zoge het, wo erscht vor churzem us Osdindie aacho und grad ebä usg'lade worde isch. Scho sind ganzi Raihe vo Chischte und Balle uff- und näebenenander g'schtande uff-em Land. Allewiil sind no meh useg'schaft worde und Fässer voll Zucker und Khaffi, voll Riis und Pfäffer und dänki au Muusdräck drunter. Wo-ner lang gnueg zuegluegt gha het, het-er ändli aine g'frotg, wo grad ä Chischte uff-em Buggel ussetrait het, wie doch dä glücklich Maa haibe düeg, dem s Meer alli die Sache an's Land bringe



Alban Spitz, Illustration
zu „Kannitverstan“

däti. „Kannitverstan“ isch d Uskumft gsi. Do het-er dänkt: Äh, luegts do uuse? Kai Wunder, wem's Meer soonigi Riichtümer ans Land schwämmt, dä het guet ä so Hüüser in d Wält schtelle und soonigi Tulipane vor d Fänschter in vrgoldete Schärbe. Jetz isch-er wiider z'rug gange und het truurigi Betrachtige aag'schtellt bi sich, wa-ner doch für-e arme Deufel sig unter so viile riiche Lüt do in dr Wält. Aber wo-ner grad ebä dänkt het: Wenn-is doch umme au ämol ä so guet überchämti, wie's dr Härr Kannitverstan het, do isch-er umme Egge cho und vor-e-re große lange Liicht gschtande. Vier schwarz vrhänkti Rösser händ dr au schwarz vrmacht Dotewage zoge, ganz langsam und truurig, grad as wie wenn si wüßte, aß si ä Dote in si Ruehi zieh däte. Ä lange Zug vo Fründe und Bekannte vom Vrschtorbene isch hintenooh cho. Paar an Paar, aag'lait mit schwarze Mäntel, und ganz schtill. Neume in dr Färni het ä ainsams Glöggli g'lüttet. Do isch dä frönd Kärli ä wehmüetigs G'fühel aacho, wie's an kaim vrbei goht, neume tief inne aaglängt, wenn-er ä Liicht seht, und isch aadächtig schtoh blübe mit-em Huet in dä Händ, bis alli an-em vrbei gsi sind. Do het-er sich an letschte vo dem Zug aane-g'macht, dä grad in dr Shtilli uusg'rächnet het, wa-ner an siire Bauwelle chönnti vrdiene, wenn dr Zäntner um zäh

Gulde uufschla däti. „Da mueß dänki ä guete Fründ sii vo-nIch“, sait-er, „dem do s Glöggli lüttet, aß dr ä so truurig und nochdänkli mitgöhd.“ „Kannitverstan“ isch au do d Uskumft gsi. Do isch aber eusem guete Duttli ger hörig s Wasser in d Auge cho und s isch-em uff aimol schwer und licht gsi ums Härz. „Arme Kannitverstan“ het-er uusg'rüeft, „wa hesch nu vo all dim Riichtum? Wa-ni zue miire Zit vo miire Armitei au überdumm. Ä Dotehäm und ä Liintuech und vo all diine schöne Blueme villicht ä Rosmarin uff di chalti Bruscht oder ä Raute.“ Mit dem Gedanke isch-er hinter dr Liicht mitgloffe, grad as wie wenn-er au drzue g'hört hätti, bis ans Grab, het do g'seh, wie dr vrmaintli Kannitverstan aabegloo worde isch in si ängs Hüüsli und isch vo dr holländische Liichepredig, vo dere är jo kai Wort vrschtande het, meh aagschproche gsi as vo mänggere dütsche, uff die är it g'loost het. Ändlich isch-er, im Härz erliichteret, mit dä andere wider furt, het in dr Härbärg, wo-me dütsch vrschtande het, mit-e-me guete Appitit ä Shtuck Limburgerchees g'ässe, und wenn-em wiider ämol het welle schwer aacho, aß so viil Lüt in dr Wält so riich seige und är so arm, do het-er umme an dä Härr Kannitverstan in Amschterdam dänkt, an si groß Huus, an si riich Schiff und an si ängs Grab.

(Aus: Alban Spitz, Kalenderg'schichten allemannisch verzält)

Wir gratulieren Alban Spitz zum 80. Geburtstag (6. 4. 1986)

In dunkle Winterdag

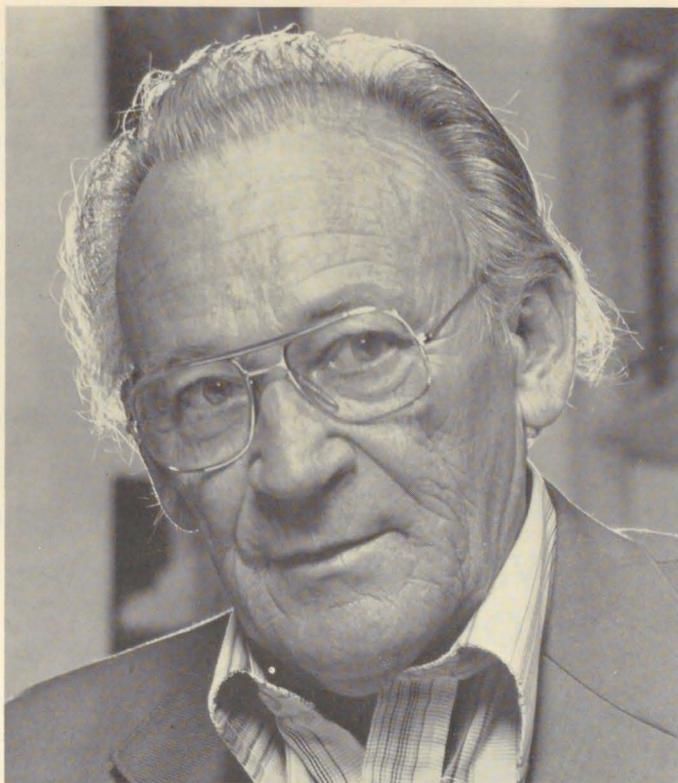
In dene dunkle Winterdag,
wo's dusse bald giebt Froscht,
de Mensch sich ehnder bsinne mag
uf heimatliche Koscht.

Er suecht e Wärme, suecht e Licht,
will au verschtande si.
Es bringt sogar de klänschde Wicht
sei Gab zum Bappe hi.

In dene dunkle Winterdag,
wo d' Schtürm dond Böm abknicke,
kunnt mancher guete Wille uf,
d' Familiebänder zflicke.

In dene dunkle Winterdag,
wo jeder manglet d' Sunne,
veschtobt me wieder d' Weibnachts-Sag':
'S Licht mueß vu inne kumme.

Rosemarie Banholzer



Nachruf auf Georg Richter

Am 7. September 1985
starb der Schriftsteller und Hauptschriftleiter der
Zeitschrift BADEN-WÜRTTEMBERG

Georg Richter

im 70. Lebensjahr. Geboren im niedersächsischen Fallersleben am 21. November 1914, trat Richter 1948 in den traditionsreichen Verlag G. Braun in Karlsruhe ein und brachte außer Kenntnissen in Kunstgeschichte und Germanistik auch didaktische Erfahrungen aus einer kurzen Pädagogenzzeit sowie redaktionelle Erfahrungen mit, die er in Berlin erworben hatte. Baden, Württemberg und das benachbarte Elsaß schenkten seinem Schaffen die Leitmotive; nicht nur als Autor, sondern auch als Redakteur einer Zeitschrift, die erstmals 1949 unter dem Titel BADEN, dann WELT am OBERRHEIN und schließlich BADEN-WÜRTTEMBERG im Karlsruher Haus G. Braun erschien. In rund 35 Jahren machte Georg Richter „seine“ Zeitschrift nach dem Urteil eines bekannten deutschen Blattes zu „der nach Inhalt und Optik meistgelobten der Bundesrepublik“. Zuletzt wohl der dienstälteste Zeitschriftenredakteur, gewann Richter in konsequenter Aufmerksamkeit für diese südwestdeutsche Publikation für

Kultur, Wirtschaft und Fremdenverkehr die ständige Zusammenarbeit mit dem Landesfremdenverkehrsverband Baden-Württemberg und die Mitarbeit der namhaftesten Autoren des Raumes, was freilich nie ausschloß, daß er auch jungen Talenten den Weg öffnete.

Georg Richter war indessen nicht allein Redakteur und Koordinator einer nach Wort und Bild angesehenen Zeitschrift: er war selbst ein auf vielen musischen Gebieten begabter „Homme de lettres“, der sich durch seine hervorragenden Landschaftsbände, gastrosophischen Plaudereien und belletristischen Werke von ganz eigenem Reiz und Charme einen Namen machte.

Mitten aus diesem vielfältigen und fruchtbaren Schaffen riß ihn nun ein jäher Tod. Herb ist dieser Verlust für Familie und Freunde — vor allem aber für das Land zwischen Vogesen, Schwarzwald und Alb, dem Georg Richter die Hälfte seiner Lebensjahre mit allen Fasern seines Herzens anhing.

Hans Leopold Zollner

Treue Verbundenheit mit seiner Ortenau-Heimat

In Karlsruhe starb der Schriftsteller und Heimatforscher Dr. Oskar Kohler

Franz Josef Webinger, Karlsruhe

In Karlsruhe, das ihm in Jahrzehnten zweite Heimat geworden war, starb im 83. Lebensjahr der aus Friesenheim bei Lahr stammende Schriftsteller, Heimatforscher und Pädagoge Dr. Oskar Kohler. In seinen vielen Arbeiten hatte er sich besonders der Geschichte seiner Heimat angenommen. Die Ergebnisse seiner Recherchen hat er in ungezählten Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften sowie in etlichen Büchern veröffentlicht. Für seine grundlegende Arbeit „Die Hausgeschichte der späteren Geroldsecker“ war Dr. Kohler 1961 mit dem Heimatpreis des Landkreises Lahr ausgezeichnet worden. 21 Jahre später verlieh ihm seine Heimatgemeinde zum 80. Geburtstag den Ehrenbürgerbrief.

Oskar Kohler, dessen Ahnen als Bauern und Handwerker in Friesenheim seßhaft waren, studierte nach dem 1923 in Lahr bestandenen

Abitur neuere Sprachen an den Universitäten Freiburg i.Br. und Wien. Im Haupt- und Brotberuf hatte er als Pädagoge gewirkt, zunächst an verschiedenen Höheren Schulen des Landes, ab 1936 bis zur Einberufung (1939) am Karlsruher Humboldtgymnasium und zuletzt als Oberstudienrat am Karlsruher Kantgymnasium (von 1956 bis zur Pensionierung 1966).

Als erstes Werk aus seiner Feder erschien 1938 der historische Roman „Die Mauer am Fluß“. Es folgte eine Reihe humoriger Kurzgeschichten aus dem Volksleben, vereint in den Bändchen „Kleiner Schelmentanz“, „Der lachende Bauer“ und „Die Weinprobe“. In einer größeren Zusammenfassung unterm eingängigen Titel „Schwarzwälder Kirsch“ fanden Kohlers heiter-besinnliche Geschichten weite Verbreitung.

Im Gedichtbändchen „Sitzend am Zeitstrom“ schilderte der Autor feinsinnig „Schicksal und Erlebnis einer Landschaft“ (der heimischen Ortenau), Stunden „Im Gang des Jahres“ und „Stationen am Lebensweg“. Zur langen Reihe der heimatkundlichen, schöngeistigen und unterhaltenden Publikationen von Dr. Oskar Kohler, die in

nächster Zeit durch Neuauflagen und durch die Herausgabe bislang unveröffentlichter Texte erweitert werden sollen, trug er schließlich noch bei durch seinen bei Moritz Schauenburg (Lahr/Schwarzwald) herausgegebenen Band „Das kulturgeschichtliche Bild unserer Heimat in der vorindustriellen Zeit“.

Zum 30. Todestag von Professor Dr. Adolf Schönke

Eckart Pieske, Stuttgart

Wer die wenigen Schritte vom Friedhofseingang zu dem wuchtigen Holzkreuz Adolf Schönkes in der hinteren rechten Ecke des kleinen Bergfriedhofs am Fuße des Schauinsland bei Freiburg geht, berührt mit den Gräbern der Professoren Walter Eucken, Edmund Husserl, Leonhard Miksch und Richard Engelmann so viel heute noch wirkende Kraft, so viel lebendiges Ideengut, daß ihm gar nicht der Gedanke an das Sterben als etwas Endgültigem, etwas wirklich Totem kommt.

Adolf Schönke hat so viele Gebiete unseres Rechtswesens beeinflußt, daß es nicht leicht fällt, Schwerpunkte zu bilden.

Und doch ist heute nach dreißig Jahren recht klar zu erkennen, was das eigentliche Anliegen seines Lebens und seiner Arbeit gewesen sein muß: nämlich die Ausbildung des juristischen Nachwuchses, seine Erziehung zu Menschen, die geistig in der Lage sind, das ihnen zur Verfügung gestellte juristische Material praktisch-konstruktiv — wenn immer möglich positiv — zur Aufrechterhaltung (anfänglich zur Wiederherstellung) einer



mehr als nur nationalen Rechtsordnung zu nutzen.

Und so ist es eigentlich nur selbstverständlich, daß sich am 30. Todestag Adolf Schönkes ganz speziell dieser „juristische Nachwuchs“, der heute eine bemerkenswerte Zahl der Spitzenstellungen in den Ländern der Bundesrepublik innehat, zu Wort meldet, nicht zuletzt auch deshalb, weil auch diesem nicht mehr sehr viel Zeit bleibt, aus eigenem Erleben zu berichten.

Es waren zum großen Teil ja keine gewöhnlichen Studenten, zu denen Adolf Schönke in jenen Tagen sprach. Die da vor ihm saßen, häufig noch in verblichenem Feldgrau und in mühsam umgearbeiteten Uniformröcken, wollten nicht nur einfach juristische Kenntnisse vermittelt bekommen, sie wollten den Glauben an eine Welt wiederhergestellt wissen, die sie so sehr enttäuscht hatte und die so zerrissen war, daß sie irreparabel erschien. Um diesen zu helfen, war er immer für sie da, ganz gleich zu welcher Zeit und egal wo beziehungsweise worüber sie mit ihm sprechen wollten.

Adolf Schönke in Gesprächen mit den Studenten vor und nach seinen Vorlesungen im Hörsaal, auf den Treppen in den Gängen der Universität und vor allem am Fuße des alten Aristoteles am Eingang zur Universität war allen ein ganz vertrautes, fast selbstverständliches Bild.

Dabei wußte er sehr gut zu unterscheiden zwischen solchen Studenten, die wirklich echt Rat und Hilfe brauchten und diese bei ihm suchten und anderen, denen es lediglich um die Verbindung zu einem Lehrer ging, der nicht ohne Einfluß auf spätere Prüfungen war.

Von seinen zahlreichen Auslandsaufenthalten in jener Zeit, zum Beispiel seiner Reise nach Schweden im Jahre 1957, brachte er nicht nur Wissenswertes im rechtlichen Bereich, sondern — was gerade für diese Studenten so wichtig war — auch die allgemeine Achtung mit, die man dort der deutschen Jugend auch nach den Geschehnissen des

gerade überwundenen Krieges nicht versagte.

Aber selbst für diesen Adolf Schönke, der in so hohem Maße das Vertrauen seiner Studenten besaß, war es schwierig, seine Hörer davon zu überzeugen, daß das, was Engländer und Amerikaner unmittelbar nach dem Kriege im besetzten Deutschland an Recht praktizierten, nicht einfach das Recht der Sieger oder glatte Willkür war, sondern seine Wurzeln tatsächlich in dem wesentlich anders gearteten anglo-amerikanischen Recht hatte.

Gerade für Schönke, der seinen Studenten zur gleichen Zeit das deutsche Strafrecht mit seinen klaren Aussagen zur Tatbestandsmäßigkeit, Rechtswidrigkeit und Schuld vermittelte, muß es tatsächlich sehr schwer gewesen sein zu verdeutlichen, daß das englisch-amerikanische Recht die Tatbestandsmäßigkeit und die Rechtswidrigkeit als besonderes Verbrechensmerkmal nicht kennt, daß die Grenzen zwischen Unrecht und Schuld nicht exakt herausgearbeitet sind und — was besonders wichtig war — daß sich im anglo-amerikanischen Recht der subjektive Tatbestand in weitem Umfang auf reine Schuldvermutung gründete, eine Vorstellung, die gerade diesem Kreis von Studenten, der ja zum Recht zurückfinden wollte, sehr schwer verständlich zu machen war. Sehr viel später wurde auch diesen klar, daß eine kräftigere Aussage Schönkes ganz speziell in dieser Zeit und zu diesem Thema mit der damit verbundenen Kritik an der alliierten Rechtspraxis der deutschen Sache mehr geschadet als genutzt hätte. Das große Verdienst Schönkes für die ihm in vollem Umfang vertrauenden Studenten war es, ihnen in verständlicher, unkomplizierter Weise das Rüstzeug zu geben, das sie später einmal brauchten und darüber hinaus denjenigen zusätzliche Impulse zu vermitteln, die auf dieser Grundlage einmal — in welcher Richtung und mit welcher Zielsetzung auch immer — weiter aufbauen wollten.

Keiner seiner Zuhörer wird vergessen, welche eigene Freude Schönke zum Beispiel dabei empfand, die Fragwürdigkeit des Zeugenbeweises an der Figur des alten, gerade verurteilten Ganoven darzustellen, indem er diesen als Schlußwort einer strafgerichtlichen Verhandlung die Feststellung treffen läßt: „Ja, Herr Richter, wenn die Zeugen soo versagen.“

Unter diesem rein praktischen Aspekt muß man auch das wohl größte Werk Adolf Schönkes, seinen Kommentar zum Strafgesetzbuch, sehen. Schönke wollte orientieren und Praxis und Theorie in einer verständlichen Weise durch eine unruhige Zeit und ein doch sehr zersplittertes Recht hindurchführen.

Für die Studenten war es das geradezu ideale Werk, sich in aller kürzester Zeit über ein Problem selbst und alle gegenwärtigen Meinungen dazu in Rechtsprechung und -lehre zu informieren.

Es war derart praktisch, daß Schönke nach einer Klausur einmal — sehr verschmitzt lächelnd — seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß mehrere Arbeiten nicht nur alle Probleme lückenlos aufzeigten, sondern dies auch vom Wortlaut her in einer Weise taten, die sich mit den von ihm in seinem Kommentar gewählten Formulierungen nahezu hundertprozentig deckten. Schönke dazu mit seinem nicht nachzuhahmenden Humor wörtlich: „Wer meint, ich wüßte nicht genau, was ich in meinem Kommentar dazu geschrieben habe, der irrt.“ Und er, der selbst dort noch etwas Positives herausfand, wo andere bereits verzweifelten, ergänzte diese Feststellung mit den Worten: „Naja, die Betreffenden haben wenigstens gewußt, wo sie selbst unter schwierigen Bedingungen nachzuschlagen haben.“

Die mit normalen Maßstäben überhaupt nicht meßbare geistige Produktion würde es verdienen, zu einem wesentlich größeren Teil dargestellt, zumindest aber angedeutet zu werden. Die rund 150 Veröffentlichungen aus dem Strafrecht (mit Nebengebieten), aus

dem Zivilrecht, Zivilprozeß, Zwangsvollstreckung, Schiedsgerichtswesen machen deutlich, daß Schönke nicht einfach nur der „Strafrechtler“ war, als der er heute für viele in Erinnerung geblieben ist.

Für den juristischen Nachwuchs ganz speziell der Nachkriegszeit von besonderer Bedeutung erwiesen sich die von Schönke schon vor dem Kriege angeknüpften Verbindungen zum Ausland, die er während des Krieges — trotz vielfacher Behinderungen — zu einem gewissen Teil aufrecht zu erhalten und nach dem Kriege weiter auszubauen vermochte.

Für diesen Kreis gilt mit Sicherheit die damals getroffene Feststellung: „Die wertvollste Schöpfung Schönkes besteht in der Begründung des Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht.“ Eine Meinung, die im Ausland voll inhaltlich geteilt wurde.

Es ist gar keine Frage, daß Adolf Schönke bei seinen vielen Reisen ins Ausland gerade in jener Zeit — für das Jahr 1953 war eine solche nach Südamerika geplant — schon allein durch seinen guten Namen viele neue Sympathien gerade für diese Jugend und vor allem die Überzeugung zu wecken vermochte, daß es dieser Jugend mit dem Bestreben, Deutschland wieder zu einem Rechtsstaat zu machen und ihn in die Völkerfamilie zurückzuführen, sehr ernst war.

Im Augenblick seines Todes war die Verehrung des juristischen Nachwuchses für ihren Lehrer praktisch unbegrenzt.

Daß dieses Vertrauen, das er seinerseits in den größten Teil seiner Studenten setzte, nicht mißbraucht werden konnte, beruhte insbesondere auf dem in den außerordentlich bemerkenswerten Nachrufen der Professoren Erik Wolf und von Hippel im Jahre 1953 betonten besonderen Sach- und Personengedächtnis, das ihn befähigte, noch nach Semestern sich an einzelne Studenten, ihre besondere Lage, ihre Wesensart und ihren Leistungsstand genau zu erinnern.

Die Kandidaten, die das Glück (manchmal allerdings auch das Pech) hatten, von Adolf

Schönke geprüft zu werden, konnten sicher sein, daß Schönke ihre Persönlichkeit und Leistung auch unabhängig von den jeweils laufenden Prüfungen gut zu beurteilen vermochte, so daß die im Augenblick der Prüfung vom Kandidaten gezeigte Leistung oft nur eine Bestätigung des Urteils war, das Schönke ohnehin über ihn hatte. So konnte der gute Jurist bei Schönke praktisch nicht durchfallen.

Die Freude, die alle seine Studenten darüber empfanden, daß von dem großen Glück, das er bis dahin in selbstlosester Weise anderen zu vermitteln vermochte, im Augenblick der Begründung einer neuen Familie endlich wenigstens ein Teil den Weg zu ihm zurück-

fand, war sicherlich keine spontane und laute, wie sie 1949 seine Mitteilung ausgelöst hatte, er lehne die Berufung nach Köln ab. Dafür aber ging sie sehr viel tiefer und verband sich bei allen mit der Hoffnung, daß ihm dieses Glück ein Leben lang treu bleiben möge.

Dabei dachte in diesem Augenblick bestimmt niemand daran, daß sein irdisches Leben so kurz sein würde.

Es ist sicher, die vergangenen dreißig Jahre beweisen dies, daß Schönke in seinem Werk und hier besonders in den Menschen, die ihm damals als „studentischer Nachwuchs“ so sehr am Herzen lagen, weiterlebt.

Bodenseekreis erstellt Lehrpfad mit 50 alten Traditionsapfelsorten aus dem Bodenseegebiet

Das Landratsamt Bodenseekreis mit seinem Amt für Landschaftspflege, Obst- und Gartenbau in Überlingen plant auf dem kreiseigenen Gelände am Rauenstein in Überlingen eine Gen-Bank für die Erhaltung von über 50 alten Apfelsorten. Die notwendigen Vorarbeiten hierzu konnten jetzt von Herbert Bischof, dem Leiter des Amtes, von dem auch die Idee stammt, abgeschlossen werden. Ziel der Vorhabens ist die Erhaltung der Sortenvielfalt an einem Ort über das Jahr 2000 hinaus.

Wichtigste Aufgaben des Lehrpfades sollen sein:

Erhaltung der vielen alten Apfelsorten am Bodensee;

Beobachtung dieser Sorten auf Anfälligkeit von Krankheiten und Schädlinge;

Feststellung für die Verwertbarkeit als Indu-

strieobst in bezug auf Säuregehalt und Oechslegrade;

Erhaltung dieses alten Gen-Gutes für eventuelle Rückkreuzungen mit heutigen Tafelsorten zur Resistenzbildung gegen Krankheiten und Schädlinge.

Folgende alte Apfelsorten werden unter anderem auf dem Lehrpfad zu sehen sein: Ananas Renette, Aargauer Jubiläumsapfel, Baummanns Renette, Börtlinger Weinapfel, Brettacher, Champagner Renette, Coulon Renette, Danzinger Kant, Freiherr von Berlepsch, Geflammtter Kardinal, Geheimrat Dr. Oldenburg, Gewürzluiken, Glockenapfel, Goldparmäne, Goldrenette von Blenheim, Gravensteiner, Großherzog Friedrich, Haberts Renette, Ingrid Marie, Jakob Lebel, Josef Musch, Kaiser Wilhelm, Kardinal Bea, Königlicher Kurzstiel, Kissenreiner, Lands-

berger Renette, Lederapfel, Olgaapfel, Ontario, Osnabrücker Renette, Rheinischer Bohnapfel, Rheinischer Krummstiel, Ribston Pepping, Roter Trierischer Weinapfel, Ruhm von Kirchwärder, Salemer Klosterapfel, Schöner aus Boskoop, Schöner vom Oberland, Schwaikheimer Rambour, Signe Tillsch, Spätblühender Wintertafelapfel, Teuringer Rambour, Transparent aus Croncels, Wasserburger, Welschisner, Wiltschire, Winterzitronen, Zabergäu, Zuccalmaglios Renette.

Die vorstehenden Sorten wurden von Amtsleiter Bischof und einigen alten Obstbauern zweifelsfrei bestimmt und die Bäume in eine Besitzerkartei aufgenommen. Eine im Bodenseekreis ansässige Baumschule hat bereits

von 25 dieser alten Apfelsorten Reiser zur Veredlung erhalten, im kommenden Winter wird für die restlichen Sorten ein Veredlungsauftrag erteilt. Die Traditionsapfelsorten werden als Hochstämme gepflanzt.

Die Vorarbeit ist geleistet, der Bodenseekreis stellt das Anpflanzungsgelände zur Verfügung und ist somit Besitzer eines Lehrpfades mit über 50 alten Apfelsorten des Bodenseegebietes. Die Anzucht der vorgesehenen Hochstämme wird bis spätestens 1987 erfolgt sein. Dann wird der Lehrpfad der Öffentlichkeit auch zugänglich sein.

Landratsamt Bodenseekreis
— Pressestelle —

Eine Erinnerung wert:

Vor 300 Jahren wurde das Eisenwerk in Hausen eröffnet

Elmar Vogt, Hausen

Vor dreihundert Jahren, 1685 wurde der Betrieb im Hausener Eisenwerk aufgenommen. Der Hauptvertrag wurde aber bereits fünf Jahre zuvor 1680 zwischen dem Markgraf Friedrich Magnus und seinem Schutzbürger Löwel aus Emmendingen geschlossen.

Mit der Errichtung des Eisenwerks vor dreihundert Jahren begann für das Bauerndorf Hausen ein neuer Abschnitt seiner Geschichte.

Hausen bekam den Vorzug bei der Standortwahl, wohl aus drei Gründen: 1. ärmliche Gegend mit keiner ertragreichen Landwirtschaft; 2. Nutzung der Wasserkraft der Wiese; 3. Holzreichtum des oberen Wiesentales (Verträge mit Vorderösterreich). Auch das von Hebel erwähnte „Herehus“ war mit

dem Eisenwerk „usem Bergwerch“ entstanden.

Das „Herehus“ wurde als Verwaltungsbäude mit dem Eisenwerk gebaut. Vor dem Brand im Jahre 1768 war die Bauart eine andere. Damals wohnte der Direktor vom Werk I im „Herehus“.

Aus einer Rentabilitätsberechnung von 1750 sind u. a. folgende Löhne und Gehälter zu ersehen:

Faktor (Betriebsleiter) = 355 Gulden; Ein Schmelzer = 200 Gulden, ein Werkszimmermann = 156 Gulden und ein Nachtwächter = 78 Gulden. Das Erz wurde herangeschafft von Kandern, hauptsächlich von Holzen und Tannenkirch. Der normale Leistungsgrad des Hausener Werkes waren

7000 Zentner jährlich.

Ein Teil des erzeugten Eisens, dessen Qualität sehr geschätzt war, wurde in Hausen von Ketten- und Nagelschmieden verarbeitet.

Das Eisenwerk in Hausen (2).

Ein anderer Teil wurde im Drahtzug in Schopfheim verarbeitet.

Jedoch der größte Teil wurde in der weiteren Umgebung verkauft, hauptsächlich in der nahen Schweiz. Seit 1806 ist in der Amtssprache nicht mehr vom Eisenwerk, sondern von der Großherzoglich Badischen Hüttenverwaltung die Rede.

Zum hiesigen Eisenwerk gehörten einst über sieben Groß- und vier Kleinhämmer (im Jahre 1830). 1822 wurde das Hammerwerk in Zell (heute Pleuco) dazugekauft. 1839 war das englische Eisen in Baden und in der Schweiz billiger als das einheimische, dies zog drastische Preissenkungen nach sich.

Durch den Bau der Eisenbahn bis Basel blieb die Eisenherstellung nicht rentabel.

Das Zeller Werk wurde 1861 versteigert, 1865 ging das Hüttenwerk ein. Für 125 000 Gulden erwarb es Carl Grether aus Schopfheim. An den ehemaligen Staatsbesitz erinnert heute noch das Badische Wappen über dem Austritt des Gewerbekanal. Das für Hausen bedeutendste Werk aus der Hause-ner Gießerei ist das Hebeldenkmal vor der evangelischen Kirche. Das Denkmal wurde am Großen Hebelfest 1860 enthüllt.

Mitten in der Zeit Napoleons, 1809 hatte das Werk in Hausen mit 90 000 Gulden den höchsten Umsatz unter allen größeren Betrieben des Markgräflerlandes. Bereits 1828 hatte der Finanzausschuß des Landtags gera-

ten, die herrschaftlichen Eisenwerke zu verkaufen, da der Staat kein Gewerbe betreiben wolle.

An das damalige Bergwerk erinnert heute noch die Bergwerkstraße in Hausen, obwohl es nie ein Bergwerk gab, sowie das Herehus, welches als Verwaltungsgebäude gedient hatte.

Ebenso erinnert die Wandplatte im Feuerwehrraum, das Hebeldenkmal und das Gasthaus zum Eisenwerk noch an das alte Werk. Natürlich hat auch Johann Peter Hebel über das Eisenwerk geschrieben. Unter anderem: Das Eisenwerk in Hausen (3).

Dem Herrn Bergwerks-Inspektor Herbst und dann der ehrsamten Gemeinde Hausen im Wiesental geweiht. Das bekannteste über das Eisenwerk hat Hebel wohl im Schmelzofen geschrieben.

Der Schmelzofen (Auszug):

Jez brennt er in der schönsten Art,
und's Wasser ruschet, de Bloosbalg gahrt,
und bis aß d'Nachtm vom Himmel fallt,
se würd die ersti Maßle chalt.

Und's Bergwerch soll im Sege stoh!

Schet menge Burger's Brot dervo.

De Herr Inspektor lengt in Trog,

und zahlt mit Freud, es isch kei Frog.

Quelle/Literaturhinweis:

Behringer/Zumtobel:

Hausen im Wiesental, das Heimatdorf des alemannischen Dichters J. P. Hebel (1937) und Gustav Oberholzer: Aus der Vergangenheit des Hebeldorfes Hausen im Wiesental (Frühjahr 1984)

Chronik der Katholischen Kirche 1985

Josef Dewald, Karlsruhe

Die fortdauernde hohe Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik läßt die Kirche nicht ruhen. Sie mahnt unermüdlich, und sie handelt entsprechend, soweit es in ihren Kräften steht. Erzbischof Dr. Oskar Saier hat zum Jahresbeginn eine neue Solidaritätsaktion „Hilfe für Arbeitslose“ ins Leben gerufen. Ermuntert wurde er nach eigenen Angaben dazu durch die guten Erfahrungen mit der „Solidaritätsaktion der Priester“ im Jahr 1984. An ihr haben sich über 800 Priester aus dem Erzbistum beteiligt. Sie spendeten insgesamt 866 336 DM. Damit konnten unter anderem 76 Praktika-Einsätze, 71 Plätze in der Freiwilligen Hauswirtschaftshilfe, 46 Kindergarten-Vorpraktika, 42 Lehrstellen und 24 Arbeitsbeschaffungs-Maßnahmen mitfinanziert werden. Insgesamt wurde mit den Spenden der Priester 299 Menschen, jüngeren und älteren, geholfen. Die neue Solidaritätsaktion wurde wieder auf ein Jahr begrenzt, aber es wurden erstmals alle kirchlichen Mitarbeiter der Erzdiözese, rund 10 000, einbezogen. Mit den Spenden wurden und werden ausschließlich zusätzlich eingerichtete Ausbildungs- und Arbeitsplätze gefördert. Erzbischof Saier schrieb in einem Brief zu dieser Aktion an die kirchlichen Mitarbeiter: „Die Kirche kann von sich aus das Problem der Arbeitslosigkeit nicht lösen. Sie kann aber durch Wort und Tat Zeichen der Solidarität mit den Arbeitslosen setzen.“ Solche Zeichen der Verbundenheit mit Arbeitslosen gibt es im Erzbistum noch mehrere. So leistete der Bund der Deutschen Katholischen Jugend Mannheim mit seinem Projekt „Förderband“ weiterhin Sonderschülern aktive Hilfe und Begleitung beim Eintritt ins Berufsleben. So hat sich der diözesane Caritasverband mit seinen über 16000 hauptamtlichen Mitarbeitern bereit erklärt,

die Solidaritätsaktion des Erzbischofs mit zu unterstützen. So beging die kirchliche Region Hochrhein am 5. Mai einen „Tag der Solidarität mit den Arbeitslosen“. So hat die Christliche Arbeiterjugend (CAJ) im Erzbistum sich an der Internationalen CAJ-Aktionswoche gegen die Arbeitslosigkeit beteiligt. Und so hilft der Verband Katholischer Mädchen-Sozialarbeit, ein Fachverband der Caritas, der bereits 75 Jahre besteht, Mädchen und jungen Frauen beim Eintritt ins Erwerbsleben.

Eine weitere Sorge, die Erzbischof Saier bedrückt, sprach er beim traditionellen Neujahrsempfang für Priester an: die Sicherung des Friedens. Wenn die Christen im Ringen um den Frieden nicht die Kraft der Versöhnung und Buße einbringen würden, so führte Dr. Saier aus, wäre dies eine entscheidende Schwächung des Friedens in der Welt. Wichtigster Beitrag der Kirche zur Festigung des Friedens sei die Frohbotschaft Jesu Christi.

Ein anderes wichtiges Thema, die Heiligung des Sonntags, behandelte der Erzbischof in seinem Fastenhirtenbrief. Der Sonntag sei für alle Menschen lebensnotwendig. Vieles, was aus dem rechten Rhythmus geraten sei, was die Menschen verzwecke und unfrei mache, werde durch hektische Betriebsamkeit am Wochenende nur noch verstärkt. Der Kontakt aber mit Gott, „der uns den Sonntag als kostbare Gabe schenkt“, wirke helfend, tröstend, ermutigend. Darum müsse der Sonntag um der Menschen willen erneuert werden. Diese Erneuerung habe bei den Besuchern der sonntäglichen Gottesdienste zu beginnen.

Nachdrücklich unterstützt in seinem Bemühen, den Sonntag als „Tag des Herrn“ erneut aufzuwerten, wurde Dr. Saier insbesondere von Generalvikar Dr. Robert Schlund. Er hat

in zwei gewichtigen Beiträgen in der diözesanen Publikation „informationen“ überzeugend herausgearbeitet, daß die Bibel den „Weg zu erfüllter Ruhe“ weist und daß der Sonntag als „Ur-Feiertag der Kirche“ für den Menschen von nicht zu überschätzender Bedeutung ist. Um eine sinnvolle, christlich-religiöse Gestaltung des Sonntags ging es bei einer Studientagung, zu der das Erzbischöfliche Ordinariat Hauptamtliche in der Seelsorge und in den Verbänden eingeladen hatte. Sie gab zugleich Gelegenheit, das neue Werkheft des Katholischen Bildungswerks „Alle Tage ist kein Alltag“ vorzustellen. Es will allen eine Arbeitshilfe sein, „die mit dazu beitragen wollen, den Sonntag um des Menschen willen wieder zu entdecken“. Daß es um den Sonntag nicht mehr so gut steht, geht auch aus der kirchlichen Statistik für das Jahr 1984 hervor, die im Sommer 1985 veröffentlicht wurde. Nach ihr haben 1984 im Durchschnitt noch 29,8 Prozent der „kirchgangspflichtigen“ Katholiken regelmäßig die Sonntagsmesse besucht.

Erzbischof Dr. Oskar Saier hat im Jahr 1985 wiederum viel Zeit und Mühe darauf verwandt, Menschen an ihrem Arbeitsplatz zu begegnen. Erstmals besuchte er unter diesem Gesichtspunkt ein Krankenhaus, und zwar das Karlsruher St.-Vincentius-Krankenhaus, das das größte konfessionelle Krankenhaus der Bundesrepublik ist. Er erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er Kranke besuche, sei für ihn selbstverständlich, weil es Christenpflicht sei. Er habe schon Männer an Hochöfen aufgesucht und Frauen an Webstühlen. Diesmal gehe es ihm darum, den Alltag eines Krankenhauses zu erleben, den Patienten und dem Personal Mut zuzusprechen. Dr. Saier hielt sich einen ganzen Tag in dem Krankenhaus auf.

Wie das Erzbistum Freiburg in Zahlen aussieht, war bei einer Konferenz der Dekane zu erfahren. Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1984. Danach gab es in jenem Jahr im Erzbistum 2 215 894 Katholiken und 1264 Diözesanpriester, darunter 298 Pensio-

näre. Ferner wirkten im Erzbistum 111 Priester aus anderen Diözesen und standen 125 Ordenspriester in ihrem Dienst. Zudem gab es 74 Ständige Diakone. Weitere wichtige Zahlen: da 1984 insgesamt 52 Priester aus dem aktiven Dienst des Erzbistums ausgeschieden sind und nur 20 Neupriester ihren Dienst aufnahmen, stieg die Zahl der nicht mehr mit einem eigenen Pfarrer am Ort besetzten Pfarreien von 275 auf 297. Damit haben mehr als ein Viertel (27,37 Prozent) der Pfarreien keinen eigenen Pfarrer mehr. In Verbindung damit muß freilich gesehen werden, daß das Erzbistum im Vergleich zu anderen Diözesen der Bundesrepublik mit die höchste Zahl von Pfarreien hat. Das Bistum Münster etwa hat bei nahezu gleicher Katholikenzahl rund 800 Pfarreien; im Erzbistum sind es 1085.

Im Mai konnte Erzbischof Dr. Oskar Saier in Karlsruhe und in Freiburg insgesamt 16 jungen Männern das Sakrament der Priesterweihe spenden. Zudem wurde im Erzbistum einem jungen Ordensmann dieses Sakrament gespendet, ein weiterer Ordensmann aus dem Erzbistum empfing in Remagen die Priesterweihe.

Eine Neuerung für junge Theologen, die das Priesteramt anstreben, gibt es seit September in der Weise, daß die ersten beiden Semester des Collegium Borromaeum nun im Studienheim St. Georg in der Habsburgerstraße in Freiburg wohnen. In einem Ernennungsschreiben von Generalvikar Dr. Robert Schlund für den neuen Studienheim-Rektor Herbert Horn heißt es dazu, das Heim habe die Aufgabe, „die neu eintretenden Priesteramtskandidaten in einer eigenen Kommunität, die eine intensive personale Kommunikation ermöglicht, in die verschiedenen Bereiche der Ausbildung unter Berücksichtigung der oft unterschiedlichen Voraussetzungen der Studierenden einzuführen und die Chancen des Anfangs fruchtbar zu entfalten auf dem Stufenweg der Priesterausbildung in der Erzdiözese“. Anders als in vielen Diözesen, in denen der ganze Weg bis zur Priester-

weihe in einem einzigen Haus durchlaufen wird, hat man nach den Ausführungen von Dr. Schlund in Freiburg die Vorzüge einer Stufenausbildung (Collegium Borromaeum — St. Peter) schätzen gelernt. Im Oktober haben erstmals rund 50 junge Theologen in dem Studienheim Quartier bezogen.

In diesem Zusammenhang verdient erwähnt zu werden, daß das Spätberufenen-Seminar St. Pirmin in Sasbach das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens feiern konnte. Das Seminar ist vor einem viertel Jahrhundert gegründet worden mit dem Ziel, jungen Männern, die zunächst eine andere Berufsentcheidung getroffen hatten, den Weg zum Abitur und zum Priestertum zu ebnen. Inzwischen kann das Seminar über 350 Abiturienten verzeichnen, von denen über 75 das Sakrament der Priesterweihe erhalten haben und weitere 50 das Priestertum anstreben.

Seit zehn Jahren gibt es im Erzbistum akademisch ausgebildete Pastoralreferenten und -referentinnen; zwölf jüngere Frauen und Männer ergriffen 1985 diesen kirchlichen Seelsorgeberuf. Die Aussendungsfeier fand mit Weihbischof Wolfgang Kirchgässner in Mannheim statt. Erzbischof Dr. Saier traf sich mit diesen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen samt Familien im September im Bildungshaus St. Bernhard in Rastatt. Er bat sie inständig, die Eigenart ihrer Stellung zwischen Kirche und Welt für die Seelsorge zu nutzen. Der Erzbischof wörtlich: „Versuchen Sie dort, wo Sie wohnen, Familiengruppen zu gründen. Das können Sie doch besser als der Pfarrer. Der kann nur anstoßen, Sie können mitmachen.“

Zu den neueren kirchlichen Berufen gehört ebenfalls der des Ständigen Diakons; im Erzbistum gibt es bereits mehr als 75. Die meisten von ihnen sind es nebenberuflich, einige hauptberuflich. Das Zweite Vatikanische Konzil hat 1964 die Wiedereinführung des Ständigen Diakonats als einer eigenen und beständigen Stufe des Weihesakraments beschlossen. Im Erzbistum hat der Ständige Diakon seit der Weihe der ersten Männer

im Jahr 1970 inzwischen seine gefestigte Form und eigene Prägung gefunden.

Wie die Zahl der jungen Theologen, die das Priestertum anstreben, und wie die Zahl der Ständigen Diakone und der Pastoralreferenten/innen steigt, nimmt auch — gegen alle bedenklichen Abwärts-Entwicklungen des kirchlichen Lebens — die Zahl der Frauen und Männer zu, die sich um ein tiefes geistlich-religiöses Leben bemühen. Wie das Erzbischöfliche Seelsorgeamt im April wissen ließ, haben mehrtägige Besinnungstage, die Meditationen und sonstige Glaubensübungen zum Inhalt haben, ein wachsendes Interesse gefunden. So stieg die Zahl der Männer bei solchen Besinnungstagen im Jahr 1984 gegenüber dem Vorjahr von 330 auf über 800 und die Zahl der Frauen von 1420 auf 2160. Exerzitien-Angebote im weitesten Sinne des Wortes wurden im Erzbistum 1984 — jüngere Zahlen liegen nicht vor — von insgesamt 28500 Frauen, Männern und Jugendlichen an- und wahrgenommen.

Zu diesen vielgefragten Angeboten gehört nicht zuletzt die Gebetswache der Männer auf dem Lindenberg bei St. Peter, die es bereits seit 30 Jahren gibt. Begonnen hat diese Gebetswache im September 1955, als 35 Männer in der Ranft des heiligen Nikolaus von der Flüe/Schweiz die Reise des damaligen Bundeskanzlers Konrad Adenauer nach Moskau um Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges mit ihrem Gebet begleiteten. Die Gebetsaktion, die damals bundesweit Aufmerksamkeit gefunden hat, wird seither auf dem Lindenberg bei Tag und Nacht von Männern aus allen Teilen des Erzbistums fortgeführt. Bei der Feier des 30jährigen Bestehens der Gebetswache im Spetember betonte Erzbischof Saier, das Gebet sei kein Zurückziehen in einen privaten Winkel. Wer bete, wisse vielmehr, „daß es keinen Bereich des Lebens gibt, der mit Gott nichts zu tun hat“. So sei das Gebet auch politisch bedeutsam, denn woher würden die Gläubigen im Ostblock

sonst die Kraft schöpfen, ihren kommunistischen Diktaturen die Stirn zu bieten?!

In diesen Zusammenhang gehört das inzwischen seit einigen Jahren im Frühjahr und im Herbst stattfindende ökumenische Hausgebet. Es wird mit guten Erfolgen in vielen Gemeinden des Erzbistums praktiziert. Anliegen dieses Hausgebetes, das auch 1985 in der Fasten- und in der Adventszeit stattgefunden hat, ist es, die Vereinzelnung der Christen wie die oft gegebene Anonymität im sonntäglichen Gottesdienst zu überwinden. Das Erzbischöfliche Seelsorgeamt, das für die Hausgebete jeweils Gebetstexte zur Verfügung stellt, schrieb im März dazu, Familien sollten zu dem Hausgebet andere Familien und Alleinstehende aus der Nachbarschaft einladen „zunächst zum Gebet, das aber dann ruhig in eine persönliche Begegnung ausgeweitet werden kann“.

In diesen Zusammenhang gehören ebenfalls die Tage der Besinnung und des Gebetes, zu denen das Frauenreferat der Region Breisgau/Hochschwarzwald regelmäßig in das Kloster St. Lioba in Freiburg-Günterstal einlädt. Das 5jährige Bestehen dieser Besinnungstage konnte 1985 begangen werden. Angefangen wurde damit nach der Diözesantagung der Frauenseelsorge im Oktober 1980. Damals war die Anregung gegeben worden, für die Frauen der Erzdiözese einen Ort der „Ewigen Anbetung“ zu errichten, „wie ihn die Männer auf dem Lindenberg bei St. Peter gefunden haben“. In Freiburg wurde diese Anregung unter dem Leitwort „Schritte zum Beten“ aufgegriffen. Es fanden bisher zehn solcher Besinnungstage statt mit mehr als 150 Frauen.

Eine wichtige Einrichtung im Erzbistum mit wachsender Bedeutung für die gesamte Pastoral sind seit 15 Jahren die neun kirchlichen Regionen. Die Regionaldekane und ihre Sekretäre treffen sich mehrmals im Jahr an verschiedenen Orten zu zweitägigen Konferenzen, um wichtige pastorale Fragen zu erörtern und Erfahrungen auszutauschen. Bei einer dieser Konferenzen im Jahr 1985

gab der Geschäftsführer des Diözesanrates, Heribert Mürtz, einen Überblick über die Ergebnisse der Pfarrgemeinderatswahlen am 23./24. März. Mürtz berichtete, die Wahlbeteiligung sei im Vergleich zu den Wahlen vor vier Jahren in etwa gleich geblieben und schwanke in den einzelnen Gemeinden zwischen neun und 85 Prozent. Mürtz weiter, bei den Vorsitzenden der Pfarrgemeinderäte stelle man einen starken Wechsel fest. Auch sei etwa ein Drittel der gewählten Frauen und Männer erstmals in einen Pfarrgemeinderat „eingezogen“. Die Konferenz beschloß, Schulungen und Seminare insbesondere für die Vorsitzenden und Vorstände der Pfarrgemeinderäte anzubieten und hierbei namentlich eine theologisch fundierte Grundorientierung zu vermitteln; in diesem Sinne gab es bereits im Jahr 1985 in mehreren Regionen Angebote, von denen reger Gebrauch gemacht wurde. Bei einer anderen Konferenz der Regionalstellen ging es darum, daß „unsere Pfarrgemeinden so wenig missionarisch und so wenig evangelisierend sind“. Es festigte sich hierbei die Einsicht, daß die herkömmliche Pfarrgemeinde zu einer „Gemeinschaft von Gemeinschaften und Zellen“ werden müsse, also die Bildung und Förderung von kleineren geistlichen Gemeinschaften notwendig sei, die „wie Sauerteig“ im pfarrlichen Leben zu wirken hätten. Priester und Hauptamtliche in den Pfarreien, „bisher leitende Versorger ihrer Gemeinden“, sollten ihre Rolle mehr im Begleiten und im Mitglauben sehen, zugleich aber „den Weg nach vorne“ bahnen.

Zu den wichtigsten Ereignissen im Erzbistum im Jahre 1985 gehörte die Wahl der Pfarrgemeinderäte am 23./24. März, von deren Ergebnissen bereits die Rede war. Im Vorfeld dieser Wahlen war zunächst die Frage aufgetaucht, ob es nicht gut und sinnvoll sei, mit dem Bistum Rottenburg-Stuttgart einen gemeinsamen Wahltermin anzustreben und deshalb gegebenenfalls die Wahl um ein Jahr zu verschieben. Doch dann kam es auch im schwäbischen Nachbarbistum zu der Überle-

gung, mit Rücksicht auf die diözesane Synode die Pfarrgemeinderatswahlen zu verschieben. So hat Erzbischof Saier schließlich angeordnet, daß die Wahl im Erzbistum nicht verschoben wird, daß sie zu dem genannten Termin stattfindet, daß aber die Amtsdauer — wie dies im Nachbarbistum bereits der Fall ist — von vier auf fünf Jahre verlängert wird. Erstmals waren zur Kandidatur und zur Wahl auch die ausländischen Gemeindeglieder eingeladen; entsprechend gab es den Leitfaden des Diözesanrates zur Pfarrgemeinderatswahl neben Deutsch in Spanisch, Italienisch und Kroatisch. Die Pfarrgemeinderäte, eine Frucht des Zweiten Vatikanischen Konzils, tragen „gemeinsam mit dem Pfarrer als dem vom Bischof beauftragten Seelsorger und Leiter der Gemeinde Verantwortung für das Gemeindeleben“. In allen Fragen, die die Pfarrgemeinde betreffen, wirkt er beratend und beschließend mit, wie es in der Satzung für dieses Gremium der Mitverantwortung festgehalten ist. Die mehrstufige Vorbereitung der Wahl — Bildung eines Wahlvorstandes, Aufstellen einer Kandidaten-Liste, Prüfung des Wählerverzeichnisses, Information aller Wahlberechtigten in den Gemeinden über die Wahl und manches mehr — wurde in den meisten Pfarreien mit großer Umsicht und Sorgfalt vorgenommen; unterstützt durch zahlreiche Beiträge in der Bistumszeitung „Konradsblatt“. Vom Wahlrecht wurde, wie erwähnt, in den einzelnen Pfarreien recht unterschiedlich Gebrauch gemacht. Sie verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle. Auch wurde in keiner Gemeinde von dem Recht des Wahleinspruchs Gebrauch gemacht. Bei einem vom Seelsorgeamt und vom Diözesanrat veranstalteten Seminar in Rastatt für neue Pfarrgemeinderäte, das im Juli stattfand, zeigte sich, daß die Bereitschaft vieler der gewählten Frauen und Männer groß ist, ihrer Verantwortung in den Gemeinden gebührend gerecht zu werden und sich entsprechend schulen zu lassen. Die 150 Teilnehmer teilten am Schluß die Auffassung, das Seminar habe

„viele brauchbare Denkanstöße“ vermittelt. In den Gremien der Mitverantwortung auf Diözesanebene — Priesterrat, Pastoralrat, Diözesanrat — wurden auch 1985 wichtige aktuelle Fragen der Pastoral im umfassenden Sinn des Wortes erörtert. So beschäftigte sich der Priesterrat mit Fragen, wie die Priester im Erzbistum befähigt werden können — durch Angebote der Fortbildung —, ihre vielfältigen neuen Aufgaben zu meistern. Er diskutierte zudem die Erfahrung einer häufig spürbaren Spannung zwischen Pfarrgemeinde und Jugendverbänden. Weihbischof Paul Wehrle, Bischöflicher Vikar für die Jugend, meinte dazu, es müsse „alles getan werden, um die Wege zueinander nicht zu verbauen“. Bei der Suche nach Gemeinschaft sollte „das Dialog-Prinzip des Miteinanders neu entdeckt werden“. Der Priesterrat beriet des weiteren und verabschiedete eine umfassende „Ordnung für die Priesterbildung“. Als die drei Dimensionen der Priesterbildung werden geistliches Leben und menschliche Reifung, theologische Bildung sowie pastorale Befähigung genannt.

Ein Schwerpunkt der Beratungen des Pastoralrates war die Sorge um „die vielfältig verdeckte Not“ in den Gemeinden. Er ließ sich von Sozialarbeitern umfassend darüber informieren, daß hinter den Fassaden unserer Wohlstandsgesellschaft oft große Not herrscht. Neben den Problemen der Obdachlosen kamen die der Einsamen, der Behinderten und der psychisch Kranken zur Sprache. Erzbischof Saier regte in diesem Zusammenhang die Erstellung eines Arbeitspapiers an, das allen Pfarrgemeinden sowie kirchlichen Verbänden, Institutionen und Gruppen nicht nur die Augen öffnen soll für die vielfältigen Nöte unserer Zeit, „sondern darüber hinaus Anleitungen gibt, wie Christen diesen Nöten helfend, lindernd, Beistand leistend zu begegnen haben“. Weitere Themen bei seinen jeweils zweitägigen Sitzungen in Freiburg waren die auch im Erzbistum sehr regen (Jugend-) Sekten sowie die oft feststellbare Entscheidungsnot schwangerer Frauen

in Konfliktsituationen, wie sie bei den 24 anerkannten katholischen Beratungsstellen im Erzbistum immer wieder zutage tritt.

Dem Diözesanrat war es ein Anliegen, die Arbeitslosen spüren zu lassen, daß er mit ihnen solidarisch ist. Auch er weiß um keine Patentrezepte zur Überwindung der Arbeitslosigkeit, meint jedoch, es müßten neue Wege beschritten werden, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, „da sich die alten nicht bewährt haben“. In einer Resolution machte er zudem auf die schwierige Lage der Landwirtschaft aufmerksam. In der Mehrzahl der landwirtschaftlichen Betriebe sei die Einkommens-Lage trotz eines Arbeitseinsatzes von 50 bis 70 Stunden pro Woche „deprimierend schlecht“. Die bäuerlichen Betriebe benötigten endlich wieder „eine echte Existenz-Chance“. Mit der Frühjahrs-Vollversammlung im März endete im übrigen die vierte Amtsperiode des Diözesanrates. Der nach den Pfarrgemeinderatswahlen 1985 neu zu bildende Diözesanrat konstituierte sich auf einer Sitzung Ende November.

Er wählte Helene Freifrau von Heyl (Lahr) zu seiner Vorsitzenden. Sie folgt in diesem Amt Wilderich Graf Bodman zu Bodman, der es nahezu 12 Jahre innehatte und nun nicht wieder kandidierte. In ihrem Amt als Vorstandsmitglieder bestätigt wurden Hans Heitlinger (Eppingen-Rohrbach), Klaus Roos (Mosbach) und Vinzens Schmidt (Breisach). Neu in den Vorstand gewählt wurde die BDKJ-Diözesanvorsitzende Andrea Schwarz. Dem Diözesanrat gehören — neben Vertretern der Verbände und der Jugend sowie weiteren Persönlichkeiten aus Kirche und Gesellschaft — die Vorsitzenden der 39 Dekanatsräte im Erzbistum an.

Neu konstituiert hat sich im vergangenen Jahr ebenfalls die Kirchenstevensvertretung der Erzdiözese. Sie wählte zum dritten mal für eine weitere Amtsperiode von sechs Jahren Oberlandesgerichtspräsident Karlheinz Keller zu ihrem Vorsitzenden. Aufgabe des 40köpfigen Gremiums, darunter 26 Laien aus allen Teilen des Bistums, ist es, den di-

özesanen Haushalt zu beraten und zu beschließen. Da es jeweils einen Doppelhaushalt für zwei Jahre verabschiedet, gab es 1985 keine Etatberatungen; Ende 1983 wurde ein Haushalt für die Jahre 1984 und 1985 beschlossen und zum Jahreswechsel 85/86 ein Haushalt für dieses und das nächste Jahr.

Wie könnte es anders sein: Namen waren auch 1985 im Erzbistum Nachrichten. An erster Stelle sei der in Mannheim geborene und am 2. Februar 1945 von den Nazis in Berlin hingerichtete Jesuit Alfred Delp genannt. Erzbischof Saier nahm den 40. Gedenktag seiner Hinrichtung zum Anlaß, aller Männer und Frauen aus dem Erzbistum zu gedenken, die im Widerstand gegen das Nazi-Regime ihre Leben lassen mußten oder verfolgt und mißhandelt wurden. Bei einer Gedenkveranstaltung in Mannheim würdigte Roman Bleistein SJ Leben und Wirken seines Ordensbruders Delp. — Große Freude löste im Erzbistum aus, daß Papst Johannes Paul II. der vor 70 Jahren verstorbenen Hegner Schwester Ulrika Nisch den Titel „venerabilis“ (verehrerungswürdig) verliehen hat; ein erstmaliges Ereignis in der 160jährigen Geschichte des Erzbistums. Bei dieser Gelegenheit wurde bekannt, daß bald mit der Seligsprechung von Schwester Ulrika zu rechnen ist. — Zu neuen residierenden Domkapitularen wurden mit Wirkung vom 1. Mai 1985 die Ordinariatsräte Alfons Ruf und Dr. Wolfgang Zwingmann ernannt. Ruf leitet die Abteilung Schulen/Hochschulen im Erzbischöflichen Ordinariat und Zwingmann die Referate Ausländer-Seelsorge und Kirchliche Hilfswerke. Er ist zugleich Persönlicher Referent von Erzbischof Saier. — Zu Päpstlichen Ehrenprälaten wurden „für verdienstvolles wissenschaftliches Wirken“ von Johannes Paul II. die Professoren Dr. Friedrich Beutter und Dr. Rudolf Henning ernannt. Beutter lehrt an der Theologischen Fakultät in Luzern/Schweiz Moraltheologie (mit engen Verbindungen in sein Heimatbistum Freiburg), und Henning lehrt Christliche Ge-

sellschaftslehre an der Universität Freiburg. — Ihren 85. Geburtstag konnte im September in Freiburg Dr. Gertrud Luckner feiern. Erzbischof Saier und Caritas-Präsident Hüssler ehrten die „Botschafterin der Nächstenliebe“ aus diesem Anlaß mit einer Fest-Akademie. Gertrud Luckner gehört zu den Wegbereitern der christlich-jüdischen Aussöhnung. — 80 Jahre alt wurden Weihbischof Dr. Karl Gnädinger (am 5. November), Abt Albert Ohlmeyer OSB von Neuburg/Heidelberg (am 31. Oktober) und Prälat Dr. Alois Stiefvater (am 15. September). — Ihr goldenes Profößjubiläum beging im Januar Äbtissin Dr. Maria Lucia Reiss im Kloster Lichtenthal/Baden-Baden. — Neue Priorin der Kongregation der Benediktinerinnen von der heiligen Lioba in Freiburg-Günterstal wurde im September Schwester Dr. Eoliba Greinemann. Sie ist Nachfolgerin von Schwester Emmelia Eberhard. — Neuer Freiburger Münsterbaumeister wurde Oberbaudirektor Heinz Triller im April, Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg. Er folgte in diesem Amt, das für die Kathedrale des Erzbistums von großer Wichtigkeit ist, Dipl.-Ing. Klaus Geis, der mit 72 Jahren aus diesem Amt ausgeschieden ist. Auch runde Geburtstage kirchlicher Einrichtungen waren 1985 zu feiern. Ihr 30jähriges Bestehen beging die Haus- und Familienpflegeschule in Freiburg. Ebenfalls 30 Jahre alt wurde die Dorfhelferinnenschule in Sölden bei Freiburg. Die Katholische Fachschule für Sozialpädagogik in Freiburg konnte gar ihren 70. Geburtstag feiern. Dekanats-Katholikentage gab es 1985 im Erzbistum in vier Dekanaten, und zwar in den Dekanaten Linzgau, Mannheim, Karlsruhe und Villingen. Sie alle fanden großen Anklang und viel Interesse bei den Gläubigen. In den Dekanaten Linzgau und Karlsruhe fand ein solches Katholikentreffen erstmals statt, im Dekanat Villingen zum zweiten Mal, in Mannheim sogar bereits zum dritten Mal. Erstmals feierten diesen Katholikentag in Mannheim jedoch die Mannheimer

mit den Ludwigshafenern gemeinsam. Es war dies eine „Demonstration christlicher Verbundenheit“ über Diözesan- und Landesgrenzen hinweg. Einen „unerwarteten Farbtupfer“ erhielt der Mannheimer Katholikentag zudem dadurch, daß Erzbischof Dr. Saier in Mannheim die erste Niederlassung im Erzbistum der Schwestern der Mutter Teresa (Kalkutta) feierlich eröffnen konnte. Mutter Teresa hat damit eine Zusage eingelöst, die sie beim Deutschen Katholikentag 1978 in Freiburg gegeben hat. (Indische Schwestern, Karmelitinnen, sind im übrigen seit einigen Jahren auch schon in Leimen bei Heidelberg tätig.)

Über die kirchlichen Verbände, Institutionen und Werke im Erzbistum gäbe es weit mehr zu berichten, als auf diesen Seiten Platz hat. Sie alle zeichneten sich durch rege Tätigkeit aus, nahmen ihre Verantwortung für Kirche und Welt in gebotener Weise ernst. Wenige Aktivitäten, gewissermaßen stellvertretend erwähnt, müssen genügen. Das Bildungswerk hat „Grundlagen für die zukünftige Arbeit gelegt“. Seine hauptamtlichen Referenten haben sich bei einer Konferenz im Februar darauf verständigt, daß es „in Zukunft verstärkt darauf ankommen wird, den Verantwortlichen in den Gemeinden zu helfen, religiöse und theologische Fragen aufzudecken und weiterzuführen“. Neu in den Blick seiner Erwachsenenbildung wurde die Sorge um die Analphabeten, die es in unserem Land wieder gibt, gerückt. Das Bildungswerk will ihnen durch Kurse in Zusammenarbeit mit Arbeits-, Sozial- und Jugendämtern helfen. Eine neue, zeitgemäße, zeitnotwendige Ausrichtung soll auch die Arbeit der Caritas im Erzbistum erfahren. Der Caritasverband geht hierbei von der richtigen Einsicht aus, daß sich mit den „Gesichtern der Not“ die erforderlichen Hilfen ändern müssen. Konkret heißt das: es wird in den nächsten Jahren und Jahrzehnten mehr alte, mehr pflegebedürftige und mehr seelisch kranke Menschen geben und noch mehr Nichtseehafte. Auf sie muß sich und will sich die Ca-

ritas in verstärktem Maße mit ihrem Helfen einstellen. Für Caritasdirektor Heinz Axtmann bedeutet dies, es müssen „Einschnitte in die traditionellen Hilfsangebote erfolgen zugunsten drängender Soforthilfe“. Hinzu muß seiner Ansicht nach ebenso kommen, daß die Pfarreien sich wieder stärker auf die Notwendigkeit ehrenamtlicher caritativer Hilfe besinnen, „die während der vergangenen Jahrzehnte“, das räumt Axtmann selbstkritisch ein, „nicht zuletzt durch das institutionalisierte Angebot der Caritas geschwächt wurde“.

Für die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Frauenverbände im Erzbistum gab es im September einen besonderen Tag: die Sozialministerin von Baden-Württemberg, Barbara Schäfer, ließ sich von den Vorsitzenden der Frauenverbände über ihre Arbeit berichten und erläuterte ihrerseits ihre politischen Vorhaben und Bestrebungen. Frau Schäfer betonte, das Selbstvertrauen der Frauen müsse gestärkt werden, „damit sie auch politische Verantwortung übernehmen“. Wichtig sei aber vor allem, daß die Leistungskraft der Familie gestärkt werde. Die Politik der Landesregierung wie die der Bundesregierung ziele durch vielerlei Maßnahmen darauf hin. Das Altenwerk des Erzbistums hat seit April einen neuen Vorsitzenden: Prälat Berthold Dietrich. Die Vertreterversammlung des Altenwerks wählte ihn als Nachfolger von Prälat Dr. Alois Stiefvater. Dietrich folgte Stiefvater im Jahr 1984 im Amt des Diözesan-Altenseelsorgers, das dieser aus Altersgründen abgegeben hatte. Für die Arbeit des katholischen Altenwerks legte die Vertreterversammlung fest, daß die Beschäftigung mit der Bibel weiter in den Vordergrund gerückt werden soll.

Schließlich zum ökumenischen Miteinander der christlichen Konfessionen. Gemeinsam haben das Erzbischöfliche Ordinariat und der Evangelische Oberkirchenrat im März „Impulse und Anregungen zum Gespräch über die Eucharistie-Erklärung des Lima-Dokuments“ veröffentlicht. Das Heft soll

nach dem Wunsch beider badischen Kirchenleitungen „eines der immer noch umstrittensten ökumenischen Themen erleichtern“. Eine „ökumenische Handreichung“ von Erzbischof Dr. Oskar Saier zur Förderung der Ökumene in den Gemeinden folgte wenige Wochen später. In der Überzeugung, daß die Gemeinschaft im Glauben tiefer und größer ist, als es die Unterschiede sind, gibt der Erzbischof in dieser 20seitigen Schrift eine Reihe von Hinweisen, wie „vor Ort“ der Weg zur Einheit Gestalt gewinnen kann: regelmäßige Kontakte zwischen den Seelsorgern und den Gemeinden, gemeinsame Gebete und gemeinsame Gottesdienste bei konfessionsübergreifenden Anliegen und Anlässen, gemeinsames Lesen der Heiligen Schrift, gemeinsames Glaubensgespräch. Saier betont des weiteren die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Christen im diakonisch-caritativen, im gesellschaftlich-politischen und im kulturellen Bereich. Als dringendes Anliegen hebt er ferner die Begleitung konfessionsverschiedener Ehen und Familien hervor. Mehrere ökumenische Gottesdienste wurden am 40. Jahrestag des Kriegsendes, am 8. Mai, gefeiert. Bei einem solchen Gottesdienst im Freiburger Münster bezeichnete Erzbischof Dr. Saier die Verbreitung von Lügen und Desinformationen, die Menschenverachtung und die sich selbst vergötzende Gottvergessenheit als wesentliche Gründe für das Herkommen des nationalsozialistischen Regimes, wobei die am jüdischen Volk begangenen Verbrechen besonders schmerzlich seien. Im Münster in Villingen feierten im Juni Erzbischof Saier und der evangelische Landesbischof Engelhardt gemeinsam einen ökumenischen Gottesdienst, an dem die Bevölkerung in großer Zahl teilgenommen hat. Erzbischof Saier rief bei dieser Gelegenheit dazu auf, „neue Formen des Unglaubens“ gemeinsam abzuwehren. Saier bezog sich dabei namentlich auf die sogenannten Jugend-Sekten. Die gegenwärtige Stunde fordere „das gemeinsame Zeugnis aller Christen“.

Evangelische Landeskirche in Baden 1984/85

Hermann Erbacher, Karlsruhe

Überblickt man den kurzen Zeitabschnitt von einem Jahr, so ragen die beiden ersten Tagungen der nun beginnenden siebten Legislaturperiode der Landessynode (von 1948 an gerechnet) heraus. Wie immer, so führten die von ihr eingesetzten Ausschüsse und Kommissionen die Vorarbeiten, z.T. gestützt auf die Stellungnahmen der dreißig Bezirkssynoden und auf Grund eigener Willensbildung durch Referate, Aussprachen u. dgl. m., zu Ergebnissen, die ihrer Aufgabe als Teil der Kirchenleitung durchaus gerecht zu werden vermochten. Wir wollen daher in neun Abschnitten die wesentlichen Probleme, die die Landessynode beschäftigten, darstellen, und dann gewissermaßen in einem Anhang noch auf einige andere Punkte hinweisen.

1. Die neue Agende für Taufe, Konfirmation und Aufnahme in die Kirche

Die noch von der Vorgängersynode im Frühjahr 1984 einstimmig beschlossene und verabschiedete Agende wurde im Eröffnungsgottesdienst der neuen Synode (11. 11. 1984) in der Stadtkirche in Karlsruhe vom bisherigen Präsidenten Dr. Angelberger in feierlicher Form dem Landesbischof als ein „Buch für die ganze Gemeinde“ als Ergebnis langjähriger Arbeit der Liturgischen Kommission und der Bezirkssynoden übergeben. In dieser Agende soll sowohl die ökumenische Offenheit der badischen Landeskirche unterstrichen werden als auch ihre Bereitschaft zeigen, in der Gemeinschaft mit anderen Kirchen zu lernen. Der Landesbischof ging daher in seiner Predigt auf die Bedeutung der Taufe näher ein, die den Menschen aus der Vereinzelung und Vereinsamung herausrufe

und Gemeinschaft über soziale und nationale Grenzen möglich mache. Auch Christus habe durch seine Taufe uneingeschränkte Solidarität mit allen Menschen bewiesen und sich auf die Seite derer gestellt, die Befreiung aus belastenden Abhängigkeiten suchen. Der nun vorliegende Band vereinigt — nach dem Vorwort — „die Ordnungen, die sich auf die Eingliederung des einzelnen in die christliche Gemeinde beziehen. Daher sind der Liturgie für die Tauffeier auch die Ordnungen für Konfirmation und Aufnahme eines Getauften beigegeben, weil diese auf die grundlegende Taufe zurückweisen.“ Diese drei kirchlichen Handlungen sind also als Gottesdienste der versammelten Gemeinde und nicht als private, vor allem seit dem 19. Jahrhundert aufkommenden Hausfeiern (Hauptaufen) konzipiert. Schon nach der Unionsurkunde von 1821 soll der Täufling „öffentlich“ zur Ortskirche gebracht werden. „Demgemäß ist als Regelfall vorgesehen, daß die Taufe und die sonstigen Handlungen zur Feier des Abendmahls hinführen, wo die Eingliederung in die Gemeinde Jesu Christi besiegelt wird. So hatte auch in der Alten Kirche die Taufe in der Osternacht ihr Ziel in der Eucharistie am Ostermorgen. Die Zuordnung des Abendmahls zur Taufe macht also deutlich, daß die Taufe den Weg zum Tisch des Herrn eröffnet.“

Neben den Gebeten in biblisch geprägter Sprache sind Gebete zu finden, die stärker die Sprache der Gegenwart aufnehmen. Die Taufe selbst findet in der Regel im sonntäglichen Gottesdienst statt, um durch ihren Vollzug eine Tauferinnerung für alle Getauften zu ermöglichen. Eltern und Paten können in verschieden dargebotenen Formen der An-

rede und Verpflichtung auf ihre Verantwortung angesprochen und in einer fakultativen Segenshandlung ermutigt werden.

„Die Erwachsenentaufe ist zugleich Konfirmation: Der als Erwachsener Getaufte wird demgemäß nicht mehr besonders konfirmiert.“ Deshalb wurden auch einige theologisch und pastoral begründete Änderungen vorgenommen, z. B. „die Segnung als persönliche Zuwendung einer vorausgehenden Gemeinde-Fürbitte gestaltet“. Sodann wurde die bisherige Form des Konfirmanden-Bekenntnisses modifiziert und außer der herkömmlichen Form (Bekenntnis und anschließende Verpflichtung) eine zweite Form vorgesehen, bei der Bekenntnis und Verpflichtung zusammenfallen. Die inhaltsgleichen Verpflichtungsworte werden zur Auswahl angeboten. Die Eingliederung eines Getauften (bei der Wiederaufnahme oder bei Übertritt aus einer anderen christlichen Kirche) entspricht sachlich und strukturell einer Konfirmation und ist daher entsprechend gestaltet worden.

Aufgrund des „Lima-Papiers“ von 1982 (siehe unten Ziffer 2) werden im Anhang der Agende die z. T. aus der Ökumene auf uns kommenden Zeichenhandlungen bei der Taufe mit Texten versehen und Beispiele für Begrüßung, Verpflichtung und für das Wort des Ältestenkreises aufgeführt. Doch sollen die Zeichen, z. B. das Kreuzeszeichen, die Übergabe einer Taufkerze, nicht das eigentliche und zentrale Zeichen der lebendig machenden Taufe überdecken. Außerdem eröffnet die Agende Möglichkeiten, Eltern, Paten und Gemeindeglieder als mündige Christen aktiv in die gottesdienstliche Handlung mit einzubeziehen. Sie ist somit m. W. die erste Agende (1984) im Raume der Evangelischen Kirche in Deutschland, die offiziell Anregungen aus der Weltchristenheit übernommen hat.

2. Das „Lima-Papier“

Dieses ist nach der Peruanischen Hauptstadt Lima benannt, in der 1982 nach jahrzehnte-

langer Arbeit diese Sätze verabschiedet wurden. Schon bei der „Ersten Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung“ 1927 in Lausanne/Schweiz war die Frage gestellt worden: „Wie finden Christen in voneinander durch Lehre und Geschichte getrennten Kirchen zu sichtbarer Einheit, einer Einheit im Sinne des Hohenpriesterlichen Gebets Christi (Joh. 17)?“ Inzwischen haben viele Kirchen und ihre Glieder — nicht zuletzt die sog. „Jungen Kirchen“ — die dogmatischen Streitigkeiten hinter sich lassend, verheißungsvolle Annäherungsmöglichkeiten entdeckt. Die aufgestellten Sätze, die an die über 300 Mitgliedskirchen der Ökumene zur Stellungnahme weitergegeben wurden, beschränken sich daher auf diejenigen Gesichtspunkte, die sich unmittelbar oder mittelbar auf Probleme der gegenwärtigen Anerkennung beziehen. Es geht dabei um das einheitliche Kirchenverständnis von Taufe, Eucharistie (Abendmahl) und Amt.

Im letzten Jahr wurde das Papier den Bezirkssynoden zu Beratung und Stellungnahme weitergegeben. Der Ertrag wurde dann in einem 52 Seiten umfassenden Entwurf einer Stellungnahme, erarbeitet von einem dazu besonders berufenen Ausschuß, der Landessynode (Herbst 1984) vorgelegt. In ihm wurde darauf hingewiesen, daß die Landeskirche schon in der Unionsurkunde von 1821 zum Ausdruck gebracht hatte, daß sie, „einig mit sich selbst und mit allen Christen in der Welt befreundet, leben will“. Dieses Bestreben hat auch die Grundordnung von 1958/72 rechtlich ausgeformt, wenn wir dort lesen: „Die Landeskirche steht in der Gemeinschaft des Ökumenischen Rats der Kirchen. . . Als Unionskirche weiß sie sich verpflichtet, kirchentrennende Unterschiede zu überwinden und die in Christus vorgegebene Einheit der Kirche im Dienst an der Welt sichtbar werden zu lassen.“ In diesem Bestreben hat daher die Landessynode 1962 die Arnolshainer Abendmahlsthesen als „hilfreiche Bezeugung des wesentlichen Inhalts der evangelischen Abendmahlslehre“ ange-

nommen und 1973 ihre Zustimmung zur Leuenberger Konkordie als Erklärung der Kirchengemeinschaft zwischen den reformierten Kirchen Europas gegeben.

Vor dem Plenum der Herbstsynode wurden drei Einführungsreferate aus protestantischer, römisch-katholischer und russisch-orthodoxer Sicht gehalten. So kam bei dieser Begegnung — auch personell durch die Referenten sichtbar geworden — zum Ausdruck, „was der Geist Gottes anderen Kirchen in ihrem Christsein geschenkt hat“ (Synodaler Stockmeier). Das Lima-Papier will jedoch keineswegs ein neues Bekenntnis aufstellen und auch nicht den großen Konsensus hierfür fordern, sondern auf Annäherungswerte einer Konvergenzerklärung aufmerksam machen, mit denen alle Kirchen zu leben vermögen. Einer Anregung der Evangelischen Kirche in Deutschland folgend wurde daher gefragt: 1. Womit stimmen wir überein? 2. Was können wir lernen? 3. Rückfragen und Vorbehalte. Um nach Möglichkeit eine praxisnahe Antwort geben zu können, wurde während der Synodaltagung ein Gottesdienst nach der ökumenischen Liturgie gehalten, um dabei die „unüblichen Besonderheiten“ persönlich und in der Gemeinschaft zu „erfahren“. Damit wurde aber ein deutlich gewichtiges Zeichen gesetzt, das wohl nachwirken wird als eine mögliche Form der Antwort auf das ökumenische Gespräch ebenso wie als Frage an die badische Landeskirche. Dabei teilte man miteinander Brot und Wein, das man bisher in unserer landeskirchlichen Ordnung nur zu „empfangen“ gewohnt war, nachdem man sich gegenseitig ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung mit den Worten „Friede sei mit dir“ gegeben hatte.

Am Rande, wenn auch nicht unmittelbar damit zusammenhängend, sei eine Abmachung hier erwähnt, die am 1. Juli 1985 in Kraft getreten ist. Die seit Jahren tätige „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) Baden-Württemberg“, in der dreizehn Religionsgemeinschaften vertreten sind, hat ver-

einbart, daß künftig die bisher erforderliche Austrittserklärung gegenüber dem Staat entfällt. In der Vereinbarung weisen die Vertragsschließenden auf die „Gemeinschaft im Glauben an den einen Herrn Jesus Christus“ hin. Sie wollen mit der Verpflichtung, „bestehende und aufkommende Schwierigkeiten abbauen und ein Klima des Vertrauens schaffen und erhalten“. Nach den Bestimmungen endet jetzt die Zugehörigkeit zur bisherigen Religionsgemeinschaft durch die Aufnahme in die neue. Allerdings haben sich bisher die römisch-katholische, die serbisch- und griechisch-orthodoxe und die altkatholische Kirche dieser Vereinbarung nicht angeschlossen.

3. Die Annahme der jüngst revidierten Lutherbibel

In der Sitzung der Landessynode vom März 1985 wurde die revidierte Lutherbibel, 1984 neu herausgegeben, als verbindlich in Gottesdienst, Unterricht und Seelsorge anerkannt und daher bereits in der Taufagende berücksichtigt.

4. Die Personalsituation der Landeskirche

Aus einem auf der Landessynode gehaltenen Referat geht hervor, daß die Landeskirche „an die Grenzen der finanziellen Kapazität“ gestoßen ist. Daher sind Phantasie und Flexibilität gefragt, doch beide seien noch Mangelware. Für 50 badische Theologiestudenten, die 1985 ihre Ausbildung beenden, stehen voraussichtlich nur 24 Plätze zur Verfügung, d.h. ebensoviele Studenten als es überhaupt Pfarrstellen in der Landeskirche gibt, die vor den Toren der Landeskirche stehen. Nach den Jahren des Mangels werden pro Jahr — statistisch gesehen — zwei bis drei Bewerber auf eine Stelle zukommen. Die seither weithin gewohnte Koppelung zwischen Ausbildung und Anstellung zeigt sich im Augenblick auch in der Landeskirche als Fiktion, die rechtlich durch keine Normen

abgedeckt ist und in anderen Berufsbereichen auch in den Jahren der Vollbeschäftigung nicht selbstverständlich war. Diese Lage stellt jedoch für die Landeskirche eine große Herausforderung dar, obwohl es an sich genügend Arbeit „im Weinberg des Herrn“ gibt. Gleiches gilt auch für die Abgänger der Fachhochschule in Freiburg. Künftig sollen daher Einstellungen mit einem beschränkten Beschäftigungsverhältnis von 75% erfolgen. Bewerber, deren Ehepartner ein eigenes Einkommen beziehen, sollten „eindringlich und gewissenhaft prüfen“, ob zwei volle Arbeitsplätze blockiert werden müßten. Es werde daher ein halbes Deputat angeboten. Aus arbeitsrechtlichen Gründen sind rechtliche Voraussetzungen zu schaffen, um Dienstverhältnisse von Pfarrvikaren, Pfarrern und Beamten auf Zeit einschränken zu können.

Ab 1. Juni 1985 wird aufgrund gesetzlicher Initiative der im November 1983 von der Landessynode beschlossene kirchliche Sonderfonds „Mitarbeiter helfen Mitarbeitern“, der aus freiwilligen Beiträgen besteht, zur Schaffung von zusätzlichen Arbeitsplätzen herangezogen. An dieser Aktion beteiligten sich inzwischen 444 Spender der aktiven Pfarrer, Pfarrdiakone und Kirchenbeamten, 229 der Ruheständler und Pfarrwitwen, 148 der Angestellten und Arbeiter der Landeskirche und 222 der Mitarbeiter der Kirchenbezirke und Kirchengemeinden. Bis zum 31. 3. 1985 kamen auf diese Weise 865 000 DM für den Sonderstellenplan im Bereich der Kirche und ihrer Diakonie zusammen. Zusätzlich soll die Möglichkeit ehrenamtlich kirchlicher Mitarbeit für die Kandidaten der Theologie, die nach der zweiten theologischen Prüfung nicht übernommen werden können, als Teilbeschäftigung angeboten werden. Infolgedessen wurde ein kirchliches Gesetz zur „Erprobung neuer Regelungen im Bereich des Pfarrdienstrechts“ erlassen, das bis Ende 1990 Pfarrern auf Antrag und im Einverständnis mit dem Ältestenkreis und dem Bezirkskirchenrat eine Teilbeschäftigung von

drei bis acht Jahren erlaubt. Für Pfarrvikare kann indes der Oberkirchenrat Dienstverhältnisse mit Teilzeitbeschäftigung begründen, um zusätzliche Einstellungsmöglichkeiten zu schaffen. Doch darf in diesen Fällen keine andere hauptberufliche Tätigkeit ausgeübt werden.

5. Das Problem arbeitsloser Jugendlichen

Mehr als 680 000 DM haben Landeskirche und ihr Diakonisches Werk bisher als Hilfe für die arbeitslosen Jugendlichen bereitgestellt, d. h. es konnten 250 Arbeitsplätze in 13 Projekten in Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen gefördert werden, in denen Jugendliche in der Regel ein Jahr, z. T. in einer Jugendwerkstatt oder im sozialen Bereich tätig sind. Doch im Mittelpunkt des diakonischen Auftrags steht der einzelne in seiner Not. Ziel ist dabei die Stabilisierung der Persönlichkeit des jugendlichen Arbeitslosen und die berufliche Förderung und Vermittlung in eine Arbeitsstelle. Hierbei hatten sich auch einzelne Kirchengemeinden bereit gefunden, um innerhalb der Gemeinde persönliche Beziehungen zu nutzen und örtliche Betriebe zu motivieren, damit zusätzliche Lehrstellen geschaffen wurden. Die durch die Industrie- und Sozialpfarrämter der Landeskirche und durch die Evangelische Akademie in Baden angebotenen Seminare und Gruppenarbeiten, z. B. Arbeitslosentreffs in den Großstädten, dienen dem christlichen „Aufarbeiten gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zusammenhänge“, dem Suchen nach neuen Wegen und dem Kontakthalten mit der Arbeitswelt. Doch sind nach Auffassung des Oberkirchenrats hier nur Projekte mit pädagogischen, menschlichen und seelsorgerlichen Zuwendungen erfolgreich. Aus dem Fonds „Starthilfe für Arbeitslose“ wurden seit dem Jahre 1979 insgesamt mehr als 41 000 DM eingezahlt. Bisher konnten 45 arbeitsplatzschaffende Maßnahmen verwirklicht werden.

6. Der Aufruf „für eine gerechtere als die bestehende Wirtschaftsordnung“

Die Grundordnung der evangelischen Landeskirche in Baden (1972) fordert bereits im Bereich der Diakonie, daß „Menschen in Not Hilfe erfahren“ sowie „danach suchen, auch die Ursachen der Not zu beheben“. Um diese Forderung in die Tat umzusetzen, hatte die Synode vom Frühjahr 1984 darum gebeten, daß sich der Ausschuß für Mission und Ökumene mit den „Auswirkungen von Wirtschaftssystemen auf die Dritte Welt einerseits und auf die materielle Grundlage einer Volkskirche andererseits“ befassen möge. Dem Referat von der Landessynodalen, Frau Dr. Gilbert, (siehe Verhandlungen) ist zu entnehmen, daß nicht nur die Volkskirche mit ihrem Kirchensteuersystem finanziell vom Erwerb, den ihre Mitglieder aus den jeweiligen Wirtschaftssystemen erzielten, lebt, sondern daß auch das gleiche für die Spendenbasis der sogenannten Freiwilligkeitskirchen gelte. Das in einem Zeitraum von 24 Jahren gestiegene Haushaltsvolumen der Landeskirche von 32 auf 350 Millionen, wobei der Kaufkraftschwund jedoch bedacht werden sollte, hätte z. B. der Kirche zwar die „Möglichkeiten“ eröffnet, aber gleichzeitig die Frage anderer Kirchen in der Welt aufgeworfen, wie weit unsere Kirche „ein Ausgleichsträger“ sein kann zwischen denen, die viel und denen, die wenig „sammeln“ können. „Wir sind — gerade wegen unserer Verstrickung in das bestehende Wirtschaftssystem — immer neu gefragt, wie wir das Teilen der geistlichen und materiellen Gaben in der ökumenischen Gemeinschaft verstehen und praktizieren.“ Da es sich dabei nicht um „einen Zustand der Statik“, sondern um „einen wirklich dynamischen Prozeß“ handle, deshalb sollten nach dem Willen der Landessynode bei noch so notwendigen Haushaltseinschränkungen nicht zuerst die „Außenbeziehungen“ betroffen sein. Entscheidend für die künftige Arbeit sei es, daß sowohl die Amtskirche als auch ökumenische Solidaritätsgruppen in gegenseitigem Vertrauen den

gemeinsamen Auftrag erfüllen. Die Gefahr, daß hier der Unterschied zum Gegensatz werden könnte, gelte es abzuwenden. Als Etappenziel wurde auf die Zusammenarbeit für die vom Zentralauschuß des Ökumenischen Rats der Kirche für 1989 geplante „Weltkonferenz zur Frage von Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung“ hingewiesen, wozu die Landeskirche zur Mitarbeit und zur kritischen Begleitung eingeladen ist.

7. Die Medien

Im Blick auf die entsprechend dem Bonner Grundgesetz geschützte Würde des Menschen und dem im Strafrecht festgelegten Verbot der Gewaltverherrlichung und angesichts der zunehmenden Brutalität und Pornographie auf Videos beschloß die Synode, „den Gesetzgeber zu drängen“, die Bestimmungen zum Schutz der Jugend durch entsprechende Kontrollmöglichkeiten zu verschärfen. Auch möge die Landeskirche die aufklärende Arbeit der Polizei auf diesem Gebiet verstärkt unterstützen.

Ebenso soll nach dem Vorschlag der Landessynode ein Netz von Medienbeauftragten aus jedem Kirchenbezirk eingerichtet werden, um die auf verschiedenen Ebenen unterschiedlich verlaufenden Medienentwicklungen in den Gemeinden sinnvoll begleiten zu können. Für diesen Dienst sollen interessierte Mitarbeiter sowie Gemeindeglieder gewonnen und sachkundig gemacht werden. Zusätzlich seien medienkompetente Ansprechpartner für Redakteure bestehender und künftig lokaler Rundfunksender auszubilden. Dafür sind mehrwöchige Kurse vor allem interessierten und befähigten Pfarrvikaren anzubieten. Doch scheint es geraten zu sein, nicht zu voreilig in privatrechtliche Programme einzusteigen, da die Möglichkeiten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks noch

gar nicht völlig ausgeschöpft zu sein scheinen. Der Hauptbericht gipfelt dabei in dem Satz: „Es muß allmählich erreicht werden, daß journalistische Ausbildung in der Kirche Tradition bekommt.“

8. Instandsetzungsarbeiten an kirchlichen Gebäuden

Hierfür wird für den Haushaltszeitraum 1984/85 ein Bedarf von etwa 25 Millionen Mark angemeldet, der voraussichtlich bis Ende 1987 auf 60 Millionen geschätzt wird, von denen aber 21 Millionen „erkennbar“ nicht gedeckt sein werden. Bei 2804 Gebäuden wird der Bauzustand bei 13,12% als mangelhaft und bei 1,85% als besonders mangelhaft eingestuft. Drei Bauten sind völlig abbruchreif. Es werden daher von den Kirchengemeinden „in ganz anderem Umfang als bisher“ Eigenleistungen erwartet werden müssen. Doch ist an der aufgestellten Prioritätenliste für Instandhaltungsarbeiten festzuhalten. Neubaugenehmigungen können nur dann erteilt werden, wenn die Eigenmittel durch die Kirchengemeinden selbst aufgebracht werden.

9. Der Sparkurs bezüglich der Finanzen

Die angekündigte staatliche Steuerreform — in welcher Gestalt auch immer — und deren konkret noch unbekanntes Auswirkung auf das Steueraufkommen der Landeskirche werfen ihre Schatten voraus; denn einerseits muß vermutlich mit Kirchensteuerminderungen gerechnet werden, andererseits müssen die soeben erwähnten Millionen wie evtl. anstehende Gehaltserhöhungen usw. bei einem Gesamtvolumen von ca. 360 Millionen Mark berücksichtigt werden. Zu bedenken ist zudem, daß sich die Geburten und Todesfälle im Lande im Augenblick noch nahezu die Waage halten. Eine Gewichtsverlagerung könnte sich weiterhin auf die Einnahmequellen ungünstig auswirken. Was die Pfarrstellen insgesamt anbelangt, so wurden in der

Zeit von 1975 bis 1984 142 neue Pfarrstellen errichtet, davon 75 (= 52,8%) im Gemeindebereich, im Bereich des Religionsunterrichts 45 (31,7%). „Wir haben die Wahrnehmung von Aufgaben vor die Sicherheit gestellt. Der Preis hierfür ist allerdings, daß der Spielraum eingeengt ist“ (Landesbischof Dr. Kl. Engelhardt). Insofern ist es dringend geboten, jetzt bei einer Neubesetzung einer freiwerdenden Stelle unausweichlich die Frage zu stellen, ob die betreffende Aufgabe unbedingt — selbst bei Sperrvermerken auf unbestimmte Zeit — hauptamtlich noch wahrgenommen werden muß oder ob diese Stelle in Zukunft entfallen kann. Trotz der notwendig werdenden Sparmaßnahmen sehen Oberkirchenrat und Landessynode die Arbeit im Gemeindebereich und im Religionsunterricht unter dem Gesichtspunkt ihrer missionarischen Ausrichtung als sehr wichtig an. Weitere Sparmaßnahmen werden erwogen. Gerade bei schwindender Zahl der Gemeindeglieder muß die steigende Zahl der Mitarbeiter sehr kritisch überwacht werden. Nach den jüngsten Berechnungen entfallen auf eine Pfarrstelle nur noch (statistisch) 1883 Kirchenmitglieder, auf einen theologischen Mitarbeiter 970 und auf einen hauptamtlichen sonstigen Mitarbeiter 659. Vermehrte Kircheng Austritte sind zu beobachten, „weil für viele die Mitgliedschaft auf mehr oder weniger lockerer Zugehörigkeit beruht“. Freilich hat es sich auch gezeigt, daß der typisch protestantische Kircheng Austritt die Mitgliedschaft selbst dann für unwichtig erachtet, wenn keine volle Übereinstimmung (Identität!) zwischen kirchlicher Stellungnahme und der persönlich weltanschaulichen Position besteht. Es mag zu beklagen sein, daß viele Protestanten ihre Mitgliedschaft in keiner Weise durch aktive Teilnahme verwirklichen, sondern ihre bloße Zugehörigkeit damit begnügen lassen, indem sie gelegentlich religiöse Dienstleistungen der Kirche erwarten oder die Betätigung ihrer eigenen Position honorieren lassen wollen. Doch ist schwindende Kirchlichkeit nicht unbe-

dingt ein Indiz für eine schwindende geistliche Kraft in der Kirche und ihrer Glieder. Geistliche Erneuerung ist nicht primär ein Vorgang religiös-sittlicher Wesensänderung oder ein fortschreitender Prozeß zu einem „besseren“ Christsein. Es geht vielmehr um die Gewißheit, daß sich der Glaubende jeden Tag neubelebt, gestärkt und über alle Not hinausgehoben weiß. Daher ist Seelsorge gleich Lebenssorge, d.h. zum Glauben als Lebenshilfe ermuntern, Einführen in biblische Texte, die eine seelsorgerliche Dimension eröffnen, weil es dabei um Begegnung des Menschen mit Gott geht. Daher darf es im Bereich des Gottesdienstes und des Abendmahls keine Kürzungen geben ebenso wenig wie beim Angebot des Kindergottesdienstes und der Kirchenmusik (auch nach dem Schütz-, Bach- und Händel-Gedenkjahr!), geschweige denn beim Gemeindeaufbau, weshalb jetzt eine Stelle eines Beauftragten für die Hauskreisarbeit (als zweite innerhalb der EKD neben der Landeskirche in Württemberg) errichtet wurde. Unverzichtbar erscheint ebenso „in der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Situation“ die Stellung des landeskirchlichen Ausländerbeauftragten, der gleichzeitig Spätaussiedler und Asylanten betreut.

Im Blick auf einen „realistischen Haushalt“ will sich die Kirchenleitung keiner Schuldenaufnahme bedienen, da diese sich erfahrungsgemäß unweigerlich in eine verhängnisvolle Schuldendynamik zu verstricken drohe. Dagegen hat sie sich dem Gedanken einer „Pflichtanleihe bei rücklagebesitzenden Kirchengemeinden“ geöffnet, was allerdings im gegenwärtigen Zeitpunkt nochmals näher zu überprüfen sein wird, bevor man diesen Weg beschreiten wird. Würde allerdings auch nur die Hälfte dieser Rücklagen für die Anleihe verwendet werden, könnte nach überschlägiger Berechnung der Investitionsbedarf der Kirchengemeinden für die nächsten Jahre gedeckt werden. Auf jeden Fall will der Finanzausschuß nichts von einer Kirchengrundsteuer oder von der Erhebung eines Kirch-

gelds wissen, da diese ungeeignete Mittel darstellten. Doch sind nach Ansicht der Landessynode „öffentliche Gelder“, d.h. angebotene öffentliche Zuschüsse für kirchliche Arbeit durchaus vereinbar und sollten daher in vollem Umfang, z.B. für soziale kirchliche Dienste, Kindergarten, Sozialstationen usw., angenommen werden, noch bevor die karitativen Möglichkeiten einzuschränken oder aufzugeben sind. Dennoch bleibt hin und wieder die Frage latent: „Wie soll die Arbeit fortgeführt werden? oder Wer übernimmt sie?“

10. Verschiedenes

Wenn schon bei intensiver Arbeit auf Landeskirchenebene ein Riesenmosaik an Problemen und Vorschlägen zur Verbesserung einer Situation zusammengetragen erscheint, das stark dem der Zeit Ende der zwanziger und anfangs der dreißiger Jahre ähnelt (Deflation, Arbeitslosigkeit u. a. m.), so darf ein Jahresrückblick doch nicht entmutigen.

Am 1. März 1985 eröffnete z.B. das *Evangelische Stift in Freiburg* ein bisher einmaliges Heim für alte und/oder behinderte Menschen, die sich eine zeitlang nicht selbst versorgen können, aber noch kein „Fall“ für ein Pflegeheim sind. Von dem Angebot, in dem Tagesheim „Haus Schloßberg“ (mit 15 bis 17 Plätzen) den Tag von Montag bis Freitag zu verbringen, dort verlorene Fähigkeiten wieder zu erwerben und am Abend wieder in seine vier Wände zurückzukehren, so daß Angehörige oder die Nachbarschaftshilfe vorübergehend von der Pflege oder Betreuung entlastet werden: Dieses Modell soll geprüft werden und, wenn es die Probe bestanden hat, auch beispielhaft für andere Gemeinden wirken. Sofern die Voraussetzungen für ein Pflegegeld bestehen, gewährt die Stadt Freiburg einen Zuschuß. Noch beharren die Krankenkassen darauf, daß Bewegungs- und Beschäftigungstherapie grundsätzlich nicht als medizinische Leistungen zu betrachten seien, also nur im Einzelfall nach

ärztlichen Verordnungen zur Kasse zu bitten ist, wohl wissend, daß Ärzte immer nur in begrenztem Maße eine Anzahl von Anwendungen verschreiben dürfen. Vielleicht verhilft aber dieses Modell zur Änderung einer Bewußtseinslage, da doch dadurch auch Krankenhäuser entlastet werden. Wir weisen deshalb so ausführlich auf dieses Modell hin, da oft die Senfkorn-Funktion, die der Inneren Mission von Anfang an eigen war, weit hin aus dem Allgemeinbewußtsein geschwunden ist.

Im Blick auf die *Kindergartenarbeit* entfallen zwar nach dem geänderten staatlichen Gesetz Zuschüsse für Baukosten, auch werden die Personalkostenzuschüsse gekürzt, so muß aber dankbar anerkannt werden, daß in der Zeit der Maßhaltepolitik eine Vereinbarung zwischen Gemeindetag und den Kirchen in Baden-Württemberg ausgehandelt werden konnte, wobei eine Defizitbeteiligung von 66²/₃% durch die Kommune vorgesehen ist. Um so mehr verpflichtet dies die Kirchengemeinden, ihren diakonischen Auftrag wahrzunehmen und den Eltern bzw. Erziehungsberechtigten Hilfe für die bei der Kindertaufe übernommene Verpflichtung zur christlichen Erziehung angedeihen zu lassen. M.a.W.: Grundsätzlich ist der Kindergarten offen für Kinder aller Familien, selbst für ausländische und für die Integration behinderter Kinder. Das erfordert in der Tat ein starkes Umdenken. Doch nach der kirchlichen Kindergartenordnung wird eine „ganzheitliche Erziehung und Bildung“ gefordert. Dies kann jedoch nicht wertneutral geschehen. Daher sind die Kindergärten ein Angebot der Kirche. Sie sind „in das Leben unserer Kirche einbezogen“. Kindergärten bzw. Tagesstätten mit 31 300 Kindern und 3340 Mitarbeitern weist die Statistik auf.

Jubiläumstage sind Tage dankbarer Rückbesinnung. Und so galt es der 100jährigen Tätigkeit einiger Kirchenchöre und Kirchengebäude zu gedenken. Zehn Jahre alt wurde das Kirchliche Informationszentrum für den Kirchenbezirk Lörrach und das Fachseminar

für Gemeindepflege in Freiburg. Neben der Rückschau auf 60 Jahre Aschenhütte bei Bad Herrenalb für evangelische Jugend- und Erwachsenenarbeit darf u.a. auch nicht das fünfzigjährige Jubiläum des Aufbaus der Volksmission der Landeskirche vergessen werden. Das ehemalige Jugendheim der Karlsruher Paulusgemeinde und des CVJM war hierfür die Zelle. Das 1930 errichtete, später „Henhöferheim“ genannte Haus in Neusatz erhielt 1984 einen Anbau. Dieses Bibelheim wird jetzt von dem Freundeskreis der Volksmission e.V. (ca. 2000 Freunde) getragen.

Der 425. Todestag Philipp *Melanchthons*, dessen man in der Geburtsstadt Bretten gedachte, gab den Hinweis, welche leidenschaftliche Rolle der Erzieher Melanchthon bei der Vorbereitung der Reformation und dem christlich geprägten Humanismus in Deutschland gespielt hatte. Er, der u.a. die Augsburger Konfession 1530 verfaßte und damit eine Übersicht evangelischer Glaubenslehre gegeben hatte fußte auf der durch Martin Luther wieder ans Licht gebrachten evangelischen Wahrheit. Doch damals wie heute leben die Menschen in einer Phase des Umbruchs, der sich in Wertverlust, Wertewandel und Traditionsabbruch äußert. Deshalb hatte sich Melanchthon zur Lebensaufgabe gemacht, eine gemeinsame Grundlage christlichen Glaubens zu schaffen. Wie er s. Z., so muß man sich auch heute wieder erneut auf eine biblische Basis besinnen. Solche Gedanken waren in Bretten zu vernehmen. Zu weiterem Nachdenken mag auch folgendes anregen: Für sechs Missionare und eine Missionarin, die in Spöck geboren waren, wurde eine *Gedenkstätte* neben dem Grab Henhöfers, des großen Erweckungspredigers unserer Landeskirche, von der Spöcker Kirchengemeinde errichtet. Unter einem Kreuz sind auf Bodenplatten die Namen, Geburts- und Todesjahr eingemeißelt samt den Wirkungsstätten. Die Missionare waren von der Basler Mission nach Vorderindien, Kamerun ausgesandt, die hernach noch z.T. im Hei-

matdienst bzw. im Dienst der Landeskirche standen. Die Missionarin, um 1910 von der Liebenzeller Mission nach China ausgesandt, verstarb dort schon nach kurzer Zeit.

Neu ist das *Friedrich-Haus-Studienzentrum* Schriesheim der Evangelischen Vereinigung für Bibel und Bekenntnis in Baden. 28 Studenten der Theologie- und Religionspädagogik, die in der nahegelegenen Universität Heidelberg eingeschrieben sind, erhalten hier eine Zusatzausbildung mit dem Ziel, ihr Stu-

dium auf die biblische Verkündigung in Predigt, Lehre und Seelsorge einzurichten. 45 Plätze sind nun 1984/85 für Studenten aus Baden, Württemberg, Rheinland, Hessen und Nassau sowie für Studenten aus den Jungen Kirchen (z.B. Kenia) bei einem Kostenaufwand von 1,3 Millionen Mark durch Spenden bereitgestellt. „Theologie hat den Weg zum ewigen Leben zu zeigen und erwächst nicht aus dem kritischen Zweifel“ (Dr. Maier, Tübingen, bei der Eröffnung).

In Zusammenarbeit mit dem Landesverein „Badische Heimat“ richtet der
KUNSTVEREIN SCHWETZINGEN
eine Ausstellung mit dem Thema

UNSERE HEIMAT

aus. Zu dieser Ausstellung laden
wir alle in Baden wohnenden Bildenden Künstler, Bildhauer, Objektmacher ein.

Ort der Ausstellung
Palais Hirsch und Schloß Schwetzingen

Dauer der Ausstellung
7.—28. Juni 1986

Schirmherrschaft:
Prof. Walter Krause, Innenminister a. D.

Zu der Ausstellung wird ein Katalog erstellt. Alle die in die Ausstellung aufgenommenen Künstler sind mindestens mit einem Werk vertreten.

Jeder Künstler kann bis maximal drei Exponate auf eigene Kosten einreichen. Die Kunstwerke werden für den Aufenthalt und den Rücktransport versichert. Eine über den Versicherungsschutz hinausgehende Haftung übernimmt der Veranstalter nicht.

Der Rücktransport der ausgestellten Werke wird über einen Sammeltransport geregelt. Ausjurierte Werke werden ebenfalls mit diesem Sammeltransport nach Ende der Ausstellung rückgeführt. Wer sein ausjuriertes Exponat vor diesem Datum zurück haben möchte, muß die Rückführung auf eigene Kosten vornehmen.

Organisatorische Einzelheiten:

Jury:

Dr. Carsten Friedrich, Künstl. Leiter Kunstverein Mannheim

Hans Gercke, Künstl. Direktor Kunstverein Heidelberg

Herr Dr. Klein, Künstl. Leiter Kunstverein Karlsruhe

Frau Dr. E. Vetter, Künstl. Leiter Kunstverein Freiburg

Frau Ursula Pawlak, Künstl. Leiter Kunstverein Schwetzingen

Einreichung:

30. und 31. Mai 1986

2. und 3. Juni 1986

Jagdsaal, Schloß Schwetzingen

jeweils 12—17 Uhr

Daten:

Die Exponate müssen auf der Rückseite wie folgt beschriftet sein:

Anschrift, Titel, Preis, Technik, Größe

weiterhin ist bei der Einreichung eine kurze Vita mit abzugeben.

Die eingereichten Werke müssen in den Jahren 1984—86 entstanden sein und dürfen nicht über 2 qm, bei Plastiken nicht über 50 × 50 × 50 cm hinausgehen. Bilder werden nur hängerecht gerahmt angenommen. Durch den Hintransport beschädigte Bilder kommen nicht zur Jury und somit nicht zur Ausstellung.

Rückfragen können an den Kunstverein Schwetzingen gerichtet werden.

KUNSTVEREIN SCHWETZINGEN

— Vorstand —

gez. Prof. Dr. W. Emmer, 1. Vorsitzender

Buchbesprechungen

I. Ort, Landschaften

Schadt, Jörg und Caroli, Michael, Heidelberg unter dem Nationalsozialismus. Hrsg. im Auftrag der Stadt Heidelberg, Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, Studien zur Verfolgung, Widerstand u. Anpassung. 574 S., kartoniert, 104 Fotos, Grafiken, Tabellen, DM 48,—, Heidelberg 1985

Mit dem Auftrag der Stadt Heidelberg, dieses Werk zu verfassen, hat sie den Anstoß zu einem Beitrag notwendiger Vergangenheitsbewältigung und -aufarbeitung gegeben, wie es öfter erfolgen sollte, schon der kommenden Generation wegen. Das Buch umfaßt fünf große Untersuchungen: 1. Aufstieg der NSDAP in Heidelberg in den Jahren 1928—1933 (Antje Sommer). Die Analyse umfaßt die Konfessionszugehörigkeit, die politische Tradition in Heidelberg, die Wirtschaftsstruktur und das sich daraus ergebende unterschiedliche Wahlverhalten in den Heidelberger Stimmbezirken. 2. Kampf der Nationalsozialisten gegen die Kirche in Heidelberg (Klaus Heidel und Christian Peters). Dieses 180 Seiten starke Kapitel ist hoch interessant; erstmals genutzte Quellen ermöglichen ein objektives, lebendiges Bild des kirchlichen Lebens in Heidelberg schlechthin, auch der Persönlichkeiten jener Jahre, z. B. des in Heidelberg unvergessenen späteren Prälaten Hermann Maas. 3. Kampf und Gleichschaltung der katholischen Tageszeitung „Pfälzer Bote“ 1930—1935 (Christine Weber). 4. Die Judenverfolgung in Heidelberg von 1933—1945 (Arno Weckbecker). 5. Verfolgung und Widerstand der Arbeiterparteien von der Machtübernahme bis Kriegsende (Friederike Reutter). Damit werden alle Bereiche erfaßt, welche in der Zeit von 1933—1945 von politischer Bedeutung waren und die deshalb von den Nationalsozialisten bekämpft wurden. Die auf sorgfältiger Durchforschung des vorliegenden Quellenmaterials mit Einbezug der Aussagen von Augenzeugen beruhenden Beiträge vermeiden jede Polemik und vermitteln gerade dadurch ein facettenreiches, fesselndes Bild jener Jahre. Darüber hinaus werden die Persönlichkeiten beleuchtet, welche in Heidelberg die Last des Widerstandes trugen, aber auch jene, die für Kampf und Verfolgung verantwortlich waren, denn — so die Verlagsanzeige —: „Es kann nicht anders sein, als daß in einem solchen Buch auch zahlreiche Persönlichkeiten jener Jahre erkennbar werden — Menschen mit ihren alltäglichen

Stärken und Schwächen. Nicht zuletzt dadurch erlangt dieses Buch einen hohen Grad an Anschaulichkeit und Wahrheit über den Alltag im Dritten Reich.“

L. Vögely

Oeschger, Bernd, Säckingen, ein Bilderbogen aus alter Zeit

Der Reihe, der in den letzten Jahren erschienenen Bänden von Städten nach alten Fotografien, hat B. Oeschger, der Leiter der Landesstelle für Volkskunde in Freiburg, den von Säckingen hinzugefügt, ein „Bilderbogen aus alter Zeit“. Von Oeschger konnte man erwarten, daß das Buch nach Anlage, Fotografien, Text und Ausstattung überdurchschnittliches Format haben werde. Die Erwartungen werden nicht enttäuscht; der Autor hat der Stadt Säckingen ein Werk geschenkt, das ihr würdig ist. Oeschger ist ein guter Kenner des Hochrheins, er weiß um Geschichte und Brauchtum Bescheid. Deshalb ist der Text, den er den 89 Fotos aus der Zeit zwischen 1860 und 1930 beigelegt hat, diesen alten, z. T. bisher unveröffentlichten Bildern, adäquat. Lokalhistorisch bedeutsame Epochen der Bäderstadt finden ihre Dokumentation, die Entwicklung des Bades, des Handwerks, der Industrie, der Einzug der Neuzeit um den liebenswerten alten Stadtkern und das Kultur- und Vereinsleben u. v. m. werden in Wort und Bild geschildert. Es entsteht so wirklich ein Bilderbogen aus vergangener Zeit, den der Liebhaber der Stadt mit steigender Spannung liest und betrachtet. Und wenn er den vorzüglichen Band zur Seite legt, geschieht dies mit dem Gefühl, auf didaktisch gute Weise belehrt und bereichert zu sein. Nur wer die Vergangenheit recht begreift, kann der Gegenwart richtig leben.

L. Vögely

Schneider, Hugo, Hrsg., Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Sonderveröffentlichung des Historischen Vereins für Mittelbaden, 64. Jahresband 1984, 520 S., Verlag Morstadt, Kehl

Man kann dem Historischen Verein für Mittelbaden nur dazu gratulieren, daß er dieses Werk nach 50 Jahren wieder neu herausgebracht hat. Dieser

schöne und stattliche Band, reich bebildert und hervorragend aufgemacht, enthält alles, was bis heute von den Burgen und Schlössern Mittelbadens erforscht ist. Auf 520 Seiten wird alles berücksichtigt, was für den Heimatforscher von Wichtigkeit ist und außerdem jeden Freund dieser ehrwürdigen Zeugen unserer Geschichte interessiert. Dem Leser wird bewußt, was an Burgen und Schlössern im Laufe der Jahrhunderte verschwunden ist, aber auch, was davon noch vorhanden und unserer Pflege anvertraut ist. Hier ist aktive Denkmalpflege gefragt. Namhafte Autoren machen durch ihre Beiträge den Band zu einer wahren Fundgrube für jeden Heimatfreund. Daß dabei auch für Mittelbaden Werbung im besten Sinne mit anfällt, ist erfreulich. Ein umfangreiches Inhaltsverzeichnis, die Übersichtskarte und die Kennziffern, mit denen die 104 Burgen und Schlösser versehen sind, machen den Gebrauch des Werkes leicht.

L. Vögely

Kurt Klein, Der große Hansjakobweg II. Wanderführer Kinzigtal, Wolfstal und Harmersbachtal. Mit zahlreichen Aufnahmen und Reproduktionen des Verfassers sowie einer Karte von Horst Kölbl. 246 Seiten, 14,80 DM, Verlag Morstadt, Kehl.

Als Anfang Juli 1983 der Hansjakobweg II, der die Täler und Höhen rund um den Brandenkopf für den Wanderer erschloß, eröffnet wurde, war es klar, daß zu diesem reizvollen und abwechslungsreichen Wanderweg auch ein entsprechender Führer verfaßt werden mußte. Soeben ist dieser im Kehler Verlag Morstadt erschienen. Sein Autor ist wieder Kurt Klein, der 1981 auch den Wanderführer für den Hansjakobweg I verfaßte.

Klein, einer der besten Kenner des Hansjakoblandes und Mitinitiator der beiden Hansjakobwege, hat dem 108 Kilometer langen Hansjakobweg II 246 Seiten gewidmet. Er ist damit doppelt so lang wie der Hansjakobweg I. Der „große“ Hansjakobweg, wie er auch genannt wird, führt von Haslach über die Höhen nach Hausach — Gutach — Wolfach hinauf zum „König“ des mittleren Schwarzwaldes, dem Brandenkopf, von dort ins Harmersbachtal und wieder zurück ins eigentliche „Hansjakobland“ nach Bollenbach — Steinach — Hofstetten bis zu den Höhenhäusern und zurück nach Haslach. 70 Hinweisschilder mit Texten und Bildern von Kurt Klein sind als Fixpunkte auf diesem Rundweg aufgestellt. Etwa vier Tage ist man unterwegs, wenn man auf Hansjakobs Spuren den Hansjakobweg II erwandern will.

Das neue Wanderbuch erklärt die Sehenswürdigkeiten entlang des Hansjakobweg II. Durch viele

eingearbeiteten Hansjakobzitate tritt der „echte“ Hansjakob hervor, werden seine „Originalmenschlichen“ lebendig: der „narrische Maler“ Carl Sandhaas, der „kritische Hans“, Theodor der Seifensieder, der „letzte Reichsvogt“, der Vogt auf Mühlstein, der „Postpascha“, der Graf Magga, Lorenz in den Buchen, Martin der Knecht, die „Vef“ vom Fehrenbacher Hof, der Seppel und der Jörgle, der Leutnant von Hasle, Jaköble in der Grub und viele mehr. Grundlage von Kleins Betrachtungen sind die bekannten Volksbücher Hansjakobs: „Aus meiner Jugendzeit“, „Aus meiner Studienzeit“, „Wilde Kirschen“, „Schneeballen“ I und II, „Der Leutnant von Hasle“, „Bauernblut“, „Abendläuten“, „Im Paradies“, „Mein Grab“.

Kurt Kleins neuer Wanderführer ist jedoch mehr als ein bloßes Wanderbuch, es ist ein Heimatbuch des Hansjakoblandes, das die Augen eines jeden Heimatfreundes öffnet für die Schönheiten der Landschaft links und rechts des Weges, aber auch für die wechselvolle Vergangenheit des Kinzigtals und seiner Seitentäler, für die Sitten und das Brauchtum, für die Menschen des mittleren Schwarzwaldes, für die prägende Topographie und Geologie dieser Naturlandschaft.

Kurt Klein beschreibt das Hansjakobland in allen Einzelheiten mit der Liebe zum Verborgenen und Zauberhaften. Halbvergessene Flurnamen und Sagen werden neu entdeckt, die Geheimnisse der Sympathiedoktoren werden durchleuchtet, kurzweilige Anekdoten und Schnurrer Hansjakobscher Prägung werden in gekonnter Fabulierkunst dargeboten. So ist das neue Wanderbuch eine einzige Liebeserklärung an Land und Leute zwischen Kinzig-, Wolf- und Harmersbachtal, ein kleines Schatzkästlein für den heimat- und naturverbundenen Wanderer.

Ein großer Vorzug des Buches: Es ist trotz seines beachtlichen Umfanges handlich, hat einen flexiblen und doch soliden Einband, und es ist unterhaltsam, lehrreich und humorvoll geschrieben. Die über dreißig Abbildungen wurden alle vom Verfasser aufgenommen, zum Teil sind es Reproduktionen von Bildern und Zeichnungen der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann und Curt Liebich. Mit diesem seinem vierten Wanderbuch hat Kurt Klein ein neuartiges Heimatbuch geschaffen, das nicht nur der Wanderer schätzen wird.

M. Hildenbrand

a) **Illustrierte Ortsgeschichte von Ketsch**, Robert Fuchs, erschienen im Selbstverlag in Ketsch am Rhein in der Reihe heimat- und volkskundliche Schriften von Robert Fuchs, reich illustriert.

Dem Verfasser Robert Fuchs, 1924 geboren, Werkmeister, Heimatforscher aus Passion,

schwebt die Gleichwertig- und -gewichtigkeit von Wort und Bild vor, um Heimatgeschichte verständlich und eindringlich interpretierbar für den laienhaften Liebhaber zu machen. Er ordnet den Text seinen gekonnten Illustrationen zu, die sich ihrerseits an der Realität messen. Auf diese Weise entsteht, mit bewunderungswürdigem Fleiß kalligraphisch gut gestaltet, vom Äußeren her eine eigenwillige Ortsgeschichte. Sie lebt nicht zuletzt auch von einer weisen Reduzierung auf die lokal bezogenen historischen Ereignisse, die prägnant herausgearbeitet werden. Diesem Grundkonzept entspricht die Gliederung und damit der Gang durch die Jahrhunderte der Frühgeschichte und der Siedlungsgeschichte der Ortschaft. Ketsch wird relativ spät, erstmals 1150 urkundlich erwähnt als Besitztum der Bischöfe zu Speyer. Der Fronhof wird dem Kloster Maulbronn geschenkt, aber schon 1329 als Hofgut dem Domkapitel Speyer zugeschlagen, insofern grenzte es für Jahrhunderte rechtsrheinisch an die nahen kurpfälzischen Gemeinden, im Osten an Schwetzingen, seinen Schloßpark und an die Sternallee, Grund genug für manche Zwißtigkeit. Der Übergang nach Baden nach dem Reichsdeputationshauptschluß und die verwaltungsmäßige Einbindung an den großherzoglichen Amtsbezirk Schwetzingen entzog solchen Divergenzen die Grundlage. Die Goldwäßer am Rhein, die Rheinfischer, schließlich die Arbeiterwohngemeinde, die Ortserweiterung im bebauten Etter, die ehemalige Bahnverbindung, die Vorgänge bis hin zum ersten Weltkrieg werden übersichtlich beschrieben, wobei aus jedem Satz die Liebe des Verfassers zur angestammten Heimat spricht.

b) Der Enderle von Ketsch, Held einer deutschen Dorf- und Wandersage, von Robert Fuchs erzählt, erschienen im Selbstverlag Robert Fuchs, Ketsch am Rhein, reich illustriert mit Zeichnungen und Nachzeichnungen vom Verfasser, Ketsch 1984.

„Für die Gemeinde Ketsch ist es ihr Enderle, ein sorgender, für eine bessere Zukunft kämpfender und der Obrigkeit mutig entgegentretender Schultheiß, der seinen festen Platz im Gemeindegewand hat. Ihn, und damit Ereignisse der Vergangenheit im Volksbewußtsein wach zu halten, ist Rückblick und Zukunftsmahnung zugleich, weil damit offenkundig wird, daß es jederzeit notwendig war und bleibt, für Recht und Freiheit einzutreten. So gesehen, erfüllt dieses Buch eine bedeutende Aufgabe in unserer Gesellschaft.“ Der Nachfahr im zwar anders gearteten Schultheißentum, der langjährig amtierende Bürgermeister Ferdinand Schmid schreibt diese Zeilen u. a. zum Ge-

leit. Inhaltlich läßt sich das Thema in seiner historischen Dimension und in seiner aktuellen Bedeutung wohl kaum besser umschreiben. Robert Fuchs spürt nun der Sage in ihrer mehrschichtigen Überlieferung, in ihrer zeitlichen und räumlichen, ihrer rein historisch nachweisbaren Dimension, aber auch ihren mystischen Ausdeutungen nach. Der historische Enderle, von 1558—1583 Schultheiß zu Ketsch, jedenfalls wird zum Mittelpunkt der Sage und seines Streitens mit dem Pfalzgrafen und ab 1556—1559 Kurfürst von der Pfalz, Ottheinrich (1502—1559). Dieser Sagenkern spielt um Ketsch und seinen Wäldern, in Schwetzingen, seinem Schloß und dem Hardtwald, aber auch der kurfürstlichen Residenz zu Heidelberg. Daß Joseph Viktor von Scheffel den Sagenstoff zu einem Lied formte, das vertont und bevorzugt von Heidelberger Studenten gesungen wurde, bezieht Robert Fuchs in seine Sagenanalyse ein, selbst der Hinweis auf die Parallelen im Stoff des „Fliegenden Holländers“ fehlen nicht. — Ein interessantes Werk, das Aufmerksamkeit verdient.

Karl Wörn

Volker Himmelein: Burgen und Schlösser im Schwarzwald 164 S., Format 24 × 26,76 meist farbige und großformatige Abb., 58,— DM, DRW-Verlag, Stuttgart 1985

Wenn Prof. Dr. Volker Himmelein, der Direktor des Badischen Landesmuseums, einen Bildband herausgibt, dann darf etwas Besonderes erwartet werden, ganz besonders dann, wenn es sich um Burgen handelt. Burgen sind des Historikers und Kunsthistorikers Himmelein großes privates Interessengebiet, dem er mit Begeisterung seit vielen Jahren nachgeht. Er hat bereits Tausende von Burgen erforscht, und bald wird er sein Ziel, alle Burgen und Burgruinen in Baden-Württemberg zu kennen, erreicht haben. Volker Himmelein hat in vielen Vorträgen Burgen in Wort und Bild lebendig werden lassen. Seine bestechende Eloquenz machen diese Vorträge zu hochinteressanten Erlebnissen. Von diesen Tatsachen ausgehend, nimmt man den Band „Burgen und Schlösser im Schwarzwald“ mit bestimmten Erwartungen zur Hand aber auch mit leiser Besorgnis, ob diese erfüllt werden. Diese Besorgnisse werden ebenso rasch zerstreut, wie die in den Band gesetzten Erwartungen erfüllt werden. Der glänzende Redner erweist sich als ein ebensolcher Autor. So erhält dieser Bildband zwei tragende Säulen. Eine ist das hervorragende Bildmaterial, das zeigt, was Photographie und Reproduktionstechnik heute zu leisten vermögen. Zum anderen ist dies der Text, mit dem der Direktor des Landesmuseums seinem Ruf

gerecht wird. Oft werden Bildbände nur betrachtet, hier liest man den Text, weil er, auf wissenschaftlicher Grundlage verfaßt, dem Leser ein sehr anschauliches Bild der Besiedlungsgeschichte und der einst Geschichte machenden politischen und herrschaftlichen Kräfte vermittelt. So wird wirklich „Geschichte als lebendige Gegenwart“ (Prospekt) in den eindrucksvollen Burgen und in den Schlössern erlebt. Vorgestellt werden: Albeck, Altenburg/Berneck, Alt- und Neuwindeck, Baden-Baden, Badenweiler, Beuggen, Bonndorf, Donaueschingen, Ebersteinburg, Ebnet, Falkenstein, Glatt, Herrenzimmern, Hirsau, Hochburg, Hohengeroldseck, Hornberg, Inzlingen, Kastelburg/Waldkirch, Kinzigtaler Burgen, Küssaburg, Landeck, Lichtenegg, Liebenzell, Neuenbürg Nippenburg, Ofterdingen, Ortenburg, Rötteln, Roggenbacher Schlösser, Säckingen, Sausenburg, Schauenburg, Schenkenburg, Schramberg, Tiengen, Waldau, Waldeck, Wielandingen, Windeck, Wutachtaler Burgen, Zähringen und Zavelstein. Die Benützung des Bandes erleichtern der Wegweiser zu den Burgen und Schlössern — gerne hätte man dem Buch eine geographische Karte gewünscht — das Sachwort- und Namensverzeichnis und die wertvollen Literaturhinweise. L. Vögely

Kurt Gayer: Kleinod Oberschwaben 136 S. mit 80 Farbbildern, Format 24 x 26, DM 58,—, DRW-Verlag, Stuttgart 1985

Als zweite Neuerscheinung brachte der DRW-Verlag den Bildband von Kurt Gayer, dem Verfasser der Alemannen-Saga, „Kleinod Oberschwaben“ heraus. Welch eine Landschaft hat dieser Bildband zum Thema! Man kann ins Schwärmen geraten, denn es ist wirklich so, daß Gayer schildert „all die Wunder, die den Besucher Oberschwabens an jeder Wegbiegung erwartet: barocke Pracht die Fülle, die Pastorale der Landschaft und die herzwarne Lebensfreude seiner Bewohner.“ (Prospekt) Gayer gelingt es, zusammen mit den hervorragenden Photographien, eine in ihrer Art einmalige Kulturlandschaft zu schildern. Das Lesen und Betrachten auch dieses Bandes bereitet einen ästhetischen Genuß. L. Vögely

II. Biographie

Ebeling, Hermann, Der Freiherr von Drais, 132 S., 70 Abb., farbiger Festband, 34,80 DM, Verlag Braun, Karlsruhe, 1985

Zum 200. Geburtstag des „verrückten Barons“ brachte der Braun-Verlag, Karlsruhe, die Lebens-

geschichte des Karl von Drais heraus, ein Erfindungsschicksal im Biedermeier, wie es im Untertitel heißt. Der Autor Hermann Ebeling hat sich der Aufgabe unterzogen, eine Biographie zu schreiben, die dem Leben und den Erfindungen des Freiherrn gerecht wird. An eine solche Aufgabe hat sich Ebeling als erster gewagt, denn was bisher über Drais vorlag waren Aufsätze und zwei kleinere Broschüren, die vor der Jahrhundertwende erschienen waren. Die Schwierigkeiten für den Verfasser lagen einmal darin, daß — und das klingt unwahrscheinlich — die verlässlichen Berichte über Drais verhältnismäßig spärlich sind: „Sein Nachlaß ist verschollen, es sind fast keine privaten Briefe von ihm bekannt, seine Erfindungen, mit Ausnahme des Laufrades, sind verschwunden, die Familie der Freiherren Drais von Sauerbronn ist ausgestorben.“ (Vorwort) Eine schwierige Situation, die viele und lange Studien in den Archiven und Nachforschungen an den Lebensstationen des Erfinders notwendig machten. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist eine hervorragende Arbeit, die alles übertrifft, was bisher über Drais publiziert wurde.

Was den Leser beeindruckt, ist die Schilderung, wie der dem Fortschritt verhaftete Drais langsam zur Karikatur wird, zum „Don Quichotte auf dem Fahrrad“. Zum andern aber wird deutlich, daß dieser Karl von Drais kein komischer Mensch mit vielen kuriosen Einfällen war, der in seinem Beruf nicht Fuß fassen konnte und dessen Erfindungen ihm nichts einbrachten, sondern ein Mann, dessen Leben voll Tragik war. Ein tragisches Leben also wird enthüllt, das Leben eines Mannes, dessen mächtiger Vater und die Zugehörigkeit zu einem alten Adelsgeschlecht mit allen seinen Vorteilen nichts nützten, das Leben eines Mannes, der an der Zeit und an sich selbst scheiterte. Das ausgezeichnet geschriebene Buch, vorbildlich vom Verlag ausgestattet, füllt eine wirkliche Lücke aus, ein schönes Geschenk für den Freiherrn von Drais zu seinem 200. Geburtstag.

L. Vögely

III. Kunst

P. M. Peter Meyer. Aufsätze. 1921—1974. Herausgegeben von Hans Jakob Wörner. Zürich 1984. Verlags-AG der akademischen technischen Vereine. Preis: Sfr. 48,60 zuzüglich Porto.

Eine wertvolle Aufsatz-Sammlung. Neues Buch von Hans Jakob Wörner: Aufsätze des bekannten Schweizer Architekturkritikers und Kunsthistorikers Peter Meyer gesammelt und herausgegeben.

Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Dr. H. J. Wörner, Neuenburg, macht — nachdem er schon mit zahlreichen Veröffentlichungen hervorgetreten ist — soeben durch die Herausgabe eines neuen Buches in der Fachwelt und unter Bücherfreunden von sich reden. Wörners neues Buch heißt „P. M. Peter Meyer. Aufsätze 1921—1974“ und ist in der Verlags-AG der akademischen technischen Vereine Zürich erschienen und kann dort sowie durch den Buchhandel bezogen werden.

Peter Meyer (1894—1984) gehört zu den bedeutendsten neueren Schweizer Kunsthistorikern. 1894 als Sproß der alten Basler Patrizierfamilien Meyer zum Pfeil und Merian, als Sohn des Kunstmalers Carl Theodor Meyer (genannt Meyer-Basel) in München geboren, wuchs er in der bayerischen Hauptstadt auf und erfuhr an der dortigen Technischen Hochschule, bei Theodor Fischer, die Ausbildung zum Architekten. Die unbelastete Jugend in dem damals als „Hauptstadt des guten Geschmacks“ bewunderten München erfuhr einen ersten Bruch als ein großer Teil seiner Kommilitonen zum Ersten Weltkrieg eingezogen wurden und viele von ihnen fielen: für den Schweizer ein kaum faßbarer Vorgang. Zur Ableistung des Schweizer Militärdienstes, aber auch deshalb, weil der deutsche Zusammenbruch und die Revolution in München einem jungen Architekten kaum eine Möglichkeit zum Lebensunterhalt bot, kehrte Peter Meyer nach dem Ersten Weltkrieg in die Schweiz zurück, wobei er aber der kulturreichen Münchner Umgebung seiner Jugendzeit und überhaupt dem bayerischen Wesen zeitlebens verbunden blieb.

In der Schweiz arbeitete Peter Meyer zunächst als angestellter Architekt in einem Architekturbüro bei Zürich, dann aber „kam ich immer mehr ins Literarische“. Womit bescheiden umschrieben wird, daß Peter Meyer einer der profiliertesten Architekturkritiker seiner Zeit wurde: ebenso auf der einen Seite hoch geschätzt wie auf der anderen Seite erbittert bekämpft. Von der Architekturkritik kam er dann mehr und mehr zur eigentlichen Kunstwissenschaft, bis er schließlich als Lehrender an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und an der Universität Zürich seinen Platz fand. Ein in der Tat höchst ungewöhnlicher Entwicklungsgang.

Hans Jakob Wörner hat in dem genannten Buch über 50 verstreut in Zeitschriften und Einzelpublikationen zwischen 1921 und 1974 erschienene Aufsätze Peter Meyers gesammelt, ausgewählt und — versehen mit Vorwort und einem gründlich analysierenden einleitenden Teil „zu Person und Oeuvre“ — als Herausgeber betreut. Peter Meyers Würdigung durch Wörner zeugt nicht nur von großer Einfühlbarkeit, sondern auch von naher

Kenntnis des Dargestellten. Man erkennt bald, daß hier der Lehrer vom Schüler porträtiert, daß es hier auch um die Dankbarkeit gegenüber geistiger Vaterschaft, um ein Dokument der Freundschaft geht. Nur aus jahrelanger naher Verbindung heraus konnte eine solche Darstellung geschrieben werden.

Unter den gesammelten Aufsätzen (zwischen 1921 und 1974) findet sich neben Beherzigenswertem, Amüsantem auch Stoff, der als sensationell anzusehen ist. So etwa, wenn zu einer Zeit, die der eigentliche Tiefpunkt in der Wertschätzung der Architektur des 19. Jahrhunderts war, von den „unbestreitbaren Verdiensten“ der Neu-Renaissance oder des Jugendstils geschrieben wird. Hier wurden Gesetzmäßigkeiten erkannt, lange, sehr lange bevor sie Allgemeingut wurden.

Daß Bauwerke des 19. Jahrhunderts, insbesondere aus dessen zweiter Hälfte, d. h. Neugotik, Neoromantik, „Stilwiederholungen“ als interessante und meist erhaltenswürdige Dokumente ihrer Zeit angesehen, ja als Kunstwerke anerkannt werden, ist heute ganz selbstverständlich. Dies alles ist jedoch viel weniger selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß noch vor relativ kurzer Zeit, noch in den 1960er Jahren, solche Bauwerke nicht nur als künstlerisch wertlos, sondern sogar als „Kitsch“, d. h. als moralisch bedenklich und daher als beseitigungswürdig angesehen wurden.

„Daraus wurde . . . ein virulentes, oft schon fanatisches Kultur-Querulamentum, erfüllt von den besten Absichten, das sich neben anderem berufen fühlte, den ‚Kitsch‘ auszurotten. In keiner anderen Sprache als der deutschen gibt es einen entsprechenden Begriff: ‚Kitsch‘ ist unübersetzbar. ‚Mauvais goût‘, ‚bad taste‘ mit dem man es übersetzen muß, ist etwas anderes, harmloseres, das man nicht bekämpft, sondern belächelt; im Kitsch dagegen ist der schlechte Geschmack dämonisiert, die Abwesenheit von Geschmack ist gewissermaßen personifiziert . . . ein völkerpsychologisches Problem ersten Ranges, wieso die Künste sich einzig im Bereich der deutschen Sprache aus dem allgemeinen Kulturkörper dermaßen auspolarisieren konnten . . .“

In diesen seinen Schriften, überhaupt in seinem Oeuvre erweist sich Peter Meyer als ein Humanist im besten Sinne, Humanist allein schon darin, daß ihm das klassische Griechenland nicht nur in seinem künstlerischen Schaffen, sondern auch in seiner Denk- und Bewußtseinsstruktur entscheidende Basis und unbedingt verpflichtender Maßstab bleibt: völlig unbeeindruckt dadurch, daß sich die verschiedensten Kräfte, vom marxistischen Materialismus über den Blut- und Bodenkult bis zu einem oberflächlichen Modernismus (der nur dem Naiven als angeblich weltanschaulich neutral vor-

gemacht werden kann) große Mühe gaben und noch heute geben, diesen klassischen Maßstab als überholt, als nicht mehr in unsere moderne Zeit passend abzutun und auf verschiedenste Weise zu verhöhnen.

Ein größerer Teil der Aufsätze befaßt sich mit dem Problem „moderne Architektur und Tradition“; hier wird mit großer Überzeugungskraft deutlich gemacht, daß auch und gerade die besten Leistungen der Gegenwart nicht möglich sind ohne eine intensive Auseinandersetzung mit der „Tradition“, d.h. mit der Vergangenheit im weitesten Sinne. Eine Neu-Schöpfung aus dem Nichts gibt es nicht, keine wirkliche Leistung irgend einer Zeit (auch der modernen) ist möglich ohne die — schmerzliche — Auseinandersetzung mit allem schon Dage-wesenen.

In Peter Meyers Aufsätzen kommt mehr als einmal zum Ausdruck, daß er als überzeugter Protestant aus einer tief christlichen Prägung die Grundprobleme der Architektur sieht. Auf dieser Grundlage wird verständlich seine Verteidigung von Eigenheiten und Zusammenhängen, welche dem protestantischen Kunstverständnis nicht gerade nahe-liegen: in einem seiner letzten Aufsätze tritt er ein für die Erhaltung von (in der Tat vielerorts sehr gefährdeten) Lourdes-Grotten als durchaus ernst-zunehmenden Zeugnissen einer lebendigen Volksfrömmigkeit, die es in Schutz zu nehmen gilt vor rechthaberischem Geschmäclertum, das uns vorschreiben will, daß wir solche Werke als „Dokumente des Ungeschmacks und einer süßlich verkitschten Religiosität“ nur mit tiefer Verachtung ablehnen dürfen.

Die vorliegende, von Hans Jakob Wörner heraus-gegebene Aufsatzsammlung ist nicht nur äußerst inhaltsreich, amüsant zu lesen, sondern beinhaltet auch hinsichtlich treffender Formulierung, die einer gewissen Polemik nicht entbehrt, manchen „Hammer“ von höchst aktueller Thematik. Man kann Wörner zu diesem seinen neuen Buch nur beglückwünschen und dem Werk eine gute Ver-breitung wünschen.

Gustav Hiener

IV. Lyrik

Wege nach Franken. Gedichte von Hans Dieter Schmidt; Frankonia, Tauberbischofsheim

Es gibt der Wege nach Franken gar mehrere, zu Straße, Schiene, zu Wasser und per Hubschrauber auch zu Luft. Doch von solchen Wegen ist in diesem Büchlein von 152 Seiten nicht die Rede. Es kommt dem Autor auf den geistigen Pfad an, auf dem er seine Freunde und Frankenlandbesucher

empfangen will, um ihnen dieses reizvolle Land mit tiefgeprägten und warmempfundenen Begrü-ßungsworten vorzustellen.

Aber auch das ist schon fast zu plastisch gespro-chen, zu vordergründig. Wer „HaDe-eS“, so das landesübliche Abkürzel des Autors, kennt, wer von seinem dichterischen Wirken weiß, der hat sofort auch den Schlüssel zum Zugang dieser Gedichte gefunden. Als Offerte an alle, doch insgeheim für die Begleiterin auf vielen Wegen durch Franken, lautet die Einladung: Komm, ich schreib dir ein paar Zeilen auf, damit wir leben können im Ge-häuse der Sprache.

Aus den paar Zeilen wurden letztendlich nahezu 100 Gedichte in 9 zusammenfassenden Kapiteln, das Lebenkönnen spielt sich in den Räumen vom Bauland bis zum Taubergrund ab, dem Bauland, wo Hans Dieter Schmidt im Jahre 1930 zu Adels-heim den ersten Blick in die fränkische Lebensum-welt warf, der Main-Tauber-Stadt, Wertheim, wo er seit 1958 am dortigen Traditionsgymnasium als Gymnasialprofessor wirkt. Bleibt nun das Gehäuse der Sprache zu beschreiben, immer kurz und prä-gnant, statisch aufgebaut, offen im Fluß der Rede, keinen Zwang in der Gebundenheit des Reims und immer tiefauslotend, was zur Aussage gestellt werden soll, eingefangen im visuell erfaßten Objektiv einer stets auf das Mitschwingende gerichteten Optik. Es ist, wie es in einem Gedicht so schön heißt, wenn ein Augenblick beschrieben wird, eben der Genuß der Stille und des Verweilens im ge-danklichen Raum; die Frische eines Auges, das sich öffnet und dann alles in sich einsaugt, was später einmal in der Gestalt von Wort und Satz auferstehen soll. Du schreibst es eben auf — und wartest auf Antwort, resümiert der Dichtende. Und was so gesonnen und gesponnen wurde, kunstvoll gefügt wie edles Geschmeide zu einer Kette, das leiht immer wieder die Bestätigung: Es ist so schön, zwischen Fachwerkhäusern zu tun, als wär man daheim. Und sind es auch manchmal nur Träume, die über das Haus fahren und alte Erinnerungen wach werden lassen, oder nur die sanfte Bewegung wie von Geigen gestrichen, ge-gen den Sommer gelehnt, um in den reinen Har-monien Worte zu Tönen werden zu lassen. „Nur in unseren Träumen wird zuweilen das Ende schon sichtbar.“

Es ist zwar nicht immer leicht, sich in ein Poem einzulesen, den Kern herauszuschälen, doch bei längerem Verweilen, vor allem bei der Verknüp-fung mit den sorgsam gestalteten Strichzeichnun-gen werden Sinn und Inhalt offen gelegt und Ge-dicht wie Illustration zu einem bleibenden Augen-bild.

Es ist die Tochter des Autors, Constanze Schmidt, noch Schülerin in der gleichen Lehranstalt, die

hier schon fast wie eine routinierte Zeichnerin die Aussagen des Vaters bildlich vervollkommnet hat. Erstaunlich, wie gut ihr dies gelungen ist, mit wenigen Skizzen, flüchtig hingehauchten Strichen, so viel Atmosphäre im Illustrativen zu schaffen. Ein Talent reift hier heran, von dem man noch hören wird. Jeden Autor aber, dem Constanze Schmidt einmal gleiches in seine Bücher einbringen wird, darf man schon heute beglückwünschen und beneiden, denn durch diese Hintergrundschilderungen mittels Zeichenstift erst erfahren die geschriebenen Worte und Sätze Leben.

So bilden die Wege nach Franken mehr als eine reine Gedichtsammlung des Autors Hans Dieter Schmidt, gemeinsam mit den Zeichnungen seiner Tochter Constanze zeigen sie Zugänge, Entdeckungen, Er-Fahrungen in jenem Land Franken, wo sich beide Künstler als Zeitgenossen verstanden wissen.

Heinz Bischof

Wilhelm Kraft, Im Ring des Lebens, Gedichte, mit 10 Illustrationen nach Zeichnungen von Ransome Stanley und einem Vorwort von **Walter Küchlin**. Gedruckt bei Christian Frenzel, Neuenburg, 1985, 80 S., Festeinband mit Efaünüberzug, DM 19,80

Die vorliegenden Gedichte entstanden am Ende des Zweiten Weltkrieges und in den ersten entbehrungsreichen Jahren danach. Vierzig Jahre lang ließ sie Wilhelm Kraft in der Schublade liegen, doch die wenigen Freunde und Bekannten, die sie zu Gesicht bekamen, drängten ihn, sie zu veröffentlichen.

Rechtzeitig zu seinem 85. Geburtstag (8. August) liegen sie nun in einem stattlichen Bändchen vor. Es sind Hochdeutsche Gedichte aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, Mahner und Rufer zu mehr Menschlichkeit, Perlen sprachlicher Gestaltung von bleibendem Wert. Themen von allgemeinschmerzlicher Bedeutung werden angesprochen: Irren und Schuld, Trost und Hoffnung, Kommen und Gehen, des Lebens Auf und Ab. Oft bleibt der Grundton ernst, ja melancholisch. Aber ist das ein Wunder, wenn von Krieg und Entbehrung die Rede ist? In Wilhelm Krafts Kriegserlebnis wird die „Junge Tote“ zum Mahnmal. In der Blüte ihres Lebens hinweggerafft, klagt sie doppelt an.

Sinnlosigkeit und Grauen des Krieges werden in ihrem Schicksal offenkundig.

Heute, vierzig Jahre danach, gehen Menschen auf die Straße, eine große Zahl unter ihnen sind Frauen, Mütter mit ihren Kindern. Sie warnen vor den Schrecken des Krieges und fordern einen Rüstungsstopp. Auch bei Wilhelm Kraft sind es die Mütter, „deren unsichtbarer Mantel von Gnade gegen Krieg und Zerstörung ausgebreitet wird“.

Die Ohnmacht jener Jahre tritt uns anschaulich vor Augen, wenn es heißt: „Wir glauben all' zu tun und werden doch getan. Wohin du greifst, nur Wahn und Wahn und Wahn!“ („Verzweiflung“). Wenn Wilhelm Kraft in seinem Gedicht „Nacht, o Nacht!“ fleht: „Laß deinen Segen tauen auf die wirre Welt hinieden“, sind wir da nicht zugleich auch in unsere Gegenwart versetzt?

Vor seinem geistigen Auge sieht er Maschinenmenschen, Spukgestalten, Menschen, die sich wie Hyänen geben und bittet inniglich: „Schenk deinen Menschen wieder menschliches Gesicht!“

Das totale Chaos jener fernen Tage hat auch seelische Wunden geschlagen. Für die leidversehrten Seelen, die Ausweglosigkeit der Überlebenden, denen der Boden unter den Füßen weggezogen schien, findet der Autor in seinem Gedicht „Dieses Fallen in den Tag“ erschütternde Worte. Doch auch für ihn gibt es ein „Licht im Dickicht dieser kranken Zeit“. Das Leben geht weiter. Kinder spenden Trost, auch die Natur. Nach der Not und dem Leid des Winters weckt der Finkenschlag Hoffnung.

Aber noch einmal stimmt er die Melodie auf moll in seinem „Vogel Herzeleid“, der blutrot im Hekendorn sitzt. Dann ist es geschafft. Hoffnung und Lebensmut keimen erneut. „Aus Trümmern, Tränen, Leid wird Mensch und Werk und Zeit in Schmerzen neu geboren.“ Auch beim „Vorfrühlingswunder“ heißt es ohne Wenn und Aber: „Will einer in die Zukunft bauen, muß er der Gegenwart vertrauen!“. Ähnlich verheißungsvoll ertönt es im Gedicht „Quellwasser“, das voller Symbolgehalt ist und das eigene tiefe Erleben spiegelt. Im Sinken wird es geläutert, aus der Nacht tritt es ans Licht, neues Leben spendend.

Bereits im „Hochsommer“ klingt für Wilhelm Kraft „von fern her schon ein leiser Sensenton“. Damit ist das Schlußthema aufgegriffen, das Abschiednehmen. Drei Dinge wünscht er sich als Abschiedsgruß: Apfel, Brot und ein Krüglein kühlen Wein.

In den Versen, die diesem Gedichtbändchen den Titel gaben, faßt er den Sinn der Schöpfung und das Ziel zusammen. Pflanze, Tier und Mensch schließen sich zum Ring des Lebens. Geschöpfe aus der Hand des Schöpfers, sie alle sind endlich. Das weiß Wilhelm Kraft, der sensible Philosoph und gütige Erzieher und so schließt er in dem Gedicht „Stiller Abschied“ mit den Worten: „Es bleibt nicht Schrift noch Namen, der Stein zerfällt. So sprech' ich leise ‚Amen‘ und laß die Welt.“

Beim Durchblättern des geschmackvoll und solide ausgestatteten Gedichtbandes stoßen wir auf die zehn Illustrationen von Ransome Stanley, einem Enkel des Autors. Er ließ sich von einzelnen Gedichten seines Großvaters inspirieren, tauchte tief

in ihren Wesenskern ein und überhöhte das Gesagte im Bild. Dazu brachte er gute Voraussetzungen mit. 1953 in London geboren und in Grenzach aufgewachsen, studierte er in Basel und Stuttgart Kunst und lebt heute als freischaffender Künstler in München. Zahlreiche Ausstellungen und beachtliche Aufträge haben auf den jungen Künstler inzwischen aufmerksam gemacht.

Es darf lobend hervorgehoben werden, wie gut es gelungen ist, die auf feinsten Nuancen aufbauenden Bleistiftzeichnungen im Lithodruck wiederzugeben.

Der Gedichtband „Im Ring des Lebens“ ist ein gelungenes Werk. Wann schon kommt es vor, daß der Enkel seinem Großvater einen Gedichtband so adäquat illustrieren kann. Es wird seine Freunde finden.

Walter Küchlin

V. Mundart

Die Mundarten im früheren Amtsbezirk Schwetzingen, dargestellt in „Schbrooch und Schbrisch“ von Karl Frei, Altbürgermeister zu Oftersheim, mit über 50 Illustrationen und einer Kartenbeigabe. K. F. Schimper-Verlag, Schwetzingen 1984, 192 Seiten.

Der Autor Karl Frei hat nach seinen beiden heimatkundlichen Büchern „Ofdascha Schbrooch un Gschischde“ und „Alt-Oftersheim im Bild“ erneut seine Kurpfälzer Heimatfreunde überrascht. Mit dem Buch „Schbrooch und Schbrisch“, das erst im Untertitel den eigentlichen Inhalt näher umgreift, nämlich die Darstellung der Mundarten im Gebiet des früheren Amtsbezirks Schwetzingen, wobei zweifellos die Ausformungen der pfälzischen Mundart in dem engeren Raum gemeint sind. Die von einer starken Mitarbeitergruppe zusammengetragenen Beispiele entstammen regional nachfolgenden Ortschaften: Altlußheim, Brühl, Edingen-Neckarhausen, Hockenheim, Ketsch, Neulußheim, Oftersheim, Plankstadt, Reilingen und Schwetzingen. Trotz des relativ schmalen Bereichs sind ortstypische Ausdrücke als Einzelwort, als Redensart, als Sprichwort, Reim oder Kinderlied, ja auch als Schimpfwort oder Neckerei gutmütigen Charakters untersucht, tabellarisch erfaßt und in der jeweils charakteristischen Klangfärbung wiedergegeben, in Melodie und Betonung beschrieben worden. Lautunterschiede und Veränderungen der Lautierung werden untersucht und um der Gründlichkeit willen vor Ort bei den lebensalten Ansässigen im richtigen Kolorit erkundet. Auf diese Weise entstand in einem Jahrfünft zunächst

eine respektable Sammlung, die man an der regional — besser ortstypischen Sprechweise und dem ortstypischen Inhalt maß und fixierte. Karl Frei und seine Mitarbeiter erheben nicht den Anspruch der exakten wissenschaftlichen Durchdringung der Mundart, das bedeutet aber nicht, daß zur Vorbereitung der umfänglichen Arbeit nicht auch wissenschaftliche Werke zu Rate gezogen wurden, die in dem mitgegebenen Literaturverzeichnis aufgeführt sind. Als wissenschaftlicher Berater fungierte Dr. phil. Paul Waibel, Ost. a. D., Karlsruhe. Mit dem stärkeren Gefühl der Heimatverbundenheit, das in den letzten Jahren wieder spürbar wird, hat sich auch die Mundart in gleicher Weise gefestigt; sie ist im ländlichen Raum die Sprache der täglichen Kommunikation und ihr Gebrauch im stadtnahen und im städtischen Bereich gilt bei weitem nicht mehr als unfein oder als ungebildet. Die wieder auflebende mundartliche Dichtung, die gerade im pfälzischen Gebiet häufigen Lesungen und Vorträge, aber auch die doch in den letzten Jahren sich mehrenden Publikationen lassen auch ein natürliches Verlangen danach schließen, dem selbst heutzutage die akustischen Medien Rechnung tragen. So gesehen, kann man an dem gut ausgestatteten und übersichtlich gegliederten Buch seine reine Freude haben, nur man sollte es nicht im Bücherschrank abstellen, sondern recht oft zu Rate ziehen; denn dies war letztlich auch die Absicht der Förderung des Werkes durch das Landratsamt des Rhein-Neckar-Kreises und durch die Bürgermeisterämter der oben genannten Gemeinden, der Bezirkssparkassen Schwetzingen und Hockenheim sowie die Volksbanken im ehemaligen Bezirk Schwetzingen. „In Mundaod schreiwede des isch sou oofach nadd, wii du des denksch...“ dies sagt Karl Frei, und der muß es wissen, da er mit „Schbrooch und Schbrisch“ seinen Lesern Freude machen will.

Karl Wörn

VI. Kleiner alemannischer BÜCHERTISCH

1. Georg Thürer: Froh un fry, Schweizerdeutsche Gedichte, 196 S., 10 Abb., Ganzleinen, 24,80 DM, Morstadt-Verlag Kehl, 1985 (Bd. 1, Schweiz, der Reihe „Neue alemannische Mundartdichtung“)

Es ist ein Verdienst des Morstadt-Verlages, daß erstmals ein Schweizer Mundart-Gedichtband in Deutschland veröffentlicht wurde. Und es ist beinahe selbstverständlich, daß bei der Suche nach einem Dichter Georg Thürer erwähnt wurde. Mit ihm kommt ein Altmeister der Mundartlyrik zu Wort und darüber hinaus der gute Ekkhart aller völkerverbindenden Heimatarbeit im alemannischen Sprachraum. Das vorgelegte Buch wird mit

einem Vorwort von R. Matzen und einem Aufsatz von Prof. Paul Zinsli (Universität Bern) über Georg Thüriers Mundartlyrik hilfreich eingeleitet. Im umfangreichen Schaffen Thüriers, auf das an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann, nimmt die Mundartlyrik einen dominanten Teil ein. Wie zwangsläufig alle Mundartdichter des alemannischen Sprachraumes unterliegt auch Thürer dem Einfluß J. P. Hebels, dem er in Gedicht, Schriften und Vorträgen allezeit gehuldet hat. Er spricht vom „Meischter Hebel“ und dessen Meisterschaft, das Vorbild, von dem alle profitieren. Aber trotzdem hat Thürer — und das ist besonders kennzeichnend — sich von Hebels Einfluß frei gemacht, einen eigenen Ausdruck gefunden und hat sein Schaffen in und zu seiner persönlichen Eigenart weiterentwickelt. Dazu gehören Kraft, Können, Eigenständigkeit; die starke Persönlichkeit Thüriers besitzt alle diese Eigenschaften. Mit der Glarner Mundart ist ein neuer Klang in die Dichtung gekommen. Mundart ist für Thürer Volkssprache, „es ist die Rede, durch die man sich im Alltag bei Arbeit und Feier zusammenfindet und zu verstehen sucht“ (Zinsli). Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß viele Gedichte Thüriers volksliedhaft sind, über hundert auch tatsächlich vertont wurden und nicht wenige zu Volksliedern geworden sind. Man kann einem Dichter kein höheres Lob spenden und darf feststellen, daß der Liederdichter Thürer einen festen Platz auf dem Parnas der Mundartdichtung einnimmt. Betrachtete man Thüriers Mundartlyrik aber lediglich als Ausdruck ländlicher Idylle, als Ausfluß moderner Nostalgie, so würde man ihr in keinem Falle gerecht. Sie reicht weit darüber hinaus und leuchtet in alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens. Und das verleiht ihr zusätzlich einen bleibenden Wert. Im Anhang erhält der Leser weitere Auskünfte über den Dialekt des Glarner Mittellandes (R. Trüb), findet eine nützliche Lauttabelle und ein Glossar, das tabellarische Leben und Wirken Thüriers sowie ein erstaunlich großes Werkverzeichnis, und auch der Zeichner Tommamichel, der das schöne Buch illustriert hat, wird vorgestellt.

2. Ulf Diederichs und Christa Hinse: Alemannische Sagen. Heimelige und unheimliche Geschichten aus Baden, Vorarlberg, der Schweiz und dem Elsaß, 320 S., 130 Kupfer- und Holzstiche, Köln (Diederichs), 1984, 32,— DM

Das ist das erste Alemannenbuch, das die gesamte Region umfaßt in Sage und Brauch, Historie, Mundart oder Kalendergeschichte. Es führt mitten hinein in das Land Grimmelshausens, Johann Peter Hebels und René Schickeles, in die „Herzland-schaft Europas“. Das Gemeinsame der Region

kommt zum Ausdruck in dreihundert Texten der großen alemannischen Dichter und im reichen Sagen- und Geschichtenschatz.

3. Kurt Gayer: Die Alemannen-Saga. Ein Volk, kein Reich und hundert Herren, 232 S., 17 Abb. und Dokumente, Ganzleinen, 34,— DM, Morstadt-Verlag, Kehl, 1985

Der bekannte Autor Kurt Gayer greift mit seiner „Alemannen-Saga“ in die Diskussion um die Alemannen in besonderer Art und Weise ein: fesselnd, anschaulich, in kräftiger, oft überraschender Sprache. Er schrieb, wenn man so will, die dramatische Chronik dieses Volksgemisches, und der Untertitel „Ein Volk, kein Reich und 100 Herren“ klingt aufreizend und ist gleichzeitig programmatisch. Gayer bietet eine Menge Details in gekonnter Weise dar und reißt so den Leser mit, der in vier historischen Kapiteln vom Aufbruch der Alemannen zu den Staufern geführt wird, denen Gayers größtes Interesse gilt, waren sie doch ein alemannisches Geschlecht von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Den Alemannen, niedergelassen im Elsaß, in der Schweiz, im Fürstentum Liechtenstein, im Vorarlberg und schließlich in Baden-Württemberg gelten weitere fünf Kapitel, welche Geschichte, Brauchtum und die Probleme der Gegenwart beinhalten. Die Summe zieht der Autor in den Schlußkapiteln. Das moderne Interesse am Alemannischen wird beleuchtet, J. P. Hebel als Wegbereiter der Mundart gewürdigt, und beendet wird das Buch mit dem Kapitel „Die Alemannen-Internationale. Eine Fehlanzeige.“ Der Untertitel wird bestätigt trotz 1500 Jahre Anwesenheit der Alemannen in den heutigen Wohngebieten.

Es ist zu begrüßen, daß im Amtsblatt des Ministeriums für Kultus und Sport (5/1985) auf Gayers Buch hingewiesen wird. Ganz gewiß ist es ein Bei-

Antiquariatskatalog Nr. 122

Geschichte und Landeskunde

Antiquariat R. KUBALLE, Abt. 50

D-4500 Osnabrück · Postfach 2663

Kostenlose Zusendung auf Anfrage

Wir sind stets am Ankauf ganzer
Bibliotheken interessiert.

trag zur Landeskunde und Landesgeschichte, nicht trocken, sondern mit gekonnter und teils spitzer und sich an die historischen Tatsachen haltenden Feder den Spuren der Alemannen folgend, welche diese in der Geschichte hinterlassen haben.

4. Reihe „Heimat im Bild“, jeder Band 48 S. und ca. 50, teils farbige Illustrationen, DM 19,80, Schönbergverlag Freiburg, 1985

Alle 50 Gemeinden des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald werden in diese Reihe „Heimat im Bild“ vorgestellt. Namhafte Autoren (Ingeborg Hecht, Karl Kurrus, Markus Donner, Gerda Weiß usw.) wirken bei diesem einmaligen Unternehmen mit und übernehmen die Führung bei den Streifzügen durch Geschichte und Gegenwart der Gemeinden. So entsteht mit der Zeit eine echte Landkreis-Bibliothek in anspruchsvoller Ausstattung. Ein bemerkenswert gutes Bildmaterial ergänzt die lebendig geschriebenen Texte wirkungsvoll. Alle diese Gemeinden haben ihr eigenes Gesicht, geformt in langen Zeiten. Jede hat ihr eigenes Schicksal, das sich in der Gegenwart widerspiegelt. Und jede hat ihr eigenes kulturelles Leben und Brauchtum. Dies alles wird in Kürze geschildert, 48 Seiten, die Bilder inbegriffen, lassen nicht sehr viel Raum. Aber gerade in der Kürze, in der trefenden Zusammenfassung liegt der Reiz. Der Leser legt die schönen Bände orientiert und motiviert aus der Hand. Bis Ende 1985 werden zehn Bände erschienen sein: Staufen — St. Märgen — Sulzburg — Heitersheim — Vogtsburg — Ehrenkirchen — Kirchzarten — Münstertal — Neuenburg — Müllheim.

5. Lucian Reich: a) Hieronymus, Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald, 1853, Neudruck 1958, Rombach, Freiburg. b) Die Insel Mainau und der badische Bodensee, 1856, Nachdruck 1980, Verlag Harenberg, Dortmund. c) Wanderblüten, aus dem Gedenkbuche eines Malers, 1855, Nachdruck 1981, Kehrer-Verlag, Freiburg

Der Leser wird auf diese Werke Lucian Reichs nachdrücklich aufmerksam gemacht. Er hat in diesen drei Bänden dessen Hauptwerke vor sich, dieses um seine Schwarzwaldheimat so verdienten und bei Lebzeiten so verkannten Mannes, der als Zeichenlehrer in Rastatt tätig war, nicht einmal die Rechte eines Reallehrers verliehen bekam und mit einem monatlichen Ruhegehalt von 71 Mark und 50 Pfennigen verarmt starb.

6. Dorothea Werner: Wie daheim gekocht, 196 S., 40 Abb., DM 24,80, Rombach-Verlag Freiburg

Noch ein Kochbuch zu den vielen, die in letzter Zeit Küche und Keller mit heimischen Rezepten versorgen? Gewiß, aber hier wird ein interessanter „alemannischer Küchenzettel“ vorgelegt, ein Buch mit 150 klassischen Kochrezepten aus dem Alemannischen. Klassische Rezepte, das bedeutet Bewährtes, Spezifisches, eben auf „Alemannien“ zugeschnitten. Es bedeutet in diesem Falle aber auch, daß in dem wohlaufgemachten und übersichtlichen Buch Rezepte wieder ans Tageslicht gehoben wurden, die der heutigen Hausfrau vielleicht ferne liegen, einst aber von der Urgroßmutter gekocht wurden. Sie wiederentdeckt zu haben, ist das Verdienst der Autorin. Sie verhilft damit ihrem Kochbuch zu einem besonderen Reiz.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Peter Assion
Philipps-Universität Marburg,
Bahnhofstr. 5 a, 3500 Marburg

Gym. Prof. Helmut Brosch
Prof.-Dr.-Albert-Str. 10, 6967 Buchen

Josef Dewald, Chefredakteur
Moltkestr. 5 a, 7500 Karlsruhe

Hermann Erbacher
Koblenzer Str. 5, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Karl Foldenauer
Reinhold-Schneider-Str. 104,
7500 Karlsruhe

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Franz Hilger
Krozinger Str. 27, 7801 Pfaffenweiler

Prof. Dr. Franz Hirtler
Konstanzer Str. 33 b, 7753 Allensbach

Klaus Hörter
Aufbaugymnasium Adelsheim,
6962 Adelsheim

Prof. Dr. Raymond Matzen
18, rue Geiler, F 67000 Strasbourg

Prof. Dr. Friedemann Maurer
Universität Tübingen,
Baustätterstr. 44, 7410 Tübingen

Gaston Mayer
Friedrich-Wolff-Str. 77, 7500 Karlsruhe

Eckart Pieske, Ministerialdirigent
Ministerium für Kultus und Sport BW,
Postfach 480, 7000 Stuttgart 1

Dr. Julius Schworer, Senatspräsident i. R.
Bayernstr. 6, 7800 Freiburg

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

Elmar Vogt
Riedackerweg 7, 7862 Hausen

Franz Josef Wehinger
Leopoldstr. 11, 7500 Karlsruhe

Dr. Johannes Werner
Steinstr. 21, 7551 Elchesheim

Hans Leopold Zollner
Gerhard-Hauptmann-Str. 12, 7505 Ettlingen

Tempus hibernum

*Wenn die Verzauberung nachläßt der Frost
Eine Pause macht Kräfte sammelt die Wiesen
Fast wie im Sommer liegen der Schnee
Ein dreckiger Rest ist auf glänzenden Teichen
Schmelzwasser steht wenn das Dorf
Seine Stalltüren öffnet die vorjährigen Kälber
Einen Nachmittag traben dürfen und es rundum
Nach Mist Kuhstall und Maismieten riecht
Wenn die Bauern im Wald Holz schlagen die Spechte
Im Garten versammelt sind die Sonne bedächtig
Und eingeschrumpft im immerwährenden Nebel
Hinfällig doch früher den Gang in den Äther wagt
Eine Dorfausgabe eine einfache nützliche
Sonne von der man noch hören wird
Wenn die Felder ihre Vornehmheit ablegen
Die Verwahrlosung sich herzeigt zusammengestürztes
Gewöhnliches Dasein Mistfladen vom vergangenen Sommer
An Ort und Stelle erscheinen Baumruinen
Unter tollwütigen Wolken vagabundieren
Die schwarzen Seelen der Krähen
Auffahren im Wind wenn das Leben
Also eintönig trist und vulgär ist
Unter unbolden mürrischen Menschen bin ich
Froh in landläufiger Gegend.
Sarah Kirsch*

(Eine Auswahl ihrer Gedichte ist unter dem Titel „Landwege“ bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienen)



